

Das letzte Gebot



Ernest Pérochon

Das letzte Gebot

Roman

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen
von Helmut Bockmann

Im Bieweg-Verlag

**Der Titel der französischen Ausgabe lautet:
„La Parcelle 32”**

ISBN 978-3-322-98289-6 ISBN 978-3-322-98992-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-322-98992-5

**Einband und Umschlag von J. E. Schmitz
1938 Alle Rechte vorbehalten**

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1938

Erster Teil

I

Es war in Quérelles. Der alte Mazureau stand vor dem Haus des Notars und zog am Griff der Tür-glocke. Man vernahm ein leises Bimmeln hinten im Hof.

Aber niemand kam, um zu öffnen. Es war sehr kalt hier, vor der: Hause des Notars. Ein etwa fünfzehn Jahre altes Bürschlein, das sich in Begleitung des Alten befand, flüsterte:

„Du hast nicht kräftig genug geläutet, Großvater; oder aber der Mechanismus ist kaputt. Soll ich's mal probieren?“

Er faßte, ohne die Antwort des Alten abzuwarten, nach dem kupfernen Griff der Glocke, und diese begann alsbald heftig zu tanzen.

Ein junges Dienstmädchen erschien, den Wischlappen in der Hand. Ihr Haar war gelöst, und ihr Gesicht zeigte einen mürrischen Ausdruck.

„Kommen Sie rein!“ rief sie, . . . „so kommen Sie doch rein!“

Sie stießen das eiserne Tor auf und gingen über den Hof.

„Mein Name ist Mazureau, Fräulein . . . Amandus Mazureau, von Hof Marnière bei Fougeray. Herr Boureau hat mir sagen lassen, ich solle einmal zu ihm kommen.“

Das Dienstmädchen hörte nicht auf seine Worte. Sie schritt vor den beiden her und wies jetzt auf eine Tür zur Linken.

„Da ist das Sprechzimmer!“ sagte sie.

Sie traten ein. Herr Boureau war um so liebenswürdiger, als sein Dienstmädchen es nicht war.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Mazureau“, sagte er sogleich, „und du auch, mein Junge. Wir wollen uns doch wohl auch ein bißchen wärmen, junger Mann? Er ist Ihr Enkel, wie? Nun ja, Sie brauchen es nicht abzuleugnen, man sieht auf den ersten Blick, daß er ein Mazureau ist . . . Wie alt ist er denn?“

„Er wird jetzt sechzehn.“

„Ei ei, dafür ist er aber ein strammer Bursch.“

„O ja, man kann nicht klagen“, erwiderte der Alte und hob das Kinn.

Unterdessen blätterte der Notar in seinen Papieren.

„Alles in Ordnung“, sagte er dann. „Hier ist die kleine Summe. Nur noch die Unterschrift, und dann sind wir quitt . . . Hier, hierher müssen Sie Ihren Namen setzen!“

Der Bauer kramte umständlich seine Brille aus der Tasche und unterschrieb.

„Schön. Also hier sind neunhundertfünfundsechzig Franken. Wollen Sie bitte nachzählen.“

Der Knabe war aufgestanden, und nun reichte der Großvater ihm die Scheine.

„Hier, das kannst du machen, Bernhard.“

Über die Wangen des Bürschleins huschte eine flüchtige Röte, dann beugte er das Gesicht einen Augenblick über den Schreibtisch.

„Fünfhundert . . . siebenhundert, achthundert, neunhundert, fünfzig, fünfundsechzig . . . Es stimmt!“ sagte er.

Damit gab er das Geld dem Großvater zurück. Der Notar lächelte.

„Sie können sich nicht beklagen, Herr Mazureau. Ihr armer Sohn hat nicht schlecht verkauft. Bedenken Sie, neunhundertfünfundsechzig Franken für ein armseliges Stückchen Land!“

„Ja aber, Herr Boureau, es ist doch unser Grund und Boden, der uns da genommen wird.“

„Zugegeben. Doch dafür kommt auch ein schönes Stück Geld ins Haus!“

„Ich will ja niemandem einen Vorwurf machen“, fuhr der Bauer fort. „Mein Sohn war eben einmal nicht für den Ackerbau geboren. Ehe er weg ist, hat er nach und nach alles verkauft, was meine Selige ihm vermacht hatte. Er hatte das Recht dazu . . . Das Geld, das Ihr mir da gebt, ist der Erlös für das letzte Stückchen Land. Jetzt ist nichts mehr da. Meine Schwiegertochter ist schon in die Stadt; sie spricht davon, daß sie ein kleines Geschäft aufmachen will . . . Ich kann nichts dagegen sagen.“

„Ihr Sohn ist bei Verdun gefallen, nicht wahr?“

„Ja, bei Verdun . . . acht Tage, nachdem er das letzte Stück Land verkauft hatte.“

Der Notar fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Meiner ist auch draußengeblieben. Aber das war viel, viel früher, drei Jahre ist es schon her.“

Einen Augenblick schwiegen beide, dann gab der Notar sich einen Ruck und sprach mit veränderter Stimme:

„Wir Alten müssen eben arbeiten, das ist unser Los . . .
Was macht Ihr Hof, Mazureau?“

„Oh, ich kann nicht klagen . . . Aber die Arme fehlen halt; ich bin ganz allein mit meiner Tochter.“

Der Knabe, der neben ihm auf dem Stuhl saß, machte eine Bewegung.

„. . . mit meiner Tochter und dem Jungen. Er ist seit Beginn des Krieges bei mir.“

„Er scheint mir noch kein großer Schaffer zu sein.“

Ein Funke des Stolzes begann in den Augen des Großvaters zu glimmen.

„Oh, er schafft schon, sage ich Euch, er schafft schon . . . Und ich kann Euch nur versichern, er ist mir eine große Hilfe!“

Er streckte den Arm aus und legte dem Knaben die Hand auf den Kopf.

„Der Bub, Herr Boureau, der ist meine halbe Kraft!“

„Ach ja“, gab der Notar zurück, „wenn dieser verdammte Krieg nur erst vorbei wäre, Mazureau! Dann hätten Sie wenigstens das Recht, sich endlich auszuruhen. Sie könnten die Feldarbeit den andern überlassen und Ihren Lebensabend ruhig und zufrieden verbringen. Sie haben ja zum Leben mehr als genug: bares Geld, und Land obendrein . . .“

„Ach nein, ich werde mich genau so ausruhen, wie meine Vorfahren es getan haben, nämlich dann, wenn ich einmal tot bin . . . Man braucht alleweil Geld, wenn man heutzutage leben will!“

„Nun, Geld genug werden Sie ja doch haben! Ich meine natürlich, daß Sie Ihre Felder verkaufen sollen.“

Nicht alle selbstredend; ein Gärtchen können Sie ja für sich behalten, und meinetwegen auch eine Wiese, damit die Kuh etwas zu fressen hat . . . Nein? Das wäre Ihnen nicht lieb?"

Der Bauer hatte den Kopf gehoben.

„Verstehen Sie mich nur recht“, fuhr der Notar fort. „Ich spreche von Verkaufen, nicht von Verpachten. Wenn Sie einen Morgen Land verpachten, bekommen Sie fünfzehn Franken dafür, aber wenn Sie ihn verkaufen, bekommen Sie ohne große Mühe zweitausend Franken . . . ja, ganz bestimmt, achttausend Franken kriegt man für das Hektar! Und ich könnte Ihnen das Geld mit sechs Prozent Zinsen in Staatspapieren anlegen.“

Mazureau hörte mit zusammengepreßten Lippen zu. Er schüttelte mehrmals den Kopf.

„Das ist alles nicht sicher!“

„Was? Staatspapiere nicht sicher?“

„Nein, das will ich nicht sagen. Staatspapiere sind gewiß sicher . . . obwohl natürlich: immerhin weniger sicher als der Grund und Boden selbst. Aber die achttausend Franken für das Hektar, das ist nicht sicher.“

Der Notar beugte sich herüber und flüsterte:

„Mazureau, hören Sie gut zu: wenn Sie verkaufen wollen, garantiere ich Ihnen achttausend Franken pro Hektar. Ich garantiere sie Ihnen . . . vielleicht sogar bekäme man mehr. Verstehen Sie?“

„Ja, ich verstehe, Herr Notar . . . acht Tausendfrankenscheine, acht elende Feszen Papier für ein Hektar guter Erde . . . sechseinhalb Morgen.“

„Das wäre gut bezahlt, denk' ich. Überlegen Sie doch!“

Mazureau wechselte mit einemmal den Ton:

„Herr Boureau, warum sagt Ihr mir das alles?“

Der Notar lehnte sich in seinem Sessel zurück.

„Nun Gott, eben weil Sie mein Klient sind . . . und schließlich ist das doch mein Beruf, nicht wahr?“

„Nein, Herr Boureau, warum gebt Ihr mir den Rat, meine Äcker zu verkaufen, den Boden, den ich von meinem Vater geerbt habe, zu veräußern, den Boden, auf dem die Mazureaus von je her sitzen?“

Sie sahen einander wie Feinde in die Augen.

Die tiefe Stimme des Bauern zitterte.

„Warum sagt Ihr mir das? Warum? Ihr glaubt wohl, ich stünde vor dem Bankerott? So weit bin ich doch noch nicht, Herr Notar!“

„Ach wo, wer redet denn von Bankerott? . . . Ich erzähle Ihnen von einem interessanten Geschäft und spreche als Ihr Freund zu Ihnen. Wenn Sie wollen, können Sie ja gleich gehn, natürlich können Sie das!“

Der Alte bemühte sich, zu lachen und schlug die Augen nieder.

„Ach, es ist wahr, Herr Boureau, ich bin ein schlechter Mensch. Aber warum führt Ihr mich in Versuchung? Achttausend Franken pro Hektar! Wenn es das gäbe!“

„Sie brauchen es ja nicht zu glauben, wenn Sie nicht wollen!“

Sie waren aufgestanden; der Knabe öffnete bereits die Tür. Der Notar streckte dem Alten seine feiste Hand hin, und dieser hielt sie in der seinen fest.

„Wenn ich verkaufe, Herr Boureau, dann nicht an jeden Hergelaufenen . . . Wenn der Mann mir gefällt, könnten wir ja immer noch sehn . . . So bin ich einmal . . .

Weil Ihr aber vorhin so gesprochen habt, so hatte Euch wohl schon jemand darum angegangen?"

Der Bauer sah den Notar fragend an, und seine Augen ließen die des andern nicht los.

"Ist es vielleicht Léchelier? Nein? Oder Honoré vom Großen Hof? Auch nicht? . . . Dann ist es wohl mein Schwager Sicot? Nicht wahr, Sicot ist es?"

Der Notar klopfte ihm mit der freien Hand freundschaftlich auf die Schulter und lächelte ihn an.

"Nein, lieber Freund, es hat mich niemand darum angegangen . . . oder doch wenigstens nicht direkt. Der eine will gern dies, der andere das, jeder will schließlich etwas kaufen . . . Es müssen also schon ein paar Leute da sein, die ihrerseits verkaufen! Und ich dachte eben, Sie wären vielleicht einer dieser Verkäufer, das ist alles!"

"So so. Na, dank auch schön, Herr Boureau. Also Grüß Gott! Komm, Bernhard!"

Sie gingen mit großen und dennoch langsamen Schritten durch den Flecken. Ein alter Bauer grüßte von fern, aber nur der Knabe erwiderte den Gruß.

Als sie die letzten Häuser hinter sich hatten, bogen sie von der Landstraße in einen Querspfad ein, der geradewegs durch die Ebene nach Fougeray hinüberführte.

Es war im Februar. Die Kälte war gewaltig und stach wie mit Nadeln. Über der unendlichen, baumlosen Ebene hing ein niedriger Himmel; über sie hinweg sprang ein scharfer Wind und stellte sich den beiden Wanderern entgegen. Mazureau achtete kaum darauf, der Knabe aber ließ von Zeit zu Zeit einen Stoßseufzer hören:

„. . . dammt nochmal, was der Wind sticht!"

Dabei blieb er einen Augenblick stehen, um die Ohrenschützer an seiner Mütze herunterzulassen. Der Großvater merkte plötzlich, daß er nicht mehr neben ihm herschritt; er wandte sich um und ließ den Blick wie abwesend auf dem Knaben ruhen.

„Was machst du denn da, Bernhard?“

„Ach, meine Ohren sind wie Eis . . . und auch die Nasenspitze.“

Doch der Großvater hörte schon nicht mehr, was er sagte. Seit den Worten des Notars war all sein Denken fieberhaft in Tätigkeit.

„Schlimmes Wetter!“ ließ sich der Knabe vernehmen; „der Boden ist nicht mal gefroren, und doch kommt nichts aus ihm hervor. Jetzt, grade jetzt müßten wir ein bißchen Sonne haben, und dann auch Regen, nicht wahr, damit das Getreide kommt?“

„Ja ja, Regen . . . einen ganz leichten Regen . . . Sag einmal, Bernhard?“

„Ja, Großvater?“

Der Großvater jedoch sprach seinen Gedanken erst aus, nachdem er zwanzig Schritte weitergegangen war.

„Sag einmal, Bernhard: würdest du mit deiner Mutter nach der Stadt zurückgehn, wenn sie dich mitnehmen wollte?“

„Nein!“

„Wenn sie es aber will . . .“

„Nein, sie wird mich nicht mitnehmen! Und ich will es nicht. Mein Platz ist hier; denn hier gibt es immer zu tun für mich.“

„Aber sie hat etwas gesagt, sie wolle dich in die Lehre geben . . .“

„Ich geh aber nicht hin! Mein Vater ist im Krieg gefallen . . . ich habe vielleicht ein Recht, hier zu bleiben!“

„Das hast du schön gesagt, mein lieber Junge!“

„Ich will hier bei uns bleiben. Denn ich liebe die Erde und mag die Felder gern . . . Und später werde ich Acker dazukaufen, anstatt zu verkaufen.“

„Schön gesagt, Mazureau!“

Der Großvater blickte mit einer Art stolzer Zärtlichkeit auf den Knaben, den er vor drei Jahren noch kaum gekannt hatte. Seine Schwiegertochter hatte ihn ihm zu Beginn des Krieges anvertraut, da sie als Arbeiterin nach Nantes in eine Fabrik gegangen war. Der blutarme Städter war mit einem Schlage aufgeblüht, und bereits einen Monat nach seiner Ankunft schritt er, den Oberkörper wiegend wie ein alter Bauer, die Peitsche in der Hand und feuchte Erdklumpen an den Füßen, hinter dem Pflug drein und trieb die Tiere an.

Er hatte aus einem natürlichen Gefühl heraus die jahrhundertalten Bewegungen seiner Sippe wiedergefunden, und in seiner kindlichen Seele war ein heftiges Gefühl emporgeblüht: nämlich die zähe Liebe des Bauern zur Scholle, zu der undankbaren Scholle, die durstig ist nach dem Schweiß des Menschen und nach seinem Blut, zu der trockenen Erde, an der das Werkzeug stumpf wird, und zu dem feuchten Lehm, der unsere Füße festhält; zu der Scholle, die dem Menschen so viel Mühe bereitet, und über die doch der frische Wind des Weltalls weht.

Ja, er war ein echter Mazureau, dieser stämmige und kluge Junge, arbeitsam und etwas wortfarg dazu. Den Liebkosungen der Tante Eveline, die so sanft und

mütterlich zu ihm war, brachte er wenig Verständnis entgegen. Man sah ihn auch nicht mit andern Burschen seines Alters spielen. Er zog jeder anderen Gesellschaft die des Großvaters und die seines Hundes Lambert vor, eines großen, bissigen Tieres mit wilden Augen. Als man ihm sagte, daß sein Vater gefallen sei, hatte er zwar geweint, sich aber im übrigen vernünftig gezeigt.

„Schön gesagt, Mazureau!“

Der Großvater fuhr mit einem Lächeln fort:

„Hast du gehört, was der Notar gesprochen hat?“

„Der Notar? Ach, der spinnt ja!“

„Na immerhin, achttausend Franken in Staatspapieren, das bringt allein achtundvierzig Pistolen Zinsen ein.“

Der Knabe blieb mit einem Ruck stehen.

„Du willst doch nicht deshalb etwa trotzdem verkaufen? Wir sind doch nicht bankerott! Und was würde nachher mit uns?“

In seiner Stimme zitterte eine wirkliche Angst, und dazu eine Art Zorn.

Jetzt blieb auch der Großvater stehen. Er zog die Schnupftabaksdose aus der Tasche, nahm eine Prife und ließ den Deckel mit lautem Knacken einschnappen.

„Du wirst bald sehn, ob wir bankerott sind oder nicht! Der Notar spricht von verkaufen, und du wirst sehn, wie wir eines schönen Tages verkaufen müssen!“

Sie schritten eine Weile dahin, ohne ein Wort zu reden. Als sie auf einem kleinen Hügel angelangt waren, sahen sie Fougeray vor sich liegen. Das Dorf zog sich an einem schmalen Waldstreifen entlang, der in dem Tal eines Baches emporgeschossen war. Bernhard sagte:

„Quérelles ist der Hauptort im ganzen Kreis, Fougeray ist nichts dagegen; und doch ist Fougeray größer als Quérelles.“

„Ja,“ erwiderte der Großvater, „aber in Quérelles gibt es Bürger: Arbeiter, Angestellte, Kaufleute . . . in Fougeray dagegen gibt es nur Bauern . . . Die sitzen auf ihren Höfen, und die stehn ja weit genug auseinander, so daß viel Feld dazwischen liegt.“

Bernhard versuchte, die Häuser von hier aus zu erkennen, doch von fern sahen sie einander alle gleich: sie waren klein und grau, mit schmutzigen Ziegeln und flachen Steinen bedeckt. Hoch und riesengroß ragten die Scheunen neben ihnen auf, und Bernhard zählte ihre Namen her:

„Das da ist die Scheune vom Großen Hof, das dort dem Onkel Sicot seine . . . aber die beiden da drunten kenne ich nicht!“

„Das sind die der Brüder Léchelier; ihre Scheunen stehn direkt nebeneinander, obwohl die beiden sich gar nicht mögen . . . das da ist Dabins Scheune, die dort gehört Menon aus Chantecoq, jene den Poitevins aus Monte-à-peine. Die große dahinten gehört zu der Millancherie.“

„Bei uns“, bemerkte Bernhard nachdenklich, „bei uns gibt es keine Straßen wie in Nantes oder in den andern Städten, aber dennoch hat jeder Hof seinen Namen wie ein ganzes Stadtviertel.“

Ein Lächeln ging über sein Gesicht.

„Tante Eveline behauptet, daß die Straße nach der Stadt bei Hof Marnière beginnt, weil die Stadt zufällig zwei Meilen entfernt in dieser Richtung liegt . . .

Und wirklich sieht das Dorf dort beinahe so aus, als hätte es eine Straße, denn die Häuser stehn an der Stelle dichter beieinander als sonstwo . . . Das der Bernous steht dicht neben dem der Lérots, und das der Mariceaus ist nicht weit davon entfernt.“

Vom Horizont herüber kam mit dem Ostwind der schwache Ton einer Glocke.

„In der Stadt gehn sie jetzt zur Messe“, sagte Bernhard.

„Nein“, erwiderte Mazureau; „das ist in dem Flecken Saint-Etienne, der liegt in der gleichen Richtung.“

In dem Augenblick, da er das sagte, begann auch in Fougeray eine Glocke zu läuten.

„Es ist noch nicht ganz elf Uhr“, sagte der Großvater; „wollen wir noch nach dem Wein schauen? Oder bist du zu müde?“

„Ich und müde!“

Sie schritten über einen frisch umgepflügten Acker und kamen an ein kleines Stück Feld, das von niedrigen Backsteinmauern eingefriedigt wurde. Darinnen standen zehn Reihen hübscher Weinstöcke. In einer Ecke des Grundstücks aber stand eine hohe Zypresse und beugte ihre Zweige unter dem scharf einherblasenden Wind.

„Gelt, Großvater, hier war doch früher ein Friedhof?“ fragte der Knabe.

„Ja; aber das ist schon sehr lange her . . . So bis zum letzten Krieg etwa, als die Dragoner hier vorüberkamen. Hier war das Land deiner seligen Großmutter . . . aber jetzt ist nur noch der Wein da, und das kleine Luzernebeet dort.“

Der Knabe wies nach rechts hinüber auf einige Äcker.

„Das, was mein Vater verkauft hat, war das gutes Land?“

„Es gibt kein besseres in der Gegend hierherum . . . Da braucht man nur zu säen, und . . . Das hat der Honoré vom Großen Hof genau gewußt. Er hatte ohnedies ein paar Acker hier, und so hat er alles gekauft, Stück für Stück. Die Sache kommt ihn auf ungefähr fünftausend Franken . . . es ist nicht einmal so viel wie man annehmen könnte.“

„Aber warum hast du es denn nicht selbst gekauft, Großvater?“

Aber das Gesicht des Bauern ging eine rote Welle.

„Dein Vater hatte mich nicht um Rat gefragt. Er hat immer getan, was er wollte . . . Ich habe mich nicht um seine Angelegenheiten gekümmert.“

„Ach deshalb!“

„Und dann hatte ich auch damals gerade wenig Geld.“

Der Junge machte eine enttäuschte Bewegung mit der Hand.

„So so“, murmelte er, „du hast es ihn also verkaufen lassen. Verdammt!“

Er wandte sich rasch um und schritt in der Richtung nach Fougeray davon. Der Großvater folgte ihm gesenkten Hauptes. Etwas stockend fragte er:

„Hör, Bernhard, wollen wir über Brülons gehen?“

„Liegt das nicht in derselben Richtung?“

In Wahrheit war der Plan nur dazu angetan, ihren Weg zu verlängern. Sie mußten die ganze Wegstrecke zurücklegen, die sie durch den Querspfad eingespart hatten.

Sie hielten sich geradeswegs auf die Getreidefelder zu und waren in zehn Minuten bei Brûlons angelangt.

Der Ort, der diesen Namen trug, war ein kleiner, sacht nach Osten abfallender Hang dicht an der Straße nach Quérelles.

Auf seinem Gipfel befand sich ein Familienfriedhof, der nur von drei Seiten durch eine ziemlich hohe Mauer und durch eine Hecke von Schneeballenbüschen umschlossen ward. Nach Sonnenaufgang zu, wo sich der Eingang befand, stand statt jeder Umfriedung nur ein winziger Schwarzdornbusch.

Überall in der Gegend — sie war früher streng protestantisch gewesen — sah man noch diese kleinen Friedhöfe.

Viele Bauern behielten ihre Toten nahe bei sich und begruben sie im Garten hinter dem Haus; andere beerdigten sie am Ausgang des Dorfes, an einem kleinen, sonnigen Plätzchen; wieder andere fuhren sie zu irgendeinem Punkt inmitten der schönen Ebene, auf daß sie dort in Frieden schlummerten.

Auf dem Dorffriedhof ruhten nur die Gebeine einiger weniger katholischer Familien; manchmal indessen beerdigte man dort auch einen Arbeiter, einen Knecht, einen hierher verschlagenen Fremden oder sonst irgendeinen armen Menschen ohne Name und Geld. Sie alle mußten, da sie zu ihren Lebzeiten niemals etwas besessen hatten, für immer an so gewöhnlicher Stätte ruhen.

Auf dem Gipfel des Hügels von Brûlons aber schlief die Familie Mazureau. Sie waren daheim dort oben, denn das Land, das sie rings umgab, gehörte ihnen, und sie alle hatten sich mit demselben zähen Fleiß darüber gebeugt.

„Schau, mein Junge, das ist auch mein Platz, wenn ich einmal tot bin . . . wenn es so weit ist, denke daran! . . . Hier liegt deine selige Großmutter, da deine Großoheime, und da drüben mein Vater und meine Mutter . . .“

Er wies auf zwei große Steinplatten, die auf den mit Kies bestreuten Hügeln lagen, und fügte mit einem Anflug von Stolz hinzu:

„Die beiden Alten dort, das waren Bruder und Schwester. Er war mein Großvater, und er hat zu seinen Lebzeiten mehr Ehre und Macht genossen als alle andern Mazureaus. Sie hatte sich weit weg verheiratet, in eine Gegend da unten hinter Quérelles. Sie hatte eine Menge Kinder, eine ganze Familie für sich . . . Und zum Schluß hat sie wieder zu uns hierher gewollt . . . Sie sind alle, alle hier beisammen . . . außer deinem armen Vater. Aber dort drüben ist sein Platz; wenn der Krieg zu Ende ist, soll er hierhergebracht werden.“

Der Knabe betrachtete nachdenklich das rechteckige Stück Erde, das über und über mit Ranunkeln bewachsen war. Dann sagte er leise:

„Man hat mir erzählt, daß er nicht leicht zu finden sein würde; und am Ende kostet es auch viel Geld.“

„Trotzdem müssen wir's versuchen. Es wäre ein großer Kummer für mich, wenn er nicht zurückkäme.“

Der Großvater wandte den Kopf zur Seite und sagte, um seine Erregung zu verbergen:

„Da schau, eben kommt die Sonne hervor!“

In der That fiel das Licht der Sonne hell und blendend auf die Felder herab. Der Nebel war emporgestiegen und plötzlich wie eine Leinwand von den scharfen Sonnenstrahlen durchschnitten und auseinandergerissen worden.

Der Knabe wies mit einer impulsiven Bewegung auf die schimmernde Ebene hinab, die von den Äckern und Feldern bis zum Horizont in tausend rechteckige Stücke aufgeteilt ward.

„Sag, Großvater, wem gehören all die Äcker, die da hinter den unfern liegen?“

„Den Leuten, die um Fougeray herum wohnen . . . und ein paar davon den Leuten aus den Dörfern rings um Quérelles . . . jeder von ihnen hat da sein Endchen Land. Es gibt sogar Höfe, die gehören Leuten, die gar nicht von hier stammen.“

„Ja, aber Brûlons ist nicht sehr groß, gelt?“ warf der Junge dazwischen.

„Unser Land ist vierzig Morgen groß . . . Früher gehörten all die Äcker, die du da drunten siehst, meinem Großvater. Jetzt gehören sie zur Millancherie.“

„Bis zu der Landstraße hinüber?“

„Ja, bis zur Landstraße . . . Er hatte sogar noch mehr, fast überall in der Ebene besaß er Äcker. Er hatte gekauft und gekauft, weißt du . . . sie nannten ihn den ‚reichen Mazureau‘. Aber als er einmal gestorben war, wurde viel Land wieder verkauft, und dann vor allem ist vieles unter den Erben aufgeteilt worden.“

„Früher herrschte das Recht der Erstgeburt“, bemerkte der Knabe mit altkluger Miene.

„Ja, in der Königszeit gaben die vornehmen Adligen alles dem erstgeborenen Sohn. So kamen schöne Reichtümer zusammen.“

„Sch“, sagte Bernhard, „ich werde mit Tante Eveline teilen müssen.“

„Das ist nur recht und billig“, gab der Großvater zurück, doch ein heimliches Bedauern ließ seine Stimme trauriger klingen, als es hätte sein sollen.

Der Knabe schüttelte den Kopf und murmelte:

„Und doch ist es sehr dumm!“

Trotz des eiskalten Windes blieben sie eine kleine Weile sinnend vor dem fruchtbaren Land stehen, das sich endlos vor ihren Augen unter den Strahlen der jungen Sonne dahindehnte. Dann wies der Knabe auf die große Parzelle, die, rechts von ihnen, in spitzem Winkel an den Familienfriedhof der Mazureaus stieß.

„Sag, Großvater, das Stück Feld da, das bis hierher zu uns reicht und zur Millancherie gehört, wessen ist das eigentlich?“

„Die Millancherie gehört einem Herrn aus der Stadt, ich glaube, er ist vor ein paar Wochen gestorben . . . Aber auch dieses Feld war früher unser. Dein Großonkel hat es verkauft.“

„Dann müssen wir es eben zurückkaufen!“

„Eja, mein lieber Junge, das will ich schon mein Leben lang tun.“

Der Großvater war dicht vor den Knaben getreten; dieser hatte die eine Hand auf seine Schulter hinaufgelegt und richtete sich auf den Fußspitzen empor.

„Oh, ich möchte reich sein“, sagte er, „um all unsere verkauften Äcker zurückzukaufen. Sehr reich möchte ich sein . . . Dann würde ich all die Äcker kaufen, die du da siehst, die zur Millancherie gehörenden, die von Monte-à-peine, die Äcker, die den Leuten um Fougeray herum sind, und die, die den Leuten aus den Dörfern rings

um Quérelles gehören, und auch die Höfe der Herren aus der Stadt . . . Das ganze Land würde ich kaufen.“

Sein Arm wies auf das Land zu ihren Füßen und bog sich mit der raffenden Gebärde eines Geizigen zurück, als wolle er die unzähligen Äcker da drunten an sich reißen und ängstlich rings um den Friedhof der Mazureaus gruppieren.

Auch der Großvater, der vor innerer Bewegung zitterte, stand jetzt hochaufgerichtet da und ließ die verlangenden Blicke eines Liebenden über die Ebene schweifen.

Der Briefträger kam gewöhnlich kurz nach dem Milchmann von der Molkereigenossenschaft auf den Hof. Eveline Mazureau trug heute früh ihren leeren Eimer nicht sogleich, nachdem der Milchmann weggegangen war, ins Haus, sondern schritt langsam über den Hof und drückte sich in einen Winkel hinter dem Strohschuppen dicht an die Mauer.

Von diesem Ort aus konnte sie die ganze Dorfstraße bequem überschauen. Sie stand jetzt oft hier und wartete. Plötzlich erschien der Briefträger an der Biegung der Straße. Er tat vier oder fünf Schritte und hob dann drohend seinen Stock. Mazureaus Hund Ujar, der sein persönlicher und ewiger Feind war, gab sofort Laut und sprang wütend auf ihn zu.

Da heute früh ein kalter Wind blies, hatten die Frauen sich sogleich, nachdem der Milchmann gegangen war, zerstreut, und die Straße lag völlig verödet.

Nur der alte Bernou stand da, wo die Mauer einen Winkel bildete, an seinen Stall gelehnt, denn auch er

wartete auf den Briefträger. Seit zwei Monaten hatte sein Sohn nichts mehr von sich hören lassen, und niemand von den Seinen glaubte ihn mehr am Leben, weder sein Weib, noch seine Schwiegertochter, noch seine eigenen Töchter. Er aber klammerte sich an die wunderbaren Berichte eines Urlaubers und wartete noch immer. Jeden Morgen, wenn der Briefträger in seine Nähe kam, trat er einen Schritt auf ihn zu. Jener aber sagte nur dies eine Wörtchen:

„Nichts!“

Dann wandte sich der Alte um und ging ins Haus zurück.

Nichts. Jeden Morgen vernahm Eveline den harten Klang des Worts, und ihr Herz begann heftig zu schlagen. Auch ihr würde, wenn sie hier stehenblieb, der Briefträger im Vorübergehen kurz zurufen: Nichts!

Der Mann hatte es eilig; er konnte nicht jeden Morgen bei Eveline stehenbleiben und sagen:

„Mein hübsches Kind, der schöne Maurice, der dein Schatz ist, hat dir diesmal noch nicht geschrieben. Aber du brauchst dich deshalb nicht zu ängstigen: die von seinem Regiment schreiben eben alle nicht.“

Das konnte er ihr nicht jeden Tag erzählen, denn er hatte einen weiten Weg zu machen. Und dann sah er so viel Leid, daß es ihn mit der Zeit kühl ließ.

Nein, er würde ihr nichts sagen, oder doch nur ein einziges Wort: Nichts! Dies Wörtchen war so rund und hart wie die Rieselsteine, die Lukas, der alte Steinklopfer, unter seinem Hammer zwanzigmal um und um wendete.

Für gewöhnlich fand Eveline nicht den Mut, zu warten; wenn der Briefträger bei dem alten Bernou angelangt war, flüchtete sie ins Haus.

Heute früh aber mußte sie bestimmt einen Brief bekommen! Der Traum, den sie in der letzten Nacht hatte, konnte sie nicht getrogen haben . . .

Plötzlich richtete Ujaz, der auf Mazureaus Mauer lag, sich hoch auf und stellte die Ohren empor. Eveline hob den Kopf, und ihr Herz begann stürmisch zu pochern . . . Doch nein, es war blinder Alarm gewesen! Der Hund lag schon wieder unbeweglich auf der grauen Mauer wie ein Tier aus Stein.

In Wahrheit kam ja der Briefträger nicht rascher, wenn man hier auf ihn wartete. Eveline ging daher ins Haus zurück und machte sich an ihr Geschirr. Sie dachte: „Er wird da sein, ehe ich damit fertig bin.“

Als das Geschirr im Schrank stand, lief sie abermals zu ihrem Platz hinter dem Strohschuppen. Der alte Bernou stand noch wie vordem, und auch der Hund hatte sich nicht gerührt. Also war der Briefträger noch nicht vorüber, und nichts war verloren.

Ja ja, es war ganz gewiß: heute früh würde sie einen Brief bekommen, sie mußte nur warten!

Sie schritt durch den Garten und trat in das Waschhaus; dann ging sie abermals ins Haus zurück und hängte den Kessel für das Frühstück über den Ramin.

Jetzt schlug es schon zehn Uhr! So spät war der Briefträger noch nie gekommen! Es hatte keinen Zweck, länger zu warten.

Eveline ging in ihr Zimmer hinüber. Über ihr Bett gebreitet lag ein Rock, und daneben eine lustige Bluse

und die Sonntagschürze. Aber sie hatte heute wirklich keinen Mut, sich zu putzen. Ihre Beine zitterten, und das Herz schlug ihr in der Brust wie ein blutgieriges, böses kleines Tier.

Mechanisch zog sie ihr Mieder aus und löste ihre Haare, deren schwere Flechten auf ihre Schultern herabfielen.

Auf der Kommode vor ihr waren köstliche Dinge zu sehen. Da lag unter einer Glasglocke Mutter Mazureaus Brautkrone, dann waren da die Photographien der Eltern und allerlei hübsche Karten und Bilder. Vorn lächelte ganz allein aus einem goldenen Rahmen ein Soldat etwas feck unter seinem blauen Stahlhelm hervor.

Wo mochte er wohl in diesem Augenblick sein, der schöne Maurice? Vielleicht lag er schon in irgendeiner Leichenkammer?

Die Tränen stiegen Eveline in die Augen . . . Plötzlich jedoch ließ sie das Geräusch kräftiger Schritte emporschrecken. Wie eine Wahnsinnige rannte sie mit ihren aufgelösten Haaren hinab.

Der Briefträger! Er stand vor dem Küchenfenster.
„Fräulein Eveline Mazureau!“

Ohne ein Zeichen der Verwunderung über das unordentliche Aussehen des schönen Mädchens von sich zu geben, reichte er ihr den Brief und ging mit seinen großen, gleichmäßigen Schritten davon.

Ein Brief, endlich! Von seiner Hand! Alles übrige war unwichtig.

Im Feld, 2. Februar 1918

Meine liebe Eveline,

wenn ich Dir diese paar Zeilen schreibe, so tu ich es, um Dir zu sagen, daß wir seit etwa acht Tagen in Ruhestellung liegen. Es war auch Zeit, daß wir an die Reihe kamen. Wir haben hart gekämpft, ehe wir abgelöst wurden, und wir dachten alle, daß wir draußen blieben. Unser Halbzug umfaßt nur noch acht Mann; wir warten auf Verstärkung. Dadurch, verstehst Du, haben wir ein angenehmes Leben hier.

Meine liebe Eveline, das will ich Dir auch sagen, im Augenblick mach ich mir nicht allzuviel daraus. Als ich hierher kam, hab ich auch Dein Päckchen bekommen. Die Kameraden und ich, wir haben uns tüchtig drüberhergemacht. Was Du mir da sonst noch schreibst, habe ich auch gelesen. Wenn ich erst auf Urlaub komme . . .

Bei den folgenden Worten ward Eveline plötzlich glühend rot. Maurice hatte immer einen etwas kühnen Ton an sich gehabt. In seiner neuartigen Soldatensprache aber klang er nicht gut, und Eveline wollte sich nicht an ihn gewöhnen. Im übrigen war der Schluß des Briefes kurz und endete mit diesen ihr ungewohnten, abstoßenden Worten.

Jedoch, er hatte noch ein paar Zeilen am Rand quer über die Seite geschrieben.

Du sagst, daß Du diesen Sommer überhaupt nicht mit der Arbeit zuweg kommst. Nun, da gibt

es doch Abhilfe: Dein Vater soll ein oder zwei Felder verkaufen und das Geld beim Staat hinterlegen. Im Fall, daß wir heiraten, wenn ich aus dem Krieg heimkomme, wer kann wissen, was wir dann tun?

„Im Fall, daß wir heiraten“, schrieb er: das war nicht ganz der rechte Ton . . . Aber schließlich war er kein Schürzenjäger und dachte ja auch zärtlich an sie, da er sich schon Sorgen darum machte, was sie später tun würden, wenn erst die Schönheit des Lebens wieder begann.

Was tat es da schon, daß er seinen Absichten in etwas allzu groben Worten Ausdruck gab! Eveline verzieh ihm auch das abscheuliche vierzehntägige Schweigen, das sie in solche Angst versetzt hatte.

Ihr fiel ein, daß sie sich hatte hübsch machen wollen. Ihr Blick wurde wieder hell, und sie lächelte ihrem Bild im Spiegel zu, als sie die schwere Flut ihrer Haare aufsteckte.

Sie war trotz der gebräunten Farbe ihrer Haut hübsch. Wenn auch ihre Hände etwas allzu rot und aufgesprungen waren, so bildeten doch die Arme über ihrem Kopf einen wunderbar reinen Bogen.

Da sie groß und schlank war, sah sie trotz ihrer fünf- undzwanzig Jahre noch sehr jung aus. Das rasche Blut der Mazureau floß unter ihrer zarten Haut, doch fehlten ihr die niedrige Stirn und die breiten Kinntbacken, die in der Familie erblich waren.

Von ihrer Mutter, die in jungen Jahren an irgendeinem geheimen Kummer gestorben war, hatte sie das

feine, schmale Gesicht und vor allem die schönen, blauen Augen, die so schüchtern und gehorsam blicken konnten und gleicherweise für die Zärtlichkeit wie für die Trauer gemacht schienen.

Eveline lächelte ihrem strahlenden Bild im Spiegel zu und versank in ein träumerisches Sinnen.

Es war gewiß, daß Maurice sie liebte. Sie holte aus ihrem Gedächtnis allerlei kleine Erinnerungen an die Zeit hervor, da sie beide glücklich zusammen gewesen waren.

Er war als Knecht auf den Hof ihrer Eltern gekommen, und zwar in demselben Jahre, da ihr Bruder nach der Stadt ging. Er war kaum achtzehn Jahre alt gewesen, und sie gerade sechzehn.

Zuerst waren sie sehr schüchtern voreinander gewesen. Eines Abends jedoch, am Tag von Allerheiligen, waren sie allein im Waschhaus zurückgeblieben; da hatte er sie plötzlich in seine Arme genommen, und sie bot ihre Wange seinem linkischen Jünglingskuß dar.

Am nächsten Tag ging er fort. Er arbeitete danach ein Jahr bei Onkel Sicot und zog dann ein großes Stück weiter, bis auf die andere Seite von Quérelles.

Sie hatte ihn nicht oft wiedergesehen, aber hin und wieder hörte sie die Mädchen aus Quérelles von ihm erzählen. Er war ein berühmter Bursche, dieser Maurice. Er zeigte sich als großer Trinker, als großer Spieler und als großer Tänzer auf den Dorfbällen . . . Er war kaum mehr oder eigentlich überhaupt nicht mehr schüchtern, und je lieber die Mädchen seinen Reden zuhörten, desto schlechter sprachen die Mütter von ihm.

Dann war der Krieg gekommen. Er wurde gleich zu Anfang verwundet und kam nach Fougeray, um dort

seine völlige Befundung abzuwarten. Damals war die Liebe still und gut in Evelines Herz emporgeblüht.

Aber dieser verfluchte Krieg wollte kein Ende nehmen. Ein paar Mädchen aus Fougeray hatten sich dennoch verheiratet; ihre Verlobten hatten nicht länger warten wollen und hatten zwischen zwei Schlachten in ihren Armen wenige Stunden eines ängstlichen und grausamen Glückes gesucht. So gab es allein in diesem Dorf drei Witwen mehr . . .

Auch Eveline hätte sich bereitgefunden, zu heiraten. Ihr Vater hätte sich dem Plan wahrscheinlich nicht widersetzt, denn er hatte, als eines Tages die Rede auf ihre Mitgift kam, ein Wort des Einverständnisses fallen lassen. Maurice indessen sprach niemals ganz bestimmt von dem Plan.

Er sagte: ‚Wenn der Krieg erst einmal vorbei ist, heiraten wir‘, oder aber, wie heute: ‚Im Fall, daß wir heiraten, wenn ich aus dem Krieg heimkomme . . .‘

Natürlich mußten sie heiraten, denn auf den Hof der Mazureau mußte ein Mann, der den Gefallenen ersetzte. Ja, sofort nach Beendigung des Krieges – was der Prophezeiung zufolge im Herbst der Fall sein sollte – würden sie heiraten. Ein neues Glück würde seinen Einzug in das Haus halten und sie, Maurice, den Vater und den Neffen, diesen wackeren und so vernünftigen kleinen Burschen, allesamt verbinden.

Eveline stützte beide Ellbogen auf die alte Kommode; der hübsche Soldat in seinem goldenen Rahmen lächelte ihr zu. Sie schmiegte die Wangen in ihre Hände und überließ sich mit halbgeschlossenen Augen einer verliebten Träumerei.

Etwas verwirrt fuhr sie empor, als der Vater plötzlich eintrat. Es war längst Mittag vorüber, und das Essen stand noch nicht auf dem Tisch. Mazureau jedoch schalt nicht, wie er oft genug zu tun pflegte.

Nachdem er das Geld eingeschlossen hatte, setzte er sich an den Tisch, und Bernhard nahm neben ihm Platz.

Als Eveline die lehmbeschmierten Stiefel des Knaben bemerkte, holte sie ihm rasch seine Holzschuhe herbei.

„Komm, zieh die Stiefel aus!“ sagte sie, „du könntest dich am Ende erkälten.“

Bernhard zuckte geringschätzig die Achseln. Sie hielt ihn wohl für ein Mädchen? Nun steckte sie seine Füße in Pantoffeln, was er sich nur brummend gefallen ließ.

„Ihr seid aber lang weg gewesen!“ sagte sie jetzt; „habt ihr denn den Notar nicht angetroffen?“

„Doch, wir haben ihn angetroffen“, erwiderte Mazureau. „Wir haben nur noch einen kleinen Spaziergang durch die Ebene gemacht.“

„Über Brülons?“

„Über Brülons und über den Weinberg.“

„Das ist ja allerlei!“ sagte sie, „welch ein Einfall, bei einem solchen Wetter in den Feldern herumzulaufen!“

Die beiden sahen sich an, erwiderten aber kein Wort, denn ihr Gefühl sagte ihnen, daß Eveline ihr Empfinden auf jenem Gang nicht zu teilen vermöchte.

Noch Eveline rutschte unruhig auf ihrem Platz hin und her, so daß Bernhard schließlich fragte:

„Was hast du denn heute morgen? Du siehst ja arg froh aus!“

Sie sagte rasch, und die ganze Freude ihres Herzens leuchtete aus ihren Augen:

„Ja, ich bin auch arg froh: Maurice hat geschrieben.“
Die beiden begnügten sich mit einem:

„Ah!“

„Ja, er hat geschrieben; ich war sehr unruhig . . .“
Jetzt fragte der Alte:

„Wie geht's ihm denn nun?“

„Sie sind seit etwa zehn Tagen in Ruhestellung hinter der Front . . . da, wo er jetzt ist, hat's keine Gefahr . . . Er schreibt, sie hätten lange gekämpft und es hätte viele Tote gegeben. Darum warten sie jetzt auf Verstärkung . . .“

Sie redete und redete . . .

Bernhard unterbrach sie. Er wandte sich zu dem Großvater und fragte:

„Wer ist eigentlich dieser Maurice? Ich habe ihn erst einmal gesehen und kenne ihn fast gar nicht.“

Mazureau erwiderte:

„Ein früherer Knecht von uns.“

Nun erst wandte Bernhard sich zu der Tante und fragte sie geradezu:

„Und der ist dein Schatz? Du willst ihn heiraten?“
Eveline mußte unwillkürlich lachen.

„Ja“, sagte sie, „das will ich . . . du gibst doch deine Einwilligung?“

Aber weder der Knabe noch der Großvater gingen auf ihren Scherz ein. Sie glaubte sagen zu müssen, um die beiden ihren Gedanken zugänglicher zu machen:

„Maurice bedauert dich wegen deiner vielen Arbeit, Vater! Er meint, dein Land wäre zu groß, und du würdest dich diesen Sommer zu sehr anstrengen.“

„Er soll sich nur keine unnötigen Sorgen machen“, gab Bernhard zurück.

„Er sagt, seiner Meinung nach wäre es vielleicht gut, wenn du ein oder zwei Äcker verkauffst.“

„Es ist nicht recht von ihm, so etwas zu sagen!“ erwiderte Mazureau.

„Der meint am Ende, er hätte sich da reinzumischen!“ bemerkte Bernhard verächtlich.

Eveline fühlte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen hatte.

„Ach, wißt ihr, er hat andere Sorgen“, sprach sie. Der Vater aber spann seinen Gedanken weiter.

„Es ist nicht recht von ihm, so etwas zu sagen . . . so redet nur einer, der nichts davon versteht. Die Erde ist fruchtbar wie nie, seit es Menschen gibt, die sie beackern . . . Du kannst ihm schreiben, daß seine Vorschläge mir gar nicht passen.“

Eveline gab keine Antwort mehr. Schweigend aßen sie ihr Mahl zu Ende.

Bernhard schob verdrießlich ein Stück Käsekuchen zurück, das die Tante für ihn beiseitegelegt hatte. Er stand als erster vom Tisch auf und ging über den Hof davon.

Als Eveline im Begriff war, das Geschirr abzuräumen, packte Mazureau sie plötzlich am Arm.

„Eveline“, sagte er, „hast du feste Absichten auf diesen Burschen?“

„Das weißt du genau, Vater!“

„Hast du auch schon daran gedacht, daß er keinen Feszen Land besitzt? Du hast das Geld für deine Ausstattung, wenn du dich einmal als Frau auf einen Hof

setzt . . . und wenn ich nicht mehr bin, wirst du genügend Land haben . . . Land wirst du haben, Eveline!“

„Das allein macht nicht glücklich, Vater!“ sagte sie leise.

Die Hand des Alten legte sich schwer auf ihre Schulter.

„Soll ich dir sagen, was ich denke, Eveline? Nun gut: er ist ein Habenicht's! Er weiß nicht, was das heißt, Besitz haben . . . Er spricht davon, daß ich Äcker verkaufen soll, wie man Vieh verkauft . . . Und solch einen Burschen, der kein Herz und keinen Verstand hat, willst du mir ins Haus bringen?“

Sie senkte den Kopf, denn sie war doch zu furchtsam, ihm geradezu die Stirn zu bieten; dennoch war sie entschlossen, nicht nachzugeben und an ihrer Liebe festzuhalten.

„Ob es hier auf dem Hof ist oder anderswo, ich werde zufrieden mit ihm sein, und wenn er heute zurückkommt, so wird mein Glück darin bestehen, ihm zu folgen, wohin er auch geht.“

Er stieß sie heftig von sich.

„O ja, du würdest ihm folgen . . . und wenn ich einmal nicht mehr da wäre, würdest du alles verkaufen . . . Und das wäre dann dein ‚Glück‘! . . . dein Glück! Was ist das überhaupt: ‚das Glück‘?“

Der hochgewachsene Bauer stand vor Eveline, das Gesicht rot vor Zorn, die Augen blühend auf sie gerichtet, und hob und senkte seine geballte Faust, als wolle er einen unsichtbaren Feind zu Brei schlagen.

„Ich hab mein Leben lang nur um das tägliche Brot geschafft . . . nicht um das ‚Glück‘ . . . Was also wollen sie mir alle mit ihrem Glück? Schon meine Selige wollte

immer ‚Glück‘ . . . dann kam mein Sohn damit, danach die Schwiegertochter . . . Und jetzt kommst auch du mir so, mit deinem weichen Herzen! Was haben sie eigentlich alle in der Brust, die meinen Namen tragen? Das Glück! Es gibt kein Glück . . . Es gibt nur Menschen, die aufrecht zu stehen wissen, und andere, die sogleich müde sind und sich umlegen . . . Eveline Mazureau: bevor man an das Glück denkt, muß man sein Haus in Ordnung und die Ehre der Familie sauber halten!“

Eveline weinte fassungslos vor sich hin und lief zur Tür. Bernhard stand dort und lauschte den Worten des Großvaters. Sie beugte sich zu dem Knaben hinab und zog ihn mit mütterlicher Gebärde an sich. Er aber ließ sich von ihrer Zärtlichkeit nicht gefangen nehmen. Mit stolz in den Nacken geworfenem Kopf und trockenen Augen machte er sich los und ging ins Haus.

II

Es war am ersten Sonntag im März, als man die vier oder fünf Äcker, die einen Teil des Nachlasses von Poitevin aus Fougeray bildeten, meistbietend versteigerte.

Die Versteigerung sollte im Klassenzimmer der Knabenschule stattfinden und war für zwei Uhr nachmittags angefest.

Mazureau zog also, nachdem man zu Mittag gegessen hatte, eine saubere Bluse an und rief Bernhard zu sich. Sie gingen beide zur Tür hinaus, und der Großvater sagte mit verständnisinnigem Augenzwinkern:

„Jetzt sollst du mal sehn, mein Junge, wie wir verkaufen!“

Auf der Landstraße vor ihnen schritt eine Gruppe alter Bauern dahin. Sie waren zu viert und gingen lediglich aus Neugierde zu der Versteigerung. Sie waren zufälligerweise alle vier zur gleichen Zeit auf den netten Gedanken gekommen, bei dem schönen Sonnenschein diesen kleinen Spaziergang zu machen und dabei ein Pfeifchen zu rauchen . . .

Mazureau hieß sie eine Weile auf seinem Hof niedersehen; man konnte hier gut ein Stündchen oder deren zwei verplaudern. Sie wollten jedoch nicht recht und meinten, es sei nicht gut, sich beim ersten schwachen Sonnenschein gleich niederzusetzen, und da sie einmal bis hierher gekommen seien, sei es auch besser, nun bis zur Schule zu gehen und mit zuzusehen, wie die Käufer sich in die Haare gerieten.

Nachdem er sich eine Zeitlang hatte bitten lassen, schloß Mazureau sich ihnen an. Bernhard folgte ihnen; er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und schritt wie sie, den Oberkörper hin- und herwiegend und hin und wieder auf den Boden spuckend, dahin.

Einer der Alten, namens Menon, war als eifriger Schwäger bekannt und sprach auch jetzt ohne Unterlaß. Er wies den andern nach, daß man schon ein bißchen verrückt im Kopf sein müsse, wenn man jetzt im Augenblick Land kaufen wolle.

„Na, wenn ich Geld hätte“, sagte er, „ich würde es beim Staat anlegen.“

„Ich auch!“ gab Mazureau zurück. „Beim Staat ist es sicher und bringt Zinsen, ohne daß man den Finger krumm machen braucht.“

Danach begannen sie einträchtig das Lob der Staatspapiere zu singen.

Jetzt kam ein Radfahrer klingelnd hinter ihnen daher. Als er bei ihnen war, sprang er von seinem Gefährt. Es war Zacharias, der Milchmann; er hatte den Höfen rings seinen Besuch abgestattet und ging nun ans Verkaufen. Aber auch er wollte Land kaufen. Er hätte sogar alles zusammen erworben, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich damit Feinde zu machen.

Da sie sehr langsam gingen, sprang er wieder auf sein Rad, um nur ja zur rechten Zeit dort zu sein.

Als sie es sahen, ging ein leises Lächeln über ihre Gesichter. Zacharias' Besitz bestand aus einem wackligen Handkarren, einem alten Maulesel und diesem neuen Fahrrad, das sicherlich noch nicht einmal bezahlt war.

Als sie bei der Schule anlangten, war das Klassenzimmer schon vollkommen überfüllt, und ein jeder von ihnen sagte:

„Da geh ich nicht hinein!“

Noch bei dem noch kühlen Sonnenschein mußte man befürchten, sich zu erkälten, und so beschloßen sie dennoch, einer nach dem andern, hineinzugehen. Aber sie setzten sich nicht zusammen. Mazureau und Bernhard schlängelten sich durch die Menge, bis sie ganz im Hintergrunde des Saales angelangt waren.

Etwas sechzig Menschen waren in dem Raum versammelt, alte Männer mit roten Gesichtern und hübsch glattrasierten Wangen, einige ‚Reklamierete‘, die weiße Armbinden als Erkennungszeichen trugen, ein Urlauber in seiner Felduniform, und, in der ersten Reihe in den

Pulten der Schüler sitzend, vier Frauen mit flachen Hauben auf dem Kopf.

Auf dem erhöhten Pult des Schulmeisters breitete Herr Boureau seine Papiere aus und rückte seine Kerzen zurecht. Ein Anwalt war aus der Stadt gekommen, ein sehr schöner Anwalt sogar, das mußte man sagen, er trug ein in Gold gefaßtes Einglas, weiße Handschuhe und den Rock eines Reserveoffiziers.

Er stützte sich mit dem Ellbogen auf das Pult und schien großes Vergnügen daran zu finden, die Bauern einen nach dem andern zu betrachten.

Jetzt nahm er einen kleinen, schüchternen Greis aufs Korn, der sich furchtsam in eine Ecke drückte, und hielt ihm mit spöttischer Miene einen Zettel hin.

„Hier nehmt, Väterchen, wenn Ihr das lest, bekommt Ihr bestimmt Lust, auch ein Gebot steigen zu lassen!“

„Große Ehre, große Ehre! Aber ich kann ja nicht lesen . . . und dann habe ich auch kein Geld mehr.“

„Nu nu! Ein Morgen oder zwei, das ist doch nicht die Welt. In Euerm Strickstrumpf werden sich schon noch ein paar Taler finden.“

„Ich hab im letzten Monat erst gekauft, werter Herr . . . das Land bei Benauge, und den Hof dazu . . . hundert- undachtzigtausend Franken hat es gemacht . . .“

„Hundertund . . .“

„Tjaja, lieber Herr! Und die Kosten dazu, das geht ins Geld!“

Der Anwalt setzte sich und rührte sich nicht mehr. Der Notar aber lachte verstohlen und steckte die Nase in seine Papiere.

„Erste Parzelle . . . Angebot: dreitausend Franken! Dreitausendundzwanzig! Zum ersten! Zum zweiten . . . zum dritten und letzten Mal!“

Niemand sprach ein Wort, der Notar jedoch ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Auch die zweite Parzelle, die mit zweitausendachthundert Franken ausgebaut wurde, fand keinen Interessenten. Stimmen erhoben sich im Hintergrund des Saales.

„Zacharias! Nun, Zacharias?“

Der Milchmann wandte sich zu ihnen um und schnitt seine in solchen Fällen übliche Grimasse: er schüttelte mit halbgeschlossenen Augen mehrmals den Kopf und setzte dabei eine sehr schlaue Miene auf.

„Wartet nur ab!“ schien er sagen zu wollen. „Ihr werdet gleich sehn.“

Als die dritte Parzelle ausgebaut wurde, hob Mazureau den Kopf, und seine Blicke wanderten rasch durch den Saal. Niemand meldete sich. Der Notar bot rasch die letzte Parzelle aus und zog dann seinen Kneifer aus der Tasche, um sich seine Leute zu betrachten. Er war ein breitschultriger Mann mit ein paar pfiffigen Augen im Kopf, denen man anmerkte, daß er sich von den Bauern nicht so leicht täuschen lassen würde.

„Liebe Freunde“, sagte er jetzt kurz und bestimmt, „ihr braucht euch keine Mühe zu geben mit euern Mäzchen . . . Ihr möchtet sie doch alle gern, das weiß ich ganz genau . . . Ich fange also nochmal von vorn an, aber ich werde euch die Kerzen bezahlen lassen, die ich euertwegen mehr verbrenne . . . darauf könnt ihr euch verlassen! . . . Erste Parzelle! Angebot: zweitausendfünfhundert Franken!“

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als eine der Frauen rief:

„Zweitausendfünfhundertzwanzig!“

„Vierzig!“

„Sechzig!“

„Zweitausendsechshundert!“

Sie überboten sich mit wahrer Wollust. Als man bei fünftausend Franken angelangt war, wurde das Stück Land dem großen alten Bauern zugeschlagen, der die Staatspapiere für besser als alles in der Welt hielt. Die Frau, die mitgeboten hatte, stapfte wütend, mit rotem Kopf und weit aufgerissenen Augen, zur Tür; auf der steinernen Schwelle klapperten ihre Holzschuhe, und man hörte sie etwas von ‚hinterhältigem Pact‘ vor sich hinhurmeln.

Dank der Zähigkeit der andern alten Bauern, die mit Mazureau als Neugierige herbeigekommen waren, kam die zweite Parzelle bis auf sechstausend Franken.

Die dritte sollte gerade mit dreitausendfünfhundert losgeschlagen werden, da sagte endlich auch Mazureau sein Wort:

„Dreitausendfünfhundertzwanzig!“

Und der Tanz begann von neuem. Sie kämpften zu dritt: Mazureau, ein ‚Reklamierter‘, und noch ein anderer, dessen Stimme man nicht hörte, der indessen dem Notar seine Gebote durch Zeichen zu verstehen gab.

Als man bei viertausend angelangt war, wandte der ‚Reklamierter‘, es war Honoré vom Großen Hof, sich auf seiner Bank um. Da er Mazureau erkannte, nickte er ihm leise zu und schwieg.

Der unsichtbare Käufer jedoch ging immer noch höher. Als man, nach einem ungewöhnlichen Sprung um ganze fünfzig Franken, bei fünftausend angelangt war, zog Mazureau seine Schnupftabakdose.

„Fünftausendundzwanzig!“ sagte der Notar.

Mazureau senkte den Kopf. Sein Blick fiel auf Bernhards Gesicht. Der Knabe war bleich, doch er biß die Zähne fest zusammen. In seinen Augen aber standen Tränen.

Da rief der Großvater mit hochmütiger Stimme:

„Fünftausendeinhundert!“

Das Feld gehörte ihm.

Nachdem die letzte Parzelle zugeschlagen war, trat Mazureau auf den Hof hinaus. Dort standen bereits Honoré, der ‚Reklamirte‘, Mazureaus Schwager Sicot und mehrere alte Bauern. Honoré reichte Mazureau die Hand und beglückwünschte ihn. Mazureau hielt ihnen die geöffnete Schnupftabakdose hin, doch Sicot bediente sich nicht, sondern sagte trocken:

„An Tabak fehlt es mir nicht!“

Dabei warf er Mazureau einen gehässigen Blick zu. Sicot war breit und stämmig, sein Gesicht war sehr rot und sah nicht gerade gemütlich aus.

Als die andern gegangen waren, pflanzte er sich dicht vor Mazureau auf.

„Du hast also jetzt Geld, wenn du Land kaufen kannst?“

„Ich wollte eben die Parzelle gern haben . . . und ich werde gewiß kein Geld von dir pumpen, um sie zu bezahlen.“

„Auch ich hätte sie gern gehabt.“

„Ich habe dich nicht daran gehindert, mitzubieten!“

„Ich habe mitgeboden!“

Mazureau sah ihn mißtrauisch von der Seite an.

„Du warst das?“

„Ich war das!“

Einen Augenblick schwiegen sie beide und bliesen den Atem von sich wie zwei Ringkämpfer. Mazureau fing als erster wieder an zu reden:

„Seit ich dich kenne, hast du dich niemals anders gegen mich . . .“

Sicot zischte:

„Alter Schwindler du!“

Mazureau schob Bernhard mit einer raschen Bewegung von sich. Die beiden Schwäger sahen sich in die Augen.

Sie hatten am nämlichen Tag geheiratet und zwei Schwestern geehelicht. Doch sie hatten einander nie gemocht. Ein dumpfer Haß schwelte von Jugend an in ihnen und wäre schon hundertmal zum Ausbruch gekommen, wäre nicht der mildernde Einfluß der Frauen gewesen.

„Schwindler! Jetzt auf einmal also hast du Geld! Die Zeiten scheinen vorüber, wo du die Äcker deiner seligen Alten hast verkaufen lassen?“

Mazureau beugte sich zu dem kleinen Mann hinab, den er mit seiner hohen Gestalt weit überragte:

„Was bezahlst du mir für meine Äcker bei Brülons?“

Der andere erschrak sichtlich:

„Für deine Äcker bei Brülons?“

„Ja, was bezahlst du mir dafür? Du mußt es mir selbst sagen, anstatt hintenrum mit dem Notar darüber zu reden. Denn du hast mit ihm darüber geredet, Sicot!“

Du schwindelst natürlich kein bißchen! Vielleicht tust du's, weil wir miteinander verwandt sind?"

Sicot schüttelte sich zornig:

„Verwandt? Zwischen uns beiden gibt es keine Verwandtschaft!“

Mazureau fuhr mit einem verächtlichen Lächeln fort:

„Du wirst meine Äcker nicht bekommen . . . Aber wer weiß, ob ich nicht eines Tages die deinen kaufen werde, Sicot aus la Baillargère?“

Nach dieser Drohung zog er die Schultern empor und ging davon, ehe der andere zu erwidern vermochte:

„Schwindler! Schwindler!“

Honoré, der ‚Reklamierter‘, holte Mazureau auf der Landstraße ein. Er beglückwünschte ihn von neuem zu seinem Kauf. Das Land hatte eine gute Lage, es war leicht zu erreichen, und mehrere Bauern hätten es gern besessen.

„Du hattest ja auch Lust, es zu kaufen“, bemerkte Mazureau.

„Das verhehle ich Euch gar nicht. Aber vor Euch habe ich mich natürlich zurückgezogen.“

„Dafür danke ich dir, Honoré. Sicot hat nicht so gehandelt wie du, darum muß ich einen zu teuren Preis zahlen.“

Mazureau setzte hinzu, und seine Stimme klang schwer und vorwurfsvoll:

„Jedenfalls ist der Preis teurer als der, den du meinem armen, seligen Jungen für das Land oben bei der Jaunerie gezahlt hast.“

„Meint Ihr wirklich, Mazureau? Für die damalige Zeit war es teuer. Das Stück Land, das Ihr vorhin

gekauft habt, würde mir viel besser passen . . . Es grenzt an meinen Hof, während die Jaumerie weit draußen in der Ebene liegt.“

Mazureau blieb stehen, um den günstigen Augenblick zu nutzen.

„Hör, Honoré“, sagte er, „würdest du mir die Äcker bei der Jaumerie wieder verkaufen?“

Der andere ward rot, wie ein auf einer Lüge ertappter Schuljunge. Er antwortete kurz und trocken:

„Nein!“

Sie kamen vor Mazureaus Haus an. Eveline schritt gerade über den Hof. Honoré wünschte ihr guten Tag und folgte ihr mit den Augen. Er tat einen Schritt, um davonzugehen, dann sagte er noch:

„Wißt Ihr, Mazureau, ich kann die Jaumerie nicht verkaufen, ebensowenig wie die andern Äcker, die mir gehören. Ich bin keiner von denen, die ihr Land verkaufen, Ihr versteht das doch . . .“

„Ja, ich verstehe es! Du sprichst so, wie auch ich denke.“

„Aber ich sage nicht, daß ich mich nicht mit Euch verständigen wolle . . . Man müßte mal zusehn.“

„Komm mit mir herein“, versetzte Mazureau.

Ob Honoré wirklich der reichste Mann in Fougeray war? Viele beantworteten diese Frage ohne weiteres mit Ja. Andere wieder stellten ihm den Schweinehändler Gibel gegenüber, dessen dunkle Geschäfte kein Mensch kannte, oder auch Herrn Marquet, den Rentier, der sein Vermögen in Papieren auf der Bank liegen hatte.

Honorés Vermögen hatte den Vorteil, daß es allen sichtbar, rechtmäßig und greifbar im Schein der hellen Sonne dalag.

Da er eine Erbschaft nach der andern gemacht hatte, war er eines Tages der Besitzer von über vierhundert Morgen Land. Er hatte, wenn man die Wahrheit sagen will, einen großen, aber recht verfallenen Hof; dieser barg jedoch in seinem Innern eine Menge Betten, Truhen, Anrichten, Geschirrgestelle und riesige Schränke. Jedermann wußte, daß sie zum Bersten mit Wäsche angefüllt waren, denn zwanzig weibliche Ahnen hatten ihr Leben darangesetzt, den Hanf zu spinnen, der hier aufgespeichert lag.

Nein, sie waren wahrhaftig keine Phantasten, die Leute, die Honoré für den reichsten Mann in der Gegend hielten.

Dabei war er nicht stolzer als andere auch. Seine Grundstücke waren zum größten Teil verpachtet. Er selbst beackerte kaum zwanzig Morgen, die an seinen Hof stießen, der in Fougeray von jeher der „Große Hof“ genannt wurde, da an der Stelle, wo er erbaut war, einmal ein großes Rittergut gestanden hatte.

Ihm half bei der Arbeit ein alter Onkel, der ihm bereits sein ganzes Vermögen abgetreten hatte. Eine Magd führte ihm den Haushalt, eine recht bejahrte Magd, die er, wie alles andere, geerbt hatte.

Alles das machte, daß sein Leben nicht immer gerade das fröhlichste war.

Und dennoch ward er von allen beneidet. Im Anfang des Krieges war er zunächst einer der wenigen Untauglichen gewesen, die zu Hause blieben. Dann wurde er zum

Hilfsdienst einberufen, und nachdem er einige Monate in der Kaserne verbracht hatte, kam er, weniger stolz denn je, als ‚für die Feldarbeit reklamiert‘ zurück.

Da die Magd damals krank war und sich vor Schmerzen nicht bewegen konnte, bat er eine Nachbarin, ihm den Haushalt zu führen. Die alte Haushälterin war jedoch streng und wollte von ihrem Lehnstuhl aus alle Welt regieren; weil aber auch die Nachbarin von brummiger Gemütsart war, hielt sie es nicht lange auf Honorés Hof aus.

Darauf brachte Honoré eine Art junger Spülmagd ins Haus, die ihm sehr gutartig zu sein schien. Nach acht Tagen bereits wurde das Mädchen entlassen, und wie!

Nun gab der Onkel seinem Neffen Honoré den Rat, sich zu verheiraten, mit der Base aus Montverger zum Beispiel, die würde sicherlich nicht Nein sagen.

Es mochte sehr gut sein, daß sie nicht Nein sagen würde, die Base aus Montverger . . . Honoré war vierzig Jahre alt, sie zweiundvierzig, und beider Vermögen paßte schön zusammen. Doch sie bot keinen sehr erfreulichen Anblick mit ihrem Schnurrbart und den bereits ergrauenden Haaren.

Honoré hätte eine Junge vorgezogen. Er wußte allerdings, daß er keinen absonderlich heldenhaften Eindruck machte, und auch die jungen Mädchen hatten ihm nie verheimlicht, daß sie ihn wegen seiner spindeldünnen Gestalt und seines eingesunkenen Leibes für einen ziemlich erbarmenswerten Liebhaber hielten. Er wußte aber auch, daß vierhundert Morgen Land ein ganz hübsches Gewicht auf der Waage der Freundschaft dar-

stellen. Er mußte sich nur hüten, daß er nicht an eine allzu schlaue Schöne geriet, die ihm das Leben zur Hölle machen würde.

Er dachte sogleich an Eveline Mazureau, denn sie gefiel ihm mehr als alle andern. Selbstverständlich deshalb, weil sie hübsch war, aber auch, weil sie so bescheiden dreinblickte und einen jeden gut aufnahm.

Er beschloß also, nicht etwa rasch mit dem Mädchen einig zu werden, wie irgendein junger Laffe es getan hätte, sondern: den Vater allmählich einzulullen. Mit Mazureau fertig zu werden, schreckte ihn keineswegs, während verliebte Kühnheiten eine Geschicklichkeit von ihm verlangten, die er nicht besaß.

„Also wie ist das, Mazureau, es ist Euch leid, daß Ihr die Jaumerie nicht mehr besitzt?“

„Ja, es ist mir leid . . . denn das Land gehörte meiner Seligen . . . sonst wäre es mir nicht so darum zu tun! Wenn man ein gutes Stück Boden sehn will, braucht man nur zur Jaumerie zu gehen.“

„Und trotzdem ist er nicht besser als das Land, welches Ihr heute gekauft habt!“

Mazureau zuckte die Achseln:

„Geh, schweig! Du kennst eben den Boden nicht.“

Der Jüngere murmelte, zu Eveline hinübergewandt:

„Und doch ist allerlei Land mein; ich hab schlechte und hab gute Stücke.“

Bernhard, der neben dem Großvater auf der Bank saß, wurde unruhig.

„Wenn Ihr so viel habt“, sagte er, „warum wollt Ihr uns dann nichts davon verkaufen?“

Eveline sah ihn groß an, aber die beiden Männer mußten unwillkürlich lachen.

„Würdest denn du welches verkaufen, wenn du viel hättest?“ fragte Honoré ihn.

„Nein!“

„Ah schön! Da sind wir uns also vollkommen gleich . . . Wenn aber dein Großvater gern einen Tausch machen möchte, so will ich versuchen, mich mit ihm zu einigen.“

Mazureau rief:

„Ich habe dir nicht gesagt, daß ich einen Tausch machen möchte . . . Ich habe gesagt: komm mit rein und sprich, wie du dir die Sache denkst.“

„Nun gut, ja! So will ich denn als erster sprechen: gebt mir das Stück Feld, das Ihr vorhin gekauft habt, und ich gebe Euch dafür die Jaunerie. Dabei schenke ich Euch zweitausend Franken.“

Mazureau schüttelte den Kopf.

„So geht das nicht!“ sagte er.

Doch seine Stimme klang weich, und eine große, unerwartete Freude erhellte seinen Blick. Er fuhr fort:

„Ich glaube, wir werden uns noch einig . . . Aber man muß erst einmal sehn . . . Du wirst schließlich Kosten bezahlen müssen . . .“

Dann hieß er Eveline zwei Gläser herbeibringen. Honoré ahnte, daß das Geschäft damit abgeschlossen sei, aber man mußte schließlich nochmals darüber sprechen, und so wie jetzt war es ja sehr gut.

Als Eveline ihm seinen Wein eingoß, scherzte er:

„Wenn Ihr einmal zu mir kommt, Mazureau, so wird kein hübsches junges Mädchen da sein, das Euch zu trinken einschenkt . . . Bei mir zu Hause ist's eben traurig

bestellt, und man weiß nicht, mit wem man schwätzen soll . . . Oft muß ich das Tischtuch selber auflegen.“

Dann hob er, bevor er trank, höflich sein Glas und sagte:

„Zum Wohl, Fräulein Eveline!“

Da er fortfuhr, sein einsames Leben zu beklagen, fragte Mazureau ihn:

„Eja sag mal, warum heiratest du nicht? Bei dir ist doch Platz genug für eine Frau.“

Honoré warf sich in die Brust:

„Ja, Platz genug hab' ich wohl!“

„Du kannst dir die Reichste aussuchen.“

„Die Reichste? Wenn ich heirate, mach ich mir darum die wenigste Sorge.“

Er wandte den Kopf zu Eveline hinüber, und das Blut färbte seine mageren Wangen dunkelrot.

„Ich kann mir das ärmste Mädchen im Dorf nehmen und zu ihr sagen: Komm zu mir und sei Herrin in meinem Hause . . . Wenn du Lust hast, zu arbeiten, so arbeite . . . Wenn du aber lieber nichts tust, so ist da dein Schemel am Fenster, und dort dein Lehnstuhl am Ramin . . . Oder aber, wenn du lieber reisen und deine Jugend genießen willst, so steht mein Pferd gesattelt für dich im Hof . . . So würde ich zu ihr sprechen . . . Und hübsche Kleider und Halsbänder würde ich ihr schon beim Kaufmann aussuchen.“

Aber Evelines Gesicht ging ein trauriges Lächeln:

„Einen Mann wie Euch findet ein junges Mädchen nicht oft.“

Dann lief sie in ihr Zimmer hinüber. Honorés Enttäuschung entging Mazureau keineswegs.

„Also gut“, sagte er, „es ist mir recht so; wir tauschen, aber die Kosten für die Umschreibung trägst du.“

„Oh, oh!“ versetzte Honoré, „Ihr habt selbst gesagt, daß man über die Sache erst etwas nachdenken müsse . . . Wenn ich mich dazu entschließen sollte, werde ich wieder zu Euch herüberkommen und es Euch sagen.“

„Wie du willst, aber nimm dir nicht zu lange Zeit.“

„Nein, zu lange wird's nicht dauern“, erwiderte der Junge.

Dann setzte er mit unmerklichem Zögern in der Stimme hinzu:

„Ich wollte wegen noch einer Sache mit Euch reden.“

„Und das wäre?“

Honoré wies auf seine Armbinde.

„Ich bin, wie Ihr wißt, für die Feldarbeit reklamiert. Ich schaffe wohl auf meinem Grund und Boden, aber ich bin dennoch nicht mein eigener Herr, denn ich muß auch bei den andern arbeiten.“

„Das ist nur recht und billig“, gab Mazureau zurück.

„Zugegeben! Ich will ja auch nicht kneifen . . . Aber ich bin den einen Tag hier und den andern Tag dort . . . das tut bisweilen gut, aber nicht immer; und wieviel Sticheleien muß ich einstecken! Ich würde viel lieber regelmäßig bei einem schaffen. Zwei Tage in der Woche bin ich dazu verpflichtet. Und da hab ich an Euch gedacht, Mazureau . . . da Ihr ja Euere Arbeit ohnedies nicht allein tun könnt . . .“

Mazureau sah ihn lauernd an, denn er war überrascht, daß der andere sich so bald verriet.

„Es ist zwar sehr gut zu hören, was du mir da sagst, Honoré, wie aber ist es mit dem Lohn?“

Der andere machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Oh, darum sorgt Euch nur nicht! Die Hauptsache ist, Ihr kommt darum ein, daß ich als Arbeiter bei Euch eingetragen werde. Soll ich deswegen zum Bürgermeister gehn?“

„Wie du willst“, erwiderte Mazureau. „Essen würdest du hier. Einverstanden?“

„Ja, wenn es Euch nicht zu viel Umstände macht.“

Im Augenblick, da er das sagte, scholl Evelines Stimme vom Hof herein. Honoré erhob sich von seinem Platz und verabschiedete sich von Mazureau. Als er draußen angelangt war, blieb er vor dem Mädchen stehen, um ihr die Neuigkeit mitzuteilen.

„Es wird Euch ein bißchen Arbeit machen, Fräulein Eveline, aber ich komme ja nur zwei Tage in der Woche her. Ich bitte Euch nur, meinetwegen keine Umstände zu machen; ich bin nicht schwer zufriedenzustellen.“

Sie erwiderte kurz und schlicht:

„Das ist nicht weiter schlimm; ich werde versuchen, alles zu Eurer Zufriedenheit zu machen.“

„Oh, wenn Ihr mich bedient, werde ich immer zufrieden sein!“

Er hatte die letzten Worte mit schüchterner Stimme vor sich hingemurmelt, und zwar gerade in dem Augenblick, da Eveline nach dem Strohschuppen hinwegging.

Eine Sekunde blieb er unentschlossen stehen, dann schritt er hinter dem Mädchen drein. Als sie zwischen dem Strohschuppen und der Umfassungsmauer stand, sammelte sie ihre Rüchlein um eine wütend gluckende Henne.

Er machte Miene, ihr dabei zu helfen, sie aber sagte lächelnd:

„Geht weg, Ihr jagt meiner Henne nur Angst ein!“

Er wich verblüfft einen Schritt zurück, ballte die Fäuste und wartete.

Als sie mit den Tieren fertig war, näherte er sich ihr von neuem.

„Eveline“, begann er, „ich freue mich, daß ich bei Euerm Vater arbeiten kann.“

Sie antwortete zerstreut:

„Ihr seid sehr nett, denn Ihr erweist uns einen großen Dienst mit Euerer Hilfe!“

„Ach ja, bei mir zu Hause . . . bei mir zu Hause, da fehlt nichts, — außer der Jugend; bei mir zu Hause ist alles alt und traurig. Aber wenn ich Euch vor Augen habe, so ist das für mich wie ein lieber Sonnenstrahl.“

Sie sah ihn etwas erstaunt an. Da wurde er über und über rot und streckte ihr die Hand hin:

„Grüß Gott, Eveline! Bis morgen, Eveline! Ich freue mich sehr, Eveline!“

Da ihr hübsches, ein wenig müdes Lächeln sacht über ihr Gesicht huschte, glaubte er, daß auch sie sich sehr freue. Er drückte ihr kräftig die Hand und schritt fröhlichen Herzens davon.

Eveline aber ging ins Haus zurück. Bernhard war nicht mehr im Zimmer, aber der Vater hatte seinen Platz am Tisch nicht verlassen.

„Eveline“, sagte er, „Honoré vom Großen Hof wird bei uns als Kriegsdiensttreklamierter arbeiten.“

„Ich weiß“, erwiderte sie; „er hat es mir grad eben gesagt.“

Mazureau sah seine Tochter an. Sie zeigte die nämliche traurige Miene, die er seit Wochen an ihr be-

merkte. Er sagte, und seine Stimme hatte einen heiseren Klang:

„Du wirst mir darauf achtgeben, daß nichts am Essen fehlt, so lange er bei uns ist . . . und dazu wünsche ich, daß du freundlich zu ihm bist.“

„Aber gewiß doch, Vater, du weißt, daß ich zu allen Leuten freundlich bin, die bei dir arbeiten.“

Er hieb mit der flachen Hand auf den Tisch:

„Ja, aber der verdient es noch mehr als die andern. Als er vorhin zu dir sprach, hast du ihm spöttisch geantwortet und ihm den Rücken gekehrt. Ich verstehe nicht, daß du einem Mann von seiner Stellung eine solche Beleidigung zufügen kannst . . . einem Mann, der mir meine Äcker bei der Saunerie zurückgegeben hat, von denen ich bereits gedacht hatte, daß die Familie sie nie mehr wiederbekäme . . .“

Eveline machte sich vor dem Ramin zu schaffen. Nun erwiderte sie mit ängstlicher Stimme, ohne dabei ihren Vater anzusehen:

„Ich habe vorhin mit ihm gesprochen; er sah nicht so aus, als sei er böse auf mich.“

Mazureau fuhr etwas weniger barsch fort:

„Mag sein! Heute wird er sich noch darüber hinweggesetzt haben. Aber morgen und all die andern Male, wenn er zu uns kommt, sei hübsch nett zu ihm. Er hat auf seinem Hof Platz genug für eine Frau; das hat er vorhin selbst gesagt, und es ist so.“

Er senkte die Stimme und fuhr fort:

„Ich habe wohl begriffen, daß er es deinetwegen sagte . . . Ich glaube, Eveline, daß es dir einmal recht gut gehn wird, bestimmt besser als deiner Mutter,

deiner Großmutter und all den andern Frauen der Familie. Und wenn einer meines Namens nach mir kommen sollte, so wirst du ihm ein großes Erbe hinterlassen können; und wenn du dich mit deinem Geld begnügst, kann er zu deinen Lebzeiten deinen Anteil an Brülons bekommen . . . Denn du wirst so viele Äcker haben, daß du einen ganzen Sonntag lang in ihnen spazierengehen kannst, ohne nur einmal an denselben Platz zu kommen. Die Leute werden sich vor dir verneigen, Eveline Mazureau!"

Sie stand auf und sagte mit weinerlicher Stimme:
„Ach, Vater! So viel verlange ich ja gar nicht!"

Mazureau sah für eine Sekunde in das blasse Gesicht seiner Tochter, in dem die Augen voller Tränen standen und der schön geschwungene Mund in den Winkeln herabgezogen war. Der Zorn schüttelte ihn.

„Für dich habe ich gesprochen, für deine Ehre und für die der Familie. Und jetzt kommst du mir wieder mit deinem Unfinn und deinem weinerlichen Gesicht! Ich will nicht wissen, was dir wehtut; ich frage nichts und will nichts hören. Eveline, du wirst tun, was ich will . . . Du wirst Herrin auf dem Großen Hof sein, oder du bist nicht mein Blut. Marsch, geh mir aus den Augen!"

Eveline machte, daß sie in ihre Stube kam. Vor ihrem Vater war sie wie ein kleines Mädchen; trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre hätte sie niemals gewagt, sich gegen ihn aufzulehnen.

Und dann hatte der heutige Tag ihr wahrlich zuviel zugemutet! Um ganzen Körper zitternd, trat sie vor die Kommode. Der hübsche Soldat blickte noch immer aus seinem Rahmen und sah sie mit seinen tapferen Augen

an. Was trieb er wohl da unten? Schon seit einem Monat schrieb er nicht mehr.

Dennoch hatte man im Dorf von ihm reden hören. Es war die Nachricht verbreitet worden, daß er eines lockeren Streiches wegen vor das Kriegsgericht geladen worden sei. Eveline wußte auch, daß er einem Mädchen aus Quérelles, einer großen, frechen Person von üblem Ruf, eine Karte gesandt hatte.

Das alles hätte Eveline ihm gern verziehen, und sie verzieh es ihm auch . . . Aber dieses schon einen Monat währende Vergessen war ihr doch ein allzu grausamer Schmerz. Auch bestand jetzt nicht viel Hoffnung mehr, daß er zu ihr zurückkommen würde.

Und nun stieß der Vater sie mit unerbittlicher Hand zu einem andern, ausgerechnet zu diesem alten, von Schmeicheleien triefenden, verliebten Kerl, der mit Schlaueit und Talern bewaffnet um sie warb.

Eine sonderbare Angst ließ ihr Blut zu Eis erstarren, wenn sie daran dachte, daß sie sich würde wehren müssen und vielleicht nicht wagen würde, es zu tun. Sie kam sich verlassen und schwach vor und sah nirgends eine Hilfe.

Das Herz wollte ihr brechen. Sie warf sich auf ihr Bett und begann fassungslos zu schluchzen.

III

Honoré kam bereits am darauffolgenden Tag wieder auf den Hof, um den Handel abzuschließen. Zum Arbeiten jedoch blieb er an diesem Tag noch nicht da. Erst am Sonnabend danach trat er zu seinem ersten Arbeitstag an.

Er kam etwas spät; Mazureau stand bereits auf dem Hof und spannte die Ochsen unter das Joch.

Honoré entschuldigte sich:

„Ich bin daheim aufgehalten worden; aber ich werde Euch schon entschädigen. Ich schaffe einen halben Tag mehr für Euch.“

„Wie es dir paßt!“ gab Mazureau zurück.

„Also, was wollen wir tun?“ fragte Honoré.

„Ja, da du einmal hier bist, wird Bernhard dich zu deinem Arbeitsplatz führen. Ich bin in einem Augenblick bei euch.“

Bernhard kam gerade, einen Korb in der Hand, aus dem Haus. Da er die Worte des Großvaters vernahm, gab er Honoré den Korb und nahm die Peitsche.

Sie fuhren nach Brûlons hinaus, wo der Kartoffelacker gepflügt werden mußte. Ein Teil war schon umgewendet, denn Mazureau hatte am Abend zuvor hier gearbeitet. Die letzten Furchen waren weniger regelmäßig und gerade als die andern, und der Pflug hatte gegen Ende des Ackers ein paar Zickzacklinien in den Boden gezeichnet.

„Wer hat denn das gemacht?“ fragte Honoré.

„Ich!“ erwiderte Bernhard und hob den Kopf.

Honoré spannte die Ochsen vor den Pflug, nahm den Sturz und sagte gelassen:

„Da will ich nochmal drübergehn, mein Junge.“

Bernhard gab keine Antwort. Er nahm den Korb und schritt in der Furche hinter Honoré drein, um die vergessenen Knollen aufzusammeln, die die Pflugschar jetzt noch bloßlegte.

Honoré war ein guter Pflüger; er hatte die Tiere sogleich in der Hand und fand schon bei der zweiten Wendung die vorgezogene Furche.

Bernhard, der mit seiner Arbeit wenig zu tun hatte, benutzte die übrige Zeit, um zuzuschauen. Das eine Knie auf dem Boden, und die eine Hand auf den Henkel des Korbes gestützt, beugte er den Kopf begierig nach vorn und beobachtete Honorés Arbeit. Da er feststellen mußte, daß der Mann nicht wie ein Anfänger, sondern so gut wie der erste Knecht eines Bauern pflügte, erwachte sogleich seine Eifersucht. Um seine Vorrechte zu unterstreichen, bemerkte er, als das Gespann an ihm vorüberkam, mit verdrießlicher Stimme:

„Ihr geht aber rasch! Der Ochse rechts ist krank gewesen; Großvater will, daß er geschont werden soll.“

Jetzt kam Mazureau am andern Ende des Ackers an. Er hatte die Egge auf seinem Leiterwagen liegen.

Honoré machte halt, und nachdem die Stute ausgespannt war, packte er die Egge, um sie herunterzuheben. Es gelang ihm jedoch nicht sogleich. Bernhard sah mit zu, wie er sich abmühte; da er bemerkte, daß die Egge durchaus nicht herab wollte, trat auch er hinzu. Er faßte den schweren eisernen Rahmen, hob ihn mit beiden Händen empor, zog ihn an sich und warf ihn dann, mit zum Zerreißen angespannten Muskeln, zur Erde.

„Er hat Kraft in den Knochen!“ sagte Mazureau stolz.

Auch Honoré fand ein gutes Wort für Bernhard; dann half er Mazureau die etwas nervöse Stute anspannen. Als sie damit fertig waren und sich umwandten, sahen sie, daß Bernhard den Pflugsterz ergriffen hatte. Er schritt hochaufgerichtet in der Furche dahin, und seine

Arme waren so geradegestreckt, daß der geringste Stoß seinen ganzen Körper erzittern ließ.

„Lassen wir ihn!“ sagte der Großvater; „einmal muß er ja anfangen.“

Als es Mittag läutete, war der ganze Acker umgelegt und geeegt. Bernhard hatte die letzte Furche ziehen wollen und die Pflugchar recht schräg gestellt, so daß er sogar noch etwas in den benachbarten Acker hineinschnitt.

„Er möchte am liebsten die Grenzsteine ausreißen!“ bemerkte der Großvater.

„Das nicht, aber Ihr solltet sie ausreißen“, versetzte Honoré.

Mazureau sah ihn erstaunt an.

„Was willst du damit sagen?“

Honoré wies auf den benachbarten Acker, ein ehemaliges Luzernfeld, das jetzt von Moos und Wegerich überwuchert war.

„Das gehört doch zur Millancherie, nicht?“

„Ja.“

Honoré blickte Mazureau offen ins Gesicht.

„Nun ja, das ist zu verkaufen“, sagte er dann.

Eine plötzliche Blutwelle stieg dem Alten in die Wangen.

„Ich glaube, du machst Wiße!“

Honoré schüttelte jedoch den Kopf.

„Wenn ich es Euch sage, so weiß ich auch, daß es stimmt. Ihr wißt vielleicht, daß der Besitzer tot ist. Na, und der Erbe will den Hof loswerden. Wenn man Land verpachtet, bekommt man ja doch nicht viel Geld herein, ich kann ein Lied davon singen . . . Der Erbe will also

verkaufen, und sein Beauftragter ist Boutin aus Quérelles; er war heute früh bei mir."

Da Mazureau noch immer eine zweifelnde Miene machte, wühlte der andere in der Tasche seines Rockes herum und zog ein großes Blatt Papier daraus hervor.

"Hier ist der Katasterauszug. Boutin hat mir eine Abschrift davon dagelassen."

Mazureau konnte indessen ohne seine Brille nichts sehen. Honoré las ihm den Schein vor:

"Der Acker bei Routis . . . der Acker bei Tombe-Renaud . . . der Acker bei Loup . . . das alles ist es nicht! Die Parzelle, die bei dem sogenannten Punkt Brülons liegt, beim Katasteramt eingetragen unter Nr. 32, Sektion D, die im Norden und im Westen an Mazureaus Land stößt, im Süden an das von Mazureau und von Sicot, und im Osten an die Straße nach Quérelles . . . Größe: etwa 4 ha 25 . . . 4 ha 25? Das scheint mir doch ein bißchen übertrieben."

"Nein! Es gehören drei Stück Land dazu, und davon ist das große, das du dort siehst und das auch an Sicots Felder stößt, eines. Hat der Boutin dir auch gesagt, ob der Hof als Ganzes verkauft wird?"

"Das glaubt Ihr doch nicht im Ernst, Mazureau? Ein Hof mit dreihundert Morgen Land! Sie verkaufen ackerweise . . . Jeder will ein Stückchen davon haben, und da jeder dazu Geld hat, wird es einen schönen Betrieb geben."

Mazureau, dessen Hirn lebhaft arbeitete, antwortete zerstreut:

"Ganz gewiß! Das wird einen schönen Betrieb geben!"

Dann brummte er, und ein leiser Neid schwang in seiner Stimme:

„Du wirst wohl auch wieder dein hübsches Teil dabei kaufen?“

Der andere machte eine ausweichende Handbewegung.

„Ja, ich habe mit Boutin gesprochen . . . aber nur wegen einem kleinen Fleckchen Wiese, das an meine Äcker stößt und über welches ich ohnedies schon immer muß . . . Sonst will ich nichts kaufen . . . Aber was Euch betrifft, Mazureau, so kommt die Parzelle da, die Parzelle 32, Euch rechtmäßig zu.“

Der Alte gab hierauf keine Antwort, sondern sah aufmerksam zur Sonne hinauf.

„Wir müssen gehn!“ sagte er, „die Sonne steht schon hoch. Bernhard ist bereits drunten am Hof angekommen, und das Essen wartet auf uns.“

Sie gingen schweigend dahin; erst nach einer Weile sprach Mazureau:

„Ja, ich möchte das Feld gern erwerben. Mir liegt an ihm mehr als an andern, die genau so viel wert oder gar besser sind; weil es uns früher einmal gehört hat. Mein Großvater hat es urbar gemacht . . . Aber ich werde wohl nicht der einzige sein, der es kaufen will . . .“

„Ihr werdet nicht der einzige sein!“ wiederholte Honoré.

Unter seinem tief in die Stirn herabgezogenen Hut hinweg beobachtete er das von der Leidenschaft verzerrte Gesicht des Alten; er las ihre Arbeit so deutlich darin, daß er den Augenblick für gekommen hielt, seinen Trumpff auszuspielen.

„Mazureau“, begann er von neuem, „Ihr wißt, ich bin Euer Freund; wenn Ihr also das Stück Land wirklich gern wollt, so könnte ich Euch ja, statt gegen Euch zu arbeiten, helfen es zu erlangen.“

Da der Alte keine Antwort gab, fuhr der andere fort:

„Wenn sich wirklich noch andere Käufer finden sollten, so werde ich mich mit Euch verbünden, um ihnen den Weg zu verlegen, und wenn es Euch an Geld fehlt, so braucht Ihr nur bei mir anzuklopfen.“

Mazureau hob den Kopf und sagte stolz und mit Nachdruck:

„Meine Familie ist keine Bettlerfamilie. Und wenn ein Mazureau Geld leiht, dann leiht er es nur bei Leuten, die seinen Namen tragen, niemals bei Fremden.“

Nun stammelte Honoré:

„Ja, es ist gerade, weil . . . ich habe ja Interesse an Euerer Familie, wirklich! Ihr seid ein Mann nach meinem Geschmack, aufrecht und frei heraus . . . und Euer Sohn war mein Kamerad gewesen . . . Wenn Ihr damit einverstanden wäret, Mazureau, so könnte Eure Tochter, wenn sie wollte, den Platz der Herrin in meinem Haus einnehmen. Schon lange denk ich daran. Und es wäre ein Glück für uns alle.“

Mazureau blieb stehen.

„Sag, sprichst du wirklich, wie du denkst, ohne etwas anderes im Schild zu führen?“

„Ich rede als ehrlicher Mann. Ich bin vierzig Jahre alt, Mazureau, und ich bin weisgott nicht arm. Ich bin ein Mann, dessen Wort einiges Gewicht hat.“

Nach kurzer Pause setzte er gerührt hinzu:

„Ich habe so viel Geld wie sonst keiner in der Gegend hier herum. Aber ich habe es niemals verwenden können, und kein Mensch war da, der es mit mir verwendet hätte. Ich bin nie in meinem Leben glücklich gewesen. Doch jetzt wäre die Reihe an mich gekommen, wenn Ihr nur wolltet.“

Der andere legte ihm seine schwere Hand auf die Schulter:

„Was du da sagst, Honoré, ist mir eine Ehre . . . aber, was zum Teufel soll ich dir darauf antworten? Meine Tochter hat immer getan, was ich will, wie es sich gehört, und dennoch habe ich über ihr Herz keine unumschränkte Gewalt.“

Der Junge zögerte einen Augenblick, dann gab er sich einen Ruck und fragte:

„Haltet Ihr ihre Liebschaften für ernst? Ich habe sagen hören . . .“

Mazureau schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab:

„Das, was die Leute sagen, ist nichts als Lüge; deshalb brauchst du dir keine Sorgen machen!“

„So seid Ihr also einverstanden, Mazureau? Und wenn ich mit Eurer Tochter spreche . . . so werdet Ihr nicht gegen mich sein?“

Der Alte erwiderte nichts hierauf. Bald danach kamen sie ins Dorf. Ein Pferd, das einen Leiterwagen hinter sich herzog, kam ihnen entgegen. Als sie neben dem Gefährt angelangt waren, erhob sich der Lenker etwas auf seinem Sitz und schaute über die Leitern auf sie herab. Es war Sicot. Da er Honoré neben Mazureau erblickte, bot er Guten Tag, jedoch mit hochmütiger

Stimme und ohne den Wagen eines kurzen Gesprächs wegen anzuhalten.

Als er ein gutes Stück von ihnen entfernt war, murmelte Honoré:

„Seht Ihr, Mazureau, das ist zum Beispiel auch einer von denen, die die Parzelle bei Brülons gern haben möchten. Sie stößt mit einem Endchen an sein Grundstück, und überhaupt, wenn der merkt, daß ein noch so schlechtes Stück Land verkauft wird, ist er wie närrisch.“

„O ja, ich kenne ihn gut!“ erwiderte Mazureau; „wenn der mir schaden kann, scheut er die größte Mühe nicht.“

Darauf gab Honoré zurück:

„Hört zu, Mazureau, da Ihr mich als Freund behandelt, will auch ich Euch nichts schuldig bleiben. Jener Mann da, den wir eben gesehen haben, wird die Parzelle 32 nicht bekommen. Ihr wißt, er beackert fünfzig Morgen Land, die mir gehören; er ist also mein Pächter. Er mag noch so sehr die Fäuste ballen und sich auf den Fußspitzen recken, — ich bin mit Euch, Mazureau, und versperre ihm den Weg!“

Mazureau sagte:

„Sprich mit Eveline!“

Jedoch, mit Eveline sprechen, das war keine so leichte Sache. Beim Mittagessen fand Honoré noch nicht die Gelegenheit dazu.

Und doch hatte Mazureau zu seiner Tochter gesagt, als sie sich, nachdem der Tisch gedeckt war, bescheiden hatte zurückziehen wollen:

„Komm, sitz mit uns zu Tisch!“

Dann aber war nur von dem Hof die Rede gewesen, der verkauft werden sollte, und von der Parzelle bei Brülons, nach der mehr als einer der Bauern schielte.

Da Honoré meinte, einige Bauern hätten vielleicht schon ihre Angebote gemacht, sagte Mazureau zu Eveline:

„Leg mir meine Sachen für morgen früh zurecht; ich will nach Quérelles, mit dem Boutin sprechen.“

„Ich gehe mit“, erklärte Bernhard.

Honoré aber sagte:

„Ihr habt ganz recht, daß Ihr nicht allzulange damit wartet . . . Morgen früh hab ich bei mir daheim nichts zu tun. Wenn Ihr wollt, komme ich herüber, auf Euer Vieh achtgeben.“

Eveline hob die Augen ängstlich zu ihrem Vater empor. Sein Gesicht jedoch war verschlossen und hart. Er antwortete, zu Honoré gewandt:

„Ja, komm herüber, du tust mir einen großen Gefallen!“

Danach hatte Eveline ihre Mahlzeit sehr bald beendet. Sie stand vor den Männern vom Tisch auf und ging in das Gärtchen hinter dem Haus.

Als sie von dort zurückkam, war ihr Vater allein. Er hielt Maurices Bild in der Hand, das er aus dem Zimmer seiner Tochter herübergeholt hatte.

Bevor sie nur die geringste Bewegung hatte machen können, riß er das Bild aus dem Rahmen und brach es in Stücke.

Dann legte er seine schwielige Hand auf den Tisch, und sein Finger zeichnete eine Schlangenlinie über die Platte.

„Diesen Weg wirst du nicht gehn, Eveline!“

Sein Finger fuhr plötzlich gerade über die Tischplatte, und der Nagel hinterließ eine sichtbare Furche in ihr.

„Dies ist der Weg, den ich dir vorzeichne . . . und du wirst ihn gehen!“

IV

Am Morgen des darauffolgenden Sonntags sprach Honoré mit Eveline.

Und man kann nicht sagen, daß er schlecht zu ihr gesprochen hätte; der schöne Maurice hätte sich nie die Zeit genommen, nach so biederem und zugleich sanftern Worten zu suchen! So fiel es Eveline im Grunde schwer, sich über den armseligen Burschen zu ärgern.

„Eveline“, begann er, „ich bin keiner von jenen jungen Taugenichtsen, die man überall beobachten kann, wie sie den Mädchen leichtfertige Worte vorschwätzen, und die Mädchen hören ihnen zu ihrem eigenen Schaden zu. Schon lange denke ich den ganzen Tag über nur an Euch . . . aber ich habe nicht früher mit Euch reden mögen, weil ich zuvor mein Herz ergründen und auf die Probe stellen wollte. Jetzt aber kann ich Euch sagen, daß Ihr vergebens, hier bei uns oder anderswo, unter den Armen oder unter den Reichen, nach einem Manne suchen würdet, der Euch so treu und innig liebt wie ich.“

Sie standen einander im Zimmer gegenüber; sie hörte ihm mit leichenblassem Gesicht zu.

„Eveline“, sagte er jetzt, „ich sehe, daß Ihr gerührt seid von meiner Bitte, aber Euere Augen schauen nicht fröhlich drein . . . Vielleicht habe ich Euch geärgert? Wollt Ihr mir nicht antworten, Eveline?“

Doch nein, sie antwortete ihm nicht. Sie hätte sagen mögen:

„Geärgert habt Ihr mich nicht, aber mein Herz habt Ihr getroffen. Der, dem ich es geschenkt habe, ach, ich weiß nicht, was er jetzt damit zu tun gedenkt . . . Und doch hält er es noch immer wie durch Zauberkraft.“

Honoré in seiner groben Aufrichtigkeit aber fuhr fort:

„Vielleicht bin ich zu spät gekommen?“

Dann setzte er hinzu, und eine leise Eifersucht zitterte in seiner Stimme:

„Vielleicht liebt Ihr schon einen von denen draußen im Feld? Ach, Eveline, früher wart Ihr doch so traurig nicht. Habt Ihr gar einen geliebt, der schon gefallen ist? Dann würde ich nichts mehr sagen und warten, bis Euer Herz von seiner Trauer genesen ist.“

Sie hätte weinen und um Gnade flehen mögen, doch ihre Augen waren auf die Ecke des Tisches geheftet, da noch immer die Spur der rohen Gebärde ihres Vaters zu sehen war, und sie fühlte, wie sein Wille auf ihr lag.

Sie gab sich unendliche Mühe, und ein armes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht.

„Ihr fragt viel auf einmal“, sagte sie dann; „wenn ich Euch auf alles recht antworten wollte, würde es eine kleine Weile dauern . . . und eben höre ich auch den Milchmann rufen.“

Da der Ruf bereits verklungen war, lief sie rasch hinaus. Als der Milchmann hinwegging, blieb sie noch einen Augenblick zaudernd auf dem Hof stehen. Und doch mußte sie wohl oder übel wieder hineingehen.

Honoré hatte sich in den Winkel am Ramin gesetzt. Jetzt begann sie als erste zu sprechen und erzählte mit ge-

zwungener Fröhlichkeit von dem Streit zwischen dem Briefträger und dem Milchmann; denn die beiden konnten sich nicht sehen, ohne sich die größten Beleidigungen an den Kopf zu werfen.

„Also der Briefträger kam . . . heute früh kam er mit dem Rad . . . er hat nämlich seit einiger Zeit ein Fahrrad . . . Und da hat ihm, wie immer, der Milchmann den Weg versperrt. Der behauptet zwar, das wäre sein Maulesel, der ginge ganz von allein mit dem Wagen herum . . . und das kann man wohl sagen . . . denn die vorige Woche erst hat er mir eine Ranne umgeworfen . . . Nun gut, der Briefträger mußte von seiner Maschine heruntersteigen, und da haben sie sich denn allerlei geheißt! . . . Ihr hättet sie hören müssen!“

Honoré lächelte höflich, doch er war keiner von denen, die sich von ihrem Weg abdrängen lassen. Eveline brachte es nicht über sich, lange allein zu reden. Das Schweigen stand abermals zwischen ihnen und bedrückte sie beide.

Eveline gedachte zu entschlüpfen.

„Ihr werdet entschuldigen“, sagte sie, „wenn ich Euch einen kleinen Augenblick allein lasse. Ich hab Wäsche im Garten ausgebreitet, und bei dem Wind wird sie mir bis zu den Wolken davonsfliegen, wenn ich nicht auf sie acht-habe.“

Honoré jedoch stand sogleich auf.

„Ich will nicht allein hierbleiben, denn ich habe heute früh nichts mehr bei Euch hier zu tun, Eveline. Wenn zufällig einer käme, könnte das nur Unlaß zum Geschwätz geben. Und auch der schönste Sturm bläst einen Hut voll böser Reden nicht in die Wolken empor wie ein Stückchen Musselin von Euerer Haube. Ich gehe heim zu meinen

brummigen Alten, die, wie Ihr wißt, halb taub sind. Aber ich gehe unfrohen Herzens, denn Ihr habt mir nicht geantwortet.“

Sie sah ihn an. Wirklich, er schaute nicht sehr wacker drein!

Seine auch sonst nicht gerade kühnen Augen zeigten einen traurigen und sanften Schimmer. Der kleine, schwächliche Mann sah wahrhaft aus, als litte er; es schien Eveline, als ob seine Hände zitterten. Daher kam sie sich mit einemmal stärker ihm gegenüber vor und wagte ihm ein paar tröstliche Worte zu sagen:

„Ich mag Euch schon leiden, Honoré; und wenn ich Euch wehgetan habe, so geschah es nicht mit Willen.“

Er erwiderte lebhaft:

„Ich weiß ja, daß Ihr gut seid, Eveline. Sonst hätte ich auch nicht so zu Euch gesprochen, wie ich es getan habe. Doch ich hatte viel von Euch erwartet; ich erwartete von Euch die große Freude meines Lebens.“

Sie machte eine ärgerliche Bewegung. Er näherte sich ihr und nahm eine Hand des Mädchens in die seinen.

„Ich erwartete von Euch die große Freude meines Lebens, und Ihr habt sie mir nicht gegeben. Ich bin wie ein Bettler zu Euch gekommen, und Euer Augen haben sich meiner nicht erbarmt.“

Ein schwaches Lächeln ging über ihr Gesicht, und sie versuchte, die Sache ins Scherzhafte zu drehen:

„Mit Bettlern wie Ihr einer seid, hat man kein Mitleid; Euer Name steht nicht in der Liste der Armen, die von der Gemeinde unterhalten werden.“

„Das will ich ja auch gar nicht sagen, Eveline, das wißt Ihr ganz genau. Ich habe Euch um Eure Freund-

schaft gebeten und Euch die meine angeboten. Ich habe gesprochen, wie mein Herz es mir gebot, nicht wie ein Kaufmann. Ich weiß, es gibt Mädchen, die hören lieber das Klappern der Taler als ein Hirtenlied. Ihr aber seid keine von diesen, Eveline, und ich habe nicht das ganze Glück vor Euern Augen ausgebreitet, das ich Euch mit meinem Gelde zu geben vermöchte.“

Sie konnte es sich nicht versagen, heftig Einspruch zu erheben:

„Und doch habt Ihr es neulich getan . . . Als Ihr letzten Sonntag hier an diesem selben Plas saßet, da habt Ihr uns kein Hirtenlied gesungen!“

Er errötete leicht.

„Ja, aber da sprach ich auch vor Euerm Vater, der ein praktisch denkender Mann ist. Ihr seid jung, Eveline, und braucht Euch keine Sorge um Euere Zukunft zu machen . . . Ich bin leider ein paar Jährchen älter . . . Ach, ich hab welche gekannt, die haben sich ohne einen roten Heller in der Tasche verheiratet. Ich sage nicht, daß sie unrecht gehandelt hätten . . . aber schließlich ist das Elend doch zu ihnen gekommen. Sie haben gelitten, und ihre Kinder mit ihnen . . . Vielleicht haben sie auch Reue empfunden . . . Die Jugend ist kurz, und das Elend währt manchmal ein ganzes Leben lang.“

Etwas leiser fuhr er fort:

„Ich selbst brauche ja nicht viel zum Leben, denn ich gebe nicht mehr Geld aus als einer, der arm ist. Aber wenn Ihr mich liebtet, so wie ich Euch liebe, so würde das Vermögen, das meine Vorfahren mir hinterlassen haben, mir endlich eine große Freude machen; denn es würde Euch gehören, und Ihr könntet es ganz nach Euerm Wunsch

verwenden . . . Wenn der Krieg erst einmal zu Ende ist, wird auch das Glück auf Erden wieder seinen Einzug halten. Dann wird wieder Raum sein für die Fröhlichkeit, für die Feste und Zerstreuungen der Jugend. Ihr aber werdet unter all den andern glücklich sein und unter ihnen allen geachtet werden.“

Sie zog ihre Hand, die er noch immer in der seinen hielt, zurück. Jetzt fragte er rundheraus:

„Ich gefalle Euch wohl nicht, Eveline?“

„Nein!“

Das Wort war gegen ihren Willen, aber laut und deutlich, über ihre Lippen gekommen.

Er trat einen Schritt zurück und senkte den Kopf.

„Ich bin vielleicht in Euern Augen zu alt? Aber das Herz kennt kein Alter, glaubt mir das . . . Wenn Ihr bei mir wäret, wäre Euer Leben gesichert; sagt mir wenigstens, daß Ihr nochmals über die Sache nachdenken wollt!“

„Ach, Ihr quält mich“, sagte sie; „meine ganze Zeit versäume ich Euertwegen. Ich muß ja doch gehn . . .“

„Gut, ich werde Euch nicht mehr quälen, Eveline. Ich werde nicht mehr zu Euch herüberkommen, da Ihr durchaus wollt, daß ich weggehe.“

Sie zögerte einen Augenblick, dann erwiderte sie:

„Ich bin Euch nicht böse, dessen könnt Ihr sicher sein. Ihr könnt ruhig zu uns herüberkommen.“

„Nein! Ich fände es zu grausam, Euch alle Tage wiederzusehen. Ich werde ja gleich nachher mit Euerm Vater zusammentreffen, denn er muß, wenn er von Quérelles zurückkommt, bei mir vorüber. Ich werde ihm sagen, daß ich Euertwegen nicht mehr auf seinen Hof

kommen kann, da Ihr mich von Euch stoßt . . . Ich werde natürlich für ihn arbeiten, wenn er es wünscht; er kann es von mir verlangen, das ist sein gutes Recht . . . Aber ich kann mir wohl die Freiheit nehmen, mich von Euch fernzuhalten und Euer Brot nicht zu essen. Ich werde meine Mahlzeit bei mir daheim verzehren, oder draußen auf dem Feld, an irgendeiner alten Mauer, wie ein verlassener Bagabund. Lebt wohl, Eveline!"

Er ging davon und hatte bereits die Tür erreicht . . . Eveline aber zitterte am ganzen Körper, und ihre Augen standen voller Tränen.

Ohne recht zu wissen, was sie tat, sprang sie vor ihn hin und hob die Hände in einer wahnsinnigen, halb abwehrenden, halb flehenden Gebärde zu ihm auf.

„Nein!“ rief sie, „sagt das nicht dem Vater! Sagt ihm nichts! . . . Es ist nicht wahr, daß ich Euch von mir gestoßen hätte.“

Da er sie etwas erstaunt ansah, fügte sie mit einem Lächeln, in dem eine Art graufiger Koketterie war, hinzu:

„Und kommt ruhig wieder herüber, Honoré, wenn es Euch Spaß macht. Kommt nur herüber, ich werde mich sehr freuen.“

Honoré hatte nicht allzusehr damit gerechnet, daß er gleich beim erstenmal erhört werden würde. Evelines ganze Haltung, ihre ersten Worte und ihre Tränen hatten ihn aus der Fassung gebracht, doch ihre Einladung tat ihm wohl wie Balsam, und zufrieden ging er davon.

Er schritt fröhlichen Angesichts durch das Dorf, und da die alte Magd auf dem Großen Hof ihm wegen seines

langen Ausbleibens Vorhaltungen machte, schrie er ihr ins Ohr:

„Ich bin weg gewesen, dir eine junge Herrin zu suchen!“

„Was für ein . . .?“

„Eine junge Herrin!“

Da die Alte noch immer nicht verstand, brach er in ein schallendes Gelächter aus.

Eine junge Herrin! Eine junge Herrin wollte er auf seinen Hof bringen! Die Sache war, um es offen zu sagen, noch nicht ganz so weit, aber er hatte gute Hoffnung.

Natürlich konnte man nicht verlangen, daß sie ihn jetzt schon liebte. Er war vierzig Jahre alt, und sie fünfundzwanzig . . . Wenn sie ihn zum Beispiel gleich jetzt geliebt hätte, so wäre das doch etwas verwunderlich gewesen, und er hätte der Sache mißtraut . . . Nein, sie liebte ihn noch nicht. Sei es denn! Aber sie verabscheute ihn auch nicht, das war wohl klar. Mit der Zeit würde schon in ihrem Herzen eine ehrliche und vernünftige Zuneigung emporsproßen.

Von seiten des Vaters würde es keine Schwierigkeiten geben, o nein! Mazureau war nicht der Mann, der einen Schwiegersohn abwies, welcher die besten Äcker, die schönsten Wiesen und die schönsten Bäume in der ganzen Umgegend besaß. Honoré kannte allzu genau die Leidenschaft des guten Alten, seine ungewöhnliche Liebe zum Boden und seine ehrgeizigen Träume. Zudem kannte er seinen barschen Stolz und seinen Widerwillen gegen jede fremde Hilfe. Mazureau träumte nur von gekauften Äckern, aber er hatte wenig Geld und wollte von keinem, der nicht zu seiner Familie gehörte, Geld leihen . . .

Wahrlich, Honoré hatte leichtes Spiel, denn wenn die Tochter zu zaudern begann, würde der Vater doch sein zäher und sicherer Verbündeter sein.

Als Mazureau und Bernhard die Thür des Großen Hofes aufstießen, kam Honoré ihnen fröhlich und leutselig entgegen.

Die Magd brachte brummend ein paar Gläser herbei, und Honoré holte eine Flasche. Dann hielt er sein Glas empor, wurde allmählich lebhaft und erzählte witzige Dinge. Mazureau jedoch erwiderte nicht im gleichen Ton, und Bernhard hatte seine böse, verschlossene Miene aufgesetzt.

Honoré fragte endlich:

„Habt Ihr den Experten nicht gesehen?“

Mazureau erwiderte:

„Doch, ich habe Boutin gesehn, aber er war nicht allein; vor seinem Hof sah es heute morgen aus wie bei einer Prozession.“

„Ich hatte Euch ja gesagt, daß es allerlei Betrieb geben würde! Aber ich denke doch, Ihr habt gehörig mit ihm wegen der Parzelle gesprochen, die an Euere Äcker stößt!“

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen. Übrigens war ich nicht der erste; Sicot hatte bereits seine Angebote gemacht . . . Und da ist noch ein anderer, ein junger Bursche, aus Quérelles glaube ich . . . Doch ich vermute, ihn braucht man nicht allzusehr zu fürchten . . . Sicot hingegen . . .“

Honoré setzte eine biedere Miene auf:

„Sicot wird nicht tun, was er gern möchte, das hab ich Euch ja schon gesagt, Mazureau, und Ihr könnt's

mir glauben! Sein Pachtvertrag muß dieses Jahr erneuert werden; er wird sich hübsch ruhig verhalten, oder ich heiße ihm tüchtig ein!“

Mazureau aber schüttelte den Kopf.

„Ich kenne ihn! Nichts wird ihn hindern, und wenn er Geld hat, so kauft er eben.“

„Ja, aber Geld, Mazureau, werden wir mehr haben als er, wenn ich bei Euch bin!“

Der Alte warf einen raschen Blick auf Honoré, und in seinen Augen begann plötzlich ein Funke von Hochmut zu glimmen. Seine Gedanken gingen in die Zukunft, und er sah bereits den Tag vor Augen, da ein Mazureau mit seinem Leiterwagen vom einen Ende bis zum andern über Brülons, das zurückeroberte Land, fahren würde.

Und er sprach zu dem andern:

„Ich bin für dich, so wie du für mich bist. Und du kannst natürlich auf meine Hilfe rechnen, wenn du sie eines Tages brauchen solltest.“

„Oh, Hilfe braucht man immer“, versetzte Honoré.

Sie waren vom Tisch aufgestanden und gingen nun in den Hof hinaus. Da Bernhard ihnen vorausgegangen war, sagte Honoré leise:

„Ich habe mit Eveline gesprochen.“

Mazureau gab in überzeugtem Ton zurück:

„Und sie hat dir aufrichtig geantwortet . . .“

Der Junge zögerte einen Augenblick, bevor er weiter sprach:

„Ja, aber ich glaube, sie war etwas überrascht . . . Sie ist ein kluges Mädchen und will sich die Sache genau überlegen. Und es wäre auch gar nicht nach meinem Geschmack gewesen, wenn sie mir eine leichtfertige Antwort

gegeben hätte, wie irgendeine lockere Dirne, deren Meinung sich mit dem ersten Windstoß ändert.“

Mazureau zog die Stirn in Falten.

„Gut; aber: hat sie ja oder hat sie nein gesagt?“

„Sie hat mir gesagt, ich solle wiederkommen, und darüber freue ich mich!“ entgegnete Honoré.

Mazureau streckte ihm die Hand hin.

„Auch ich freue mich“, sagte er.

Sie trennten sich, und ein jeder von ihnen hatte seine eigenen, bohrenden Gedanken im Kopf.

Währenddessen saß Eveline daheim und schrieb an Maurice. Sie wußte wohl, daß das, was sie tat, nur ein Mädchen tun konnte, das keinen Stolz kennt.

Da ihr jedoch alle ruhige Überlegung abhanden gekommen war, rief sie ihn um Hilfe an und flehte, er möge sie nicht verlassen, sondern ihr zum wenigsten Nachricht von sich geben. Sie breitete die ganze Not ihres Herzens vor ihm aus und schrieb demütig:

Ich bitte Dich nur, mir von Zeit zu Zeit ein Wort zu schreiben, das mir Mut gibt. Tag und Nacht bin ich in Sorge um Dich, da ich weiß, daß Dein Leben in Gefahr ist. Niemand ist hier, der mir von Dir erzählen könnte, ja, es ist nicht einmal jemand da, der mir sagt, ob Du überhaupt noch am Leben bist! Hier bei uns gibt es Leute, die leben gradeso, als ob der Krieg nicht wäre, und sind roh und schlau dazu . . . Ach Maurice, es gibt Leute hier, vor denen habe ich Angst, und ich hab keinen Menschen, der mich liebt und tröstet . . .

Ihre innere Bewegung war so groß, daß sie nicht hörte, wie ihr Vater kam. Als sie den Kopf hob, war es zu spät: Mazureau stand groß und drohend in der Thür.

Er schritt langsam zu ihr hin, nahm den Brief, sah einen Augenblick darauf und steckte ihn dann in die Tasche. Dann schloß er das Tintenfaß und das übriggebliebene Papier in eine Schublade und zog den Schlüssel ab.

Als das geschehen war, sagte er kühl:

„Los, rasch, bring uns das Essen, wir haben Hunger!“

Über Bernhards Gesicht aber ging ein höhnisches Lächeln.

V

Nach Fougeray brachte der Krieg in diesem Frühling große Trauer. Da die Feinde wütend drauflosgeschlagen hatten — weil sie den Krieg möglichst bald beenden wollten, sagten die Zeitungen —, waren die Armeen, die sich noch vorn an der Front befanden, abermals in Massen niedergemäht worden.

Sechs Männer aus dem Dorf mußten dabei ihr Leben lassen, zwei ganz junge Burschen und vier alte mit tressenbesäten Rücken, die überall dabeigewesen waren.

Nur ein Lügner hätte behaupten mögen, sie seien nicht beweint worden.

Es muß indessen bemerkt werden, daß niemals seit Menschengedenken, ja seit Aberzeiten nicht, so viel Geld in Fougeray eingenommen ward.

Seit zwei Jahren etwa konnte man die Erträgnisse des Bodens mit gutem Gewinn verkaufen. Zuerst war man überrascht davon gewesen, bald aber hatte man sich

daran gewöhnt, die Preise in einer schier lustigen Weise steigen zu sehen.

Ärgerlich waren diejenigen, die mit dem Beginn des Krieges die Bearbeitung ihrer Äcker vernachlässigt hatten, sei es, weil sie sich für reich genug hielten oder weil ihnen, nachdem die Jungen hinausgezogen waren, die Arme fehlten und sie selbst sich zur Arbeit nicht mehr stark genug fühlten.

Ganz anders erging es denen, die zäh an der Arbeit festgehalten hatten. Selbstverständlich mußten sie sich placken; alle gingen aufs Feld hinaus, die Frauen, die Kinder, die Gebrechlichen und selbst die Alten, die längst über die Zeit der Arbeit hinaus waren. Aber dafür kam auch die Belohnung!

Das Getreide stand sehr hoch im Kurs, und für das Vieh gab es schon keinen Kurs mehr. Was aber die Milch betraf . . . Was die Milch betraf — das war eine große Sache in Fougerey, und wenn man schon darüber spricht, so ist es besser, nicht allzu laut darüber zu reden . . . Denn die Regierung hatte den Preis für die Butter festgesetzt.

Man nahm also das Geld für die Milch und legte es zu dem Geld für das Getreide, zusammen mit dem Geld für die Kartoffeln und für das Vieh und endlich mit dem Geld der behördlichen Bewilligung, die natürlich jeder-
mann erhalten hatte.

Und nochmals muß gesagt werden, daß es sehr böswillig und ganz und gar abwegig gewesen wäre, zu behaupten, daß alles dieses die Menschen über den Kummer der Trennung hätte hinwegtrösten können. Man hätte höchstens sagen können, daß es ihn bei einigen weniger sichtbar erscheinen ließ.

Die Großbauern wurden reich, die Kleinen aber bezahlten ihre Schulden und vermehrten ihren Besitz. Wenn die Bäuerinnen in die Stadt gingen, trugen sie den Kopf hoch erhoben vor den feinen Damen.

In Fougeray waren der Pfarrer in seinem abgetragenen Rock, der Briefträger und der Schulmeister, welcher in abgetretenen Stiefeln einherschlüpfte, in keiner Weise mehr angesehen. Jordan, den Spizenhändler, einen alten belgischen Flüchtling, rechneten sie vielleicht gerade noch zu den Ihren.

Mit der Zeit ward alle Welt von einem wahren Fieber des Hochmuts ergriffen. Die Pächter wollten auf einmal Eigentümer sein, und diejenigen, die einen Acker besaßen, wollten deren zwei haben . . . und nicht erst ein, zwei Jahre nach dem Krieg, sondern gleich jetzt.

Einige Jahre vor diesen Geschehnissen war in Fougeray ein Hof verkauft worden. Es war kein Leichtes gewesen, ihn zu verkaufen, und die Käufer, die einhundertundfünfzig Franken für den fünfzehn Ar umfassenden Morgen bezahlt hatten, waren wegen ihrer Leichtfertigkeit dem allgemeinen Gespött ausgesetzt gewesen.

In diesem Frühling des Jahres 1918 aber mußte man für einen Morgen abschüssigen und steinigten Landes mehr als einen Tausender hinlegen.

Als man daher von dem geplanten Verkauf der Millancherie hörte, geriet das ganze Dorf in Aufruhr.

Alte Bauern, die kaum zu lesen verstanden, gingen aufs Bürgermeisteramt und ließen sich das Grundbuch zeigen.

Die Frauen standen jeden Morgen um den Wagen des Milchmannes und schwasteten. Zunächst stichelten sie

nur leise, dann aber — gibst du mir, so geb ich dir — wurden sie zornig und fielen mit bösen Reden übereinander her.

In Quéréelles aber spielte Boutin, der Experte, seine Leute gegeneinander aus und schraubte die Gebote in die Höhe. Mazureau stattete ihm drei Besuche ab. Bei dem letzten kam er in Honorés Begleitung.

Als Mazureau achtzehntausend Franken bot, erklärte der Experte kühl, daß diese Summe nicht genüge, da am gleichen Morgen ein viel bedeutenderes Gebot gemacht worden sei. Übrigens kenne er, der Experte, nicht einmal genau den letzten Preis des Verkäufers; er erwarte ständig dessen Befehle.

Hierauf gab Honoré zur Antwort:

„Auf jeden Fall verkauft das Stück nicht, ohne uns zuvor zu benachrichtigen. Wir wollen nun einmal gern diese Parzelle, und wir werden auch Opfer zu bringen wissen.“

Mazureau erklärte energisch sein Einverständnis hiermit, und der Experte machte vor Honoré eine höfliche Verbeugung.

Fröhlich kehrten sie nach Hause zurück.

Eine Woche danach gab Boutin bekannt, daß der Verkauf zurückgestellt sei und erst im Herbst in Form einer öffentlichen Versteigerung stattfinden solle.

Nun begriff ein jeder die Zusammenhänge. Die Millancherie war einem jungen Menschen, der in Paris lebte und für Zeitungen schrieb, als Erbe zugefallen. Aber der Antritt des Erbes war mit gewissen Verpflichtungen verbunden, und so hatte der Pariser zunächst daran gedacht, auf das Erbe zu verzichten. Dann, nach einiger Überlegung, hatte er sich gesagt, daß der

steinige Boden vielleicht doch irgendeinen Wert besitzen könne und hatte rasch Erkundigungen einziehen lassen.

Jetzt war sein Entschluß gefaßt, und frohgemut trat er das Erbe an. Der Verkauf sollte stückweise gegenbar erfolgen, und zwar kurz nach der Ernte, was, wie er sich hatte sagen lassen, der günstigste Augenblick war.

Ein paar Bauern, die schon ihr Stück Land fast in der Hand zu haben glaubten, fanden diese Entwicklung der Dinge gar nicht schön. Der Herr Journalist ward in ihren Reden tüchtig hergenommen, und dem Experten wurden nicht die freundlichsten Worte gesagt.

Mazureau war keiner der Unzufriedensten, doch ließ er davon nichts sehen.

Honoré nahm die Sache natürlich noch besser auf als er, denn noch war er ja nicht verheiratet! Obwohl er entschlossen war, im Notfall ein finanzielles Opfer zu bringen, wollte er es doch nur mit allem Vorbedacht tun. Und ihn drängte nichts.

Nein, ihn drängte nichts. Während der vierzehn Tage, die er jetzt bei Mazureau arbeitete, hatte er oft Gelegenheit gefunden, Eveline allein anzutreffen. Sie ließ ihn keine Feindschaft spüren, o nein! Aber dennoch hätte er gern etwas mehr Hingabe an ihr gesehen.

Mit ihr zu reden, bereitete ihm jetzt gar keine Schwierigkeiten mehr, so bald die ersten Worte einmal gesagt waren. Ihre höflichen Antworten klangen sogar zärtlich und hörten sich hübsch an; leider aber kamen alle diese Antworten nur scherzhaft über ihre Lippen.

Oft versuchte er, die Gedanken des Mädchens auf die goldene Zukunft derjenigen zu lenken, die einst Herrin auf dem Großen Hof sein würde.

Auf diesem würde sofort nach Beendigung des Krieges eine große Veränderung stattfinden: an Stelle des seitherigen sollte ein neumodisches Gebäude errichtet werden. Alles war schon bereit, der Plan gezeichnet, die Arbeiter von dem bevorstehenden Werk in Kenntniß gesetzt und die Bäume markiert, die die Parkettböden liefern sollten — denn Honoré wünschte in dem neuen Hof schöne Parkettböden anzulegen, wie man sie in den Häusern der Stadt sah.

Er wollte auch ein Pferd zum Spazierenfahren kaufen, ein hübsches, flinkes Tier, das leicht zu lenken war. Dies war schon seit langem sein Wunsch! Und wegen des Wagens . . .

„Ja, den Wagen, den werdet Ihr ausfuchen, Eveline . . . bei Drouault, dem Wagnermeister, der das feine Holz so hübsch zu verarbeiten weiß.“

Er versäumte nie, sie bei seinen Gesprächen derart, in plötzlicher und unvorhergesehener Weise, in sein Leben einzubeziehen.

War dies getan, so pflegte er sie ängstlich anzusehen. Sie hatte ihr etwas müdes Lächeln, und eine Art Furcht erschien auf dem Grunde ihrer schönen, gehorsamen Augen.

Bisweilen auch stellte er frei und kühn seine Fragen.

„Hört einmal, Eveline . . . Ihr habt mir doch gesagt, ich solle zu Euch zurückkommen . . . Wenn ich hier bin, so ist es also auf Euere ausdrückliche Bitte hin . . . Werdet Ihr mich bald auch von ganzem Herzen lieben, so wie es ein Mensch tun muß, der sein Leben an das eines andern bindet?“

Sie gab hierauf nicht immer eine Antwort, wenn sie es aber tat, lautete sie nicht so, wie der Bursche sie gern gehört hätte.

Er wurde indessen darüber nicht mutlos, denn er fühlte, daß Mazureau in seiner Gewalt war.

Und dann auch schien Eveline von Zeit zu Zeit bei seinen Reden doch etwas lebhafter zu werden.

Sie war liebenswürdig, und zugleich floh sie ihn. Den ganzen Tag über ging sie ihm aus dem Wege, aber abends, beim Essen, setzte sie sich anscheinend ohne Widerwillen neben ihn.

Er sagte sich, daß das Mädchen eben etwas kokett sei wie andere auch, und daß dieses Spiel des Sichnäherns, um sogleich danach wieder zurückzuweichen, von allen Frauen gern getrieben wird, ob sie klug sind oder blind vor Leidenschaft.

Als er sich eines Abends allein mit ihr im Backhaus befand, wollte er die günstige Gelegenheit nutzen. Eveline stand vor einem mit Körben bedeckten Tisch und bestreute die zum Einschließen fertiggemachten Brote mit Mehl. Die glühenden Kohlen, die rot in der offestehenden Thür des Backofens leuchteten, warfen tanzende Schatten auf den schimmernden Nacken des gebückt hantierenden Mädchens.

Er trat dicht zu ihr hin.

„Eveline“, begann er, „Ihr seid, fast möcht’ ich sagen durch Zauberei, in diesem Winkel, wo ich Euch kaum sehen kann, schöner als die andern in der hellen Frühlingssonne . . . Und Ihr brächtet es fertig, einen heiligen Gottesmann zur Hölle fahren zu lassen!“

Bevor sie ein Wort erwidern konnte, schloß er sie in seine Arme und drückte ihr einen Kuß auf den Nacken.

Sie richtete sich energisch empor, und er vermochte sie mit seinen schwachen Armen nicht festzuhalten.

Er wich zurück und stammelte dabei:

„Ich habe Euch doch nicht wehgetan, Eveline?“

Sie erwiderte mit vor Schluchzen halb erstickter Stimme:

„Ihr habt mir Angst gemacht. Und das ist nicht recht! . . . Es ist nicht recht, Honoré.“

Dann ging sie zur Tür hinaus. Als sie zurückkam, sah er, daß sie geweint hatte. Ein Gefühl des Unwillens bemächtigte sich seiner, und er vermochte es nicht zu verbergen.

„Wenn man Euch anschaut“, sagte er, „so könnte man glauben, ich hätte ein großes Verbrechen begangen! Ich weiß nicht, was Ihr denkt . . . aber wenn Ihr mich verachtet, so müßt Ihr es mir sagen, mein Gott!“

Sie murmelte:

„Ihr wißt wohl, daß ich Euch nicht verachte.“

„Aber das genügt mir nicht! Ich will endlich wissen, ob ich bei Euch meine Zeit verliere oder nicht!“

Die Glut im Backofen erlosch. Die ganze Backstube war mit einem Mal in Dunkelheit getaucht. Eveline, die heftig zitterte, stützte sich auf den Tisch.

Ubermals zögerte sie und wagte nicht, dem Burschen, der sie so quälte, die Wahrheit ins Gesicht zu schreien. Ach, sie litt unendlich darunter, daß Maurice sich von ihr gewandt hatte und daß ihr Vater sie so hart behandelte! Wahrlich, sie war im Augenblick zu müde und bekümmert, um den Kampf führen zu können. Sie wollte

mit ihrem Kummer allein sein . . . Später konnte man zusehen, was zu tun war.

Sie sagte also:

„Nein, Ihr verliert Euere Zeit nicht, da Ihr uns mit allen Euern Kräften helfst . . . und wir alle freuen uns, Euch zu sehen, ich wie die andern auch.“

Nach diesen Worten war er vollkommen davon überzeugt, daß ihr Benehmen nichts als Koketterie sei; darum trat er rasch zu ihr hin und raubte ihr einen zweiten Kuß.

Im gleichen Augenblick kam Bernhard pfeifend in die Backstube herein.

Bis zu diesem Tage hatte Bernhard das Spiel Honorés nicht recht durchschaut, der seine guten Acker mit solcher Leichtigkeit vertauschte und mehr arbeitete, als seine Kräfte eigentlich erlaubten, ohne dafür eine Bezahlung zu verlangen.

Ein unwillkürliches Gefühl hatte Bernhard geraten, ihm zu mißtrauen, und so hatte er seine Reden stets nur mit finsterner Miene angehört.

Jetzt aber glaubte er zu verstehen. Um nächsten Tage, bei Brülons, sprach er während der Arbeit mit dem Großvater über die Sache.

„Heut ist ja der vom Großen Hof gar nicht hier“, begann er; „er muß sich doch daheim bei sich langweilen, und Tante langweilt sich sicher auch!“

Mazureau richtete sich über seinem Spaten empor.

„Warum sagst du das, Bernhard?“

„Weil ich es weiß“, gab dieser verschmüht zurück. „Ich weiß es, ohne daß jemand mir etwas gesagt hat.“

Der Großvater fühlte wohl den Vorwurf in seiner Stimme.

„Du bist noch zu jung, als daß man dir alles sagen könnte!“

„Ich bin ja auch nicht zu jung, um zu arbeiten, und ich geh doch mit dir zum Notar und zu den Händlern. Du hättest mir ruhig sagen können, daß der eklige Kerl Tante Eveline heiraten will. Ich hätte es schon niemandem erzählt, das kannst du mir glauben!“

„Aber, sag mal . . . wer hat dir denn das erzählt?“

„Rein Mensch hat mir etwas erzählt. Ich habe nur meine Ohren aufgemacht, das ist alles. Und gestern abend waren sie zusammen in der Backstube und haben sich geküßt.“

Mazureau vermochte seine Freude nicht zu verbergen.

„Oh“, sagte er, „das ist ein Glück für dich!“

Da der Knabe in verdrießlichem Schweigen verharrte, fuhr er fort:

„Darum nämlich kaufen wir die Parzelle, die an unser Land stößt. Mit Honorés Hilfe bekomme ich sie bestimmt, ohne ihn aber nicht! Denn Honoré besitzt Land wie kein Mensch hier in der ganzen Gegend, und sein Geldbeutel ist groß! Wenn wir ihn haben, sind wir stark und können unsere alten Äcker bei Brülons zurückkaufen, und vielleicht noch andere dazu . . .“

Der Kleine fuhr an Stelle des Alten in zornigem Ton fort:

„Ja, wir kaufen dies, und dann noch das . . . und hernach, wenn wir alles, was wir brauchen, beisammen haben, kommt der Kerl und schneidet unsern Besitz in zwei Teile, damit er seinen für sich bekommt.“

„Nein, dann müßte erst ich tot sein!“

Bernhard erwiderte roh:

„Na ja, du wirst auch eines Tags sterben!“

Er warf eine Handvoll Unkraut, das er ausgerauft hatte, weit von sich und setzte dann hinzu:

„Mir verleidet das die ganze Arbeit!“

Mazureau bemerkte mit einem Anflug von Stolz:

„Ja, du bist von meinem Blut, und von dem all meiner Vorfahren, die haben ebenfalls ihren Besitz nicht teilen wollen.“

Bernhard aber murmelte zwischen den Zähnen:

„Nur ein richtiger Buckel geht nicht in den Krieg . . . Warum ist der Kerl eigentlich nicht draußen im Feld?“

„Pst!“ machte Mazureau . . . „Du mußt nicht von Dingen reden, die dich nichts angehen . . . und du mußt auch nicht schlecht von Honoré sprechen!“

Er zwinkerte mit den Augen, als handele es sich darum, von einem hübschen Geschäftskniff zu erzählen.

„Hör zu, Bernhard! Du mußt ein bißchen in die Zukunft schauen! Wenn Eveline den genommen hätte, der mit ihr ging und jetzt draußen im Feld ist, dann hätten wir teilen und sogar verkaufen müssen. Wenn sie aber den Reklamierten heiratet . . .“

„Es wär' besser, sie würde überhaupt nicht heiraten!“ warf Bernhard dazwischen.

Der Großvater jedoch schüttelte den Kopf.

„Nein, Bernhard, du redest zu vorschnell! Du bist noch zu jung! Wenn sie nämlich auf Honoré hört, werden wir die ganze Parzelle kaufen, ganz Brülons . . . Schön! Und wer sagt dir, daß das Land aufgeteilt wird, wenn ich einmal tot bin? Das wird ganz von den Verträgen abhängen! Honoré besitzt mehr Land, als

er braucht . . . Wer sagt dir denn, ob er nicht lieber bares Geld hat? Und bis es soweit ist, haben wir noch Zeit genug, welches zu verdienen . . . Ich will, daß du einen Vertrag mit ihm abschließest . . . Ich werde ihn dir aufsetzen, bevor ich sterbe . . . Und Honoré wird darein willigen; ich will ihm schon jetzt das Versprechen abnehmen . . . Wenn er nur die Heirat damit erreicht, wird er in alles willigen. Und du, Bernhard, wirst Herr auf Hof Marnière sein . . . du wirst den Dorfanger besitzen, die Jaunerie und das Land hier, Brûlons! Du wirst alles besitzen! Ja, alles wirst du besitzen!"

Mazureau stand hochaufgerichtet, mit weit ausgestreckten Armen, und diese wiesen rings auf die begehrteten Felder.

Bernhard's Augen glänzten; dennoch entgegnete er:

"Ja, ist es aber auch sicher, daß Tante Eveline einem solchen Vertrag zustimmt?"

Der Großvater machte nur eine kurz abschneidende Handbewegung:

"Sie will immer das, was ich will!"

Bernhard begab sich wieder ans Werk, doch seine Gedanken waren nicht bei der Arbeit. Nachdem er mechanisch ein paar Hände voll Gras ausgerupft hatte, wandte er sich abermals um und sagte mit seinem bösen Lachen:

"So, sie will immer, was du willst, die Tante Eveline? Trotzdem hat sie unten in ihrem Nähkasten Briefpapier und einen Bleistift."

Tatsächlich schrieb Eveline noch immer an Maurice. Aber sie bekam keine Antwort auf ihre Briefe. Der Soldat hatte indessen zweimal geschrieben, nur war

Mazureau immer zur rechten Zeit dazugekommen und hatte die Briefe an sich genommen.

Der erste war nur zwei oder drei Zeilen lang.

Der zweite aber war ein richtiger Brief gewesen. Mazureau hatte ihn sogleich wieder in die Tasche gesteckt und war ins Haus gegangen, um seine Brille zu holen. Folgendes schrieb Maurice:

Meine liebe Eveline!

Ich schreibe Dir rasch ein paar Zeilen. Wir haben in den letzten sechs Wochen viel gekämpft, und ich hatte nicht oft Lust, schönes weißes Papier zu beschmieren. Vierzehn Tage lang wurden übrigens unsere Briefe nicht mehr durchgelassen.

Dein letztes Schreiben hab ich am Truppenlagerplatz vorgefunden. Ich habe nicht recht verstanden, was Du mir da hast erzählen wollen. Du machst mir Vorwürfe, die ich nicht verdiene. Man hat leicht reden, wenn man hübsch daheim sitzt und die Füße an den warmen Ofen streckt. Wenn Du mir also schreibst, Du seiest unglücklich, so muß ich darüber wirklich lachen! Nur wir Frontschweine wissen wirklich, was Elend ist.

Jetzt endlich krieg ich Urlaub. Du brauchst mir also nicht mehr zu schreiben. Ich werd Ende der Woche daheim bei Euch sein. Ich denke drei Tage in Fougery zu bleiben. Sonntag werde ich Dich besuchen; gegen zwei Uhr nachmittags werd ich bei Dir sein.

Mazureau knüllte den Brief zusammen und warf ihn ins Feuer.

VI

Als Maurice in der Stadt angekommen war, stieg er aus dem Zug und ging zunächst in den Laden eines Frisörs.

Er ließ sich rasieren und das Gesicht mit Kölnischem Wasser waschen, dann kräufelte der Barbier ihm mit einer Brennschere den Schnurrbart, so daß er flott und unternehmungslustig aussah.

Dann begab sich der Urlauber in ein nahegelegenes Gasthaus und setzte sich dort zu einigen Zivilisten an den Tisch, die bescheiden zusammerrückten, um ihm Platz zu machen. Er verlor keine Zeit damit, ihnen große Reden über die letzte Schlacht zu halten, sondern aß tüchtig und trank seinen Wein in vollen Zügen.

Da einer der Zivilisten, ein gutsituirter Kaufmann, dessen Handel zur Zeit blühte, zum Nachtschisch eine Flasche Wein bestellt hatte, wollte Maurice nicht hinter ihm zurückbleiben und bestellte Zigarren.

Maurice war nie besonders sparsam gewesen, und seit er im Feld war, konnte er überhaupt keinen Taler mehr in der Tasche behalten; er gab das Geld mit vollen Händen aus, wenn er welches besaß.

Der Kellnerin, welche die Zigarren brachte, gab er ein gutes Trinkgeld und einen Kuß.

Danach nahm er seinen Brotbeutel und seinen Helm und ging in der Richtung nach Fougeray davon.

Für einen armen Burschen, welcher der Hölle auf Erden entronnen ist, ist eine schöne, sauber und hell von der

Sonne beschienene Landstraße, an deren hohen Bäumen die Blätter wie kleine Flügel im fröhlich und wie ein bummelnder Spaziergänger über die Ebene kommenden Wind schlugen, eine wunderbar schöne und köstliche Sache.

Allein und schweigend, wie ein starkes wildes Tier nur der Melodie des eigenen Blutes gehorchend, dahinwandeln aber ist erst ein wahrhaft himmlisches Vergnügen.

Maurice trug den Kopf hoch erhoben. Der Rauch seiner Zigarre, der in großen, blauen Spiralen in die Luft emporstieg, hüllte sein Gesicht in verstohlene und zarte Liebkosungen.

Nun bemerkte er am Horizont den Kirchturm von Fougeray, der aus einem riesigen Strauß jungen Grüns emporragte, und er sah im Geist schon die niedrigen Häuser, die sich unter die hohen Nußbäume duckten.

Bei diesem Gedanken ging ein Lächeln über sein Gesicht. Denn obwohl er keine Familie mehr hatte, würde er in Fougeray nur befreundete Gesichter antreffen. Jede Tür würde sich vor ihm öffnen, und all die Alten im Dorf würden auf die Straße herauskommen, um ihn zu begrüßen. Und dann vor allem würden ihn hübsche Mädchen mit verliebten Augen ansehen, wenn er sein Glas mit dem der Alten zusammenklingen ließ.

In Fougeray, da war vor allem Eveline, sie war die schönste und ihm die liebste von allen wegen ihres zarten Gesichts und ihres anschmiegsamen Wesens.

Eveline würde er als erste sehen. Da sie die Stunde seiner Ankunft wußte, mußte sie in ihrem Haus zu finden sein wie ein gefangenes Vögelchen in seinem

Bauer. Das heißt: zweifellos würde sie herauskommen, und er würde sie auf der Straße, im Schatten am Fuß eines Baumes sitzend, antreffen.

Bei seinem Anblick würde sie rasch aufstehen und mit ihrer hohen, schlanken, so bewunderungswürdigen Gestalt vor ihm stehen. Sein Gesicht aber würde hell sein und lächeln, so wie alle Dinge in diesem friedlichen Winkel des Landes an diesem schönen Frühlingstag hell sein und lächeln würden.

Er verstand jetzt, daß Eveline über die Seltenheit seiner Briefe etwas ärgerlich hatte sein müssen.

Draußen, in der schrecklichen Schlacht, hatte er sich bemüht, sein Herz sorglos und von allen Beeinflussungen freizuhalten, um so das Gefühl des Schmerzes auf das geringste Maß zu beschränken. Hier aber, wo ihm das häßliche Gebell des Todes nicht mehr in den Ohren klang, rann mit einemmal eine seltsame Süße durch seine Adern.

Er hatte mehr als eine Freundin in der Heimat. Während seines letzten Urlaubs zum Beispiel hatte er sich in Quérelles von einer großen, braungebrannten und frechen Person ins Netz locken lassen, deren übrige Liebhaber nach Duzenden zählen mochten.

Doch je mehr er sich dem Dorfe näherte, um so vollkommener verjagte Evelines Bild alle andern.

Eveline liebte ihn, das fühlte er sehr wohl. Und er ertappte sich auf dem Gedanken, daß trotz all seiner hochmütigen Reden und Streiche immer sie es im Grunde war, zu der seine Gedanken zurückkamen.

Drei Tage hatte er Zeit, mit Eveline zusammen zu sein. Und wer konnte ihn schließlich daran hindern, seinen ganzen Urlaub in Fougeray zu verbringen?

Gewiß würde er Eveline heiraten, wenn der Krieg einmal zu Ende war . . . und — obzwar es in seinen Augen alles andere als vernünftig war — er würde sie sogar, wenn sie es wünschte, oder falls es notwendig sein sollte, zwischen zwei Schlachten heiraten . . .

Als er an einer Wegkreuzung angelangt war, kamen vier Mädchen aus Fougeray, die einen kleinen Spaziergang machen wollten, an ihm vorüber. Sie blieben stehen und umringten ihn mit tänzelnden Schritten. Er unterhielt sich höflich mit ihnen und sprach nicht in seiner gewöhnlichen, reichlich groben Weise; dann verabschiedete er sich.

Er dachte wirklich nicht mehr an die Schönen, mit denen er einst bekannt gewesen war. Er dachte nur noch an Eveline.

Er war etwas enttäuscht, sie nicht an der Biegung der Straße nach Fougeray anzutreffen. Hastig lenkte er die Schritte nach Hof Marnière, dem Wohnsitz der Familie Mazureau. Hinter dem Hause glaubte er über der kleinen Mauer, die rings um den Garten führte, die Haube mit den flatternden Bändern zu erblicken, welche hierzulande im Sommer die Kopfbedeckung der Frauen bildet.

Er wollte gerade einen schmalen Pfad einschlagen, um auf ihm nach dem Garten zu gelangen, als plötzlich Mazureau vor ihm stand.

Er ahnte sofort, daß der andere ihn hier erwartet hatte, und sein Verdacht war sogleich wach. Dennoch trat er einen Schritt näher und sagte hastig:

„Ich freue mich, Euch zu sehn, Mazureau. Ihr seid der erste Bekannte, den ich, seit ich von draußen weg bin,

treffe. Es freut mich auch, zu sehen, daß Ihr gesund seid und nicht alt werdet.“

Mazureau rührte sich nicht, sondern sagte nur:

„Guten Tag!“

Maurice erwartete von Mazureau gewiß keine überschwengliche Willkommrede, so wie sie wohl mancher Alte, den die Jahre sanft und milde gestimmt haben, in solchem Falle halten mochte; er wußte, daß sein ehemaliger Herr im Grunde ein unbeweglicher Mensch mit einer rauhen Seele war. Mit einem so feindlichen Empfang jedoch hatte er nicht gerechnet. Seine ganze frohe Zuversichtlichkeit fiel in sich zusammen, und sehr bescheiden fragte er:

„Bei Euch geht's allen gut? Ich hoffe, Eveline ist nicht etwa krank?“

Der Alte erwiderte kein Wort. Maurice tat, als bemerkte er es nicht und fuhr mit einigem Zaudern fort:

„Ich habe ihr nämlich geschrieben, daß ich heut käme und gegen zwei Uhr hier bei Euch wäre. Ich würde mich freuen, sie wiederzusehen und . . .“

Mazureau jedoch schnitt ihm das Wort ab:

„Wann hast du mich um die Erlaubnis gefragt, meiner Tochter schreiben zu dürfen?“

Der Bursche erwiderte in vorwurfsvollem Ton:

„Dieses Wort hatte ich nicht von Euch erwartet, Mazureau. Ihr wollt mich ungerecht behandeln . . . Denn schließlich habt Ihr doch genau gewußt, daß ich Eveline schrieb, und Ihr wart selbst zugegen, als ich sie bei meinem letzten Urlaub besuchte.“

Das Gesicht des Alten ward dunkelrot.

„Ich habe keine Lust, mich mit dir herumzustreiten“, sagte er hochmütig. „Ob meine Gründe in deinen Augen gut sind oder schlecht, das ist mir gleich . . . Ich verbiete dir, meiner Tochter zu schreiben, das kannst du dir gut merken . . . und ich verbiete dir auch, mit ihr zu sprechen . . . So, nun kannst du deiner Wege gehn.“

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, schritt er nach dem Hause zurück. Ehe er das Tor des Gärtchens erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um, und jetzt sah er, daß Maurice ihm gefolgt war.

Unter dem Helm schimmerte das Gesicht des Soldaten bleich hervor. Eine Zornesfalte durchfurchte seine Stirn.

„Ihr könnt mir mit all Euern Mäzchen nicht imponieren, Mazureau“, sagte er. „Ich bin nicht mehr Euer kleiner Knecht . . . Ich habe Menschen auf mich zukommen sehn, die waren schlimmer als wilde Tiere . . . und ich habe nicht vor ihnen gezittert und bin nicht zurückgewichen! . . . Glaubt nur nicht, daß ich mir etwas von so einem alten Mann erzählen lasse, der nichts gesehn hat! Ich bin hier, um mit Eveline zu reden, und ich werde mit ihr reden!“

Mazureau schritt in den Garten und schloß das Tor hinter sich.

„Ich verbiete dir den Eintritt“, sagte er dann; „los, geh deiner Wege!“

„Ihr solltet Stacheldraht davorlegen!“ sagte Maurice und zwang sich zu einem Lachen. „So ein Zaun und ein alter Mann dahinter, das ist kein Hindernis für einen Burschen wie mich, der überall rumgekommen ist!“

„Geh deiner Wege, nichtsnuziger Lump!“ sagte Mazureau drohend.

Der andere aber, der wie angewurzelt auf dem Pfad stand, rief so laut er konnte:

„Eveline! Eveline!“

Rasche Schritte kamen durch das Haus geeilt. Mazureau stand mit flammenden Augen, ballte die Fäuste und machte Miene, das Tor zu öffnen. Im gleichen Augenblick erschien Eveline auf der Schwelle.

„Eveline!“ rief Maurice nochmals, „ich wollte dich freundschaftlich begrüßen, doch dein Vater empfängt mich wie seinen schlimmsten Feind . . . Wenn deine Briefe nicht etwa Lügen enthalten, so handelt dein Vater gegen deinen Willen . . . Du bist fünfundzwanzig Jahre alt, Eveline, und du bist frei in deinen Entschlüssen . . . Da ich also nicht zu dir hinein kann, wirst du zu mir kommen . . . Ich erwarte dich!“

Das Mädchen hatte mit raschen Schritten bereits die Hälfte des Hofes durchquert, doch jetzt stieß sie gegen den Vater, der den gleichen Weg zurückkam.

Mit hartem Griff führte er sie nach dem Haus zurück und ließ sie vor sich hineingehen; dann fiel die Tür mit lautem Knall ins Schloß.

Mazureau bebte vor Zorn. Eveline war sofort, nachdem sie ins Zimmer getreten waren, ans Fenster gelaufen und hatte den Vorhang emporgehoben. Er riß sie roh zurück.

„Verbiete dir, dem Lump Zeichen zu geben!“

„Ich geb ihm keine Zeichen“, erklärte sie, „er ist schon fort. Nach dem Empfang, den du ihm bereitet hast, blieb ihm nichts übrig, als davonzugehn!“

„Er hat den Empfang bereitet bekommen, den er verdiente! . . . Und daß er mir ja nicht wieder hier erscheint, sonst . . .“

Zum erstenmal in ihrem Leben richtete Eveline sich trotzig vor ihrem Vater auf.

„Und ich sage dir, ja, ich sage dir, daß er diese Beleidigung nicht verdient! Er hat dir nichts getan . . . er hat nur, als er jung war, ehrlich für dich geschafft, und jetzt schützt er dich vor den Feinden.“

„Schweig, Eveline!“

„Du denkst ungerecht, Vater! Du bist ebenso hart gegen mich, wie gegen ihn.“

„Schweig, Eveline!“

Sie hielt indessen noch immer stand, denn sie stützte sich auf Maurice's Worte.

„Ich bin fünfundzwanzig, Vater, und ich kann mir zum Freund nehmen, wen ich will! Das muß ich dir doch einmal sagen! Und wenn Mutter nicht tot wäre, so würde sie zu mir halten und dir ebenfalls unrecht geben . . . Du, ja du hast nichts im Kopf als deine Äcker, deine Wiesen und dein Geld! Aber ich bin nicht wie du, das merke dir! Ich brauche keine Äcker, keine Wiesen und kein Haus . . . und mein Geld sogar kannst du nehmen und damit tun, was du willst . . . Und wenn ich das ärmste Mädchen im Dorfe bin, das ist mir ganz gleich, wenn ich nur dahin gehen kann, wohin mein Herz mich ruft!“

Mazureau hatte drohend die Hand erhoben.

„Ja, fünfundzwanzig Jahre bist du alt und hast doch noch keinen Verstand!“ grollte er. „Das ärmste Mädchen im Dorf! Eine ehrlose Dirne! . . . Nein, du wirst nicht

die Ärmste im Dorf sein, sondern die Reichste, ob es dir paßt oder nicht! . . . Eine Mazureau sinkt nicht nach unten, sie steigt empor . . . Und ich bitte mir aus, daß du in Zukunft keine solchen Töne mehr vor mir anschlägst; so lang du in meinem Hause bist, hörst du auf meine Stimme!“

Er ließ die erhobene Hand wieder herabfallen und packte Eveline am Handgelenk, als wolle er es zerdrücken. Dann sagte er:

„Hier gibt es nichts für dich zu tun. Mach, daß du in dein Zimmer kommst! Du wirst es nur mit meiner Erlaubnis verlassen.“

Eveline verbrachte den ganzen Sonntagabend in ihrer Stube. Es hatte ihr Herz erleichtert, daß sie es endlich gewagt hatte, dem Vater trozig entgegenzutreten. Und dann vor allem freute es sie, daß Maurice da war! Er hatte sie also nicht vergessen, da er geradewegs zu ihr kam!

Als sie an die Tragikomödie der vorhergehenden Tage dachte, stieg Eveline die Schamröte ins Gesicht.

„Du wirst zu mir kommen“, hatte Maurice gesagt, „ich erwarte dich.“

Natürlich würde sie zu ihm gehen! Wenn sie nur gewußt hätte, wo sie ihn antreffen könne, wäre sie sogleich aus dem Haus gegangen. Nun der Vater nicht mehr vor ihr stand, um ihr den Weg zu versperren, verschwand alle Furcht in ihrem Herzen.

Sie stand lange vor dem Spiegel und zog sich sorgfältig an, dann kämmte sie ihr Haar und steckte es mit einer ihr sonst nicht mehr gewohnten Kofetterie auf, als handelte es sich darum, zu einem großen Fest zu gehen.

Als es dämmerig geworden war, ging sie hinaus, um das Vieh zu versorgen. Dann brachte sie das Abendbrot auf den Tisch und setzte sich neben Bernhard. Sie sprach vor ihrem Vater zu ihm mit der ruhigen Stimme eines Mädchens, dessen Herz fest entschlossen ist, seinen Entschlüssen treu zu bleiben, und das nichts zu fürchten hat.

Nach dem Essen ging sie in ihre Stube zurück. Sie war natürlich zu erregt, um schlafen zu können. Sie setzte sich an das geöffnete Fenster, durch das noch ein schmaler Schein des Tages hereinfiel.

Bald merkte sie, daß Bernhard und der Großvater, die im andern Zimmer schliefen, sich nicht mehr rührten; durch das Schweigen tönte das gleichmäßige Geräusch ihres Atems.

Die Luft war sehr mild. Langsam und fast unmerkbar war die Nacht gekommen. Der Wind war verstummt, und der frische Duft der Pflanzen, der aus dem Garten emporstieg, kam in mächtigen, süßen Wogen zu ihr herein. Am Ende des großen Gartenweges, ganz nahe an der Umfassungsmauer, stand ein verspätet blühender Apfelbaum ganz allein und schneeweiß in dem violetten Schatten.

Jetzt schlug es elf Uhr. Sonst lag Eveline um diese Zeit schon lange zu Bett, heute abend aber dachte sie nicht daran, sich hinzulegen. All die Erregungen des Tages wurden nun zu einer einzigen, großen Erregung, die sie wie mit einer sanften Ohnmacht umfing. Trotz des Kammers, den die Böswilligkeit des Vaters ihr verursachte, war ihr, als erschlöffe sich in ihrer Seele plötzlich eine lichte Blüte.

Ein unerwartetes Geräusch schreckte sie aus ihrer schönen Träumerei empor: unten auf dem Weg, der durch den Obstgarten führte, schritt jemand vorsichtig dahin. Die Angst packte sie, und sie wollte schon das Fenster schließen, als die Schritte anhielten und ein warmer Atem sie berührte:

„Eveline!“

Das Blut schoß ihr jäh ins Herz. Sie richtete sich bebend auf: ja, Maurice war da!

Ihre Hände umschlangen sich, und plötzlich lag sie an der Brust des jungen Menschen. Sie flüsterte, so leise jedoch, daß er ihre Worte kaum verstand:

„Du bist also zu mir gekommen! Ich habe deinetwegen so viel Kummer gelitten! Ich glaubte schon, du wärest mir verloren. Ach Maurice!“

Plötzlich aber kam ihr die Vernunft zurück:

„Geh, Maurice, hör auf mich . . . du mußt gehn! Wenn der Vater uns entdecken würde, gäbe es ein Unglück!“

Er erwiderte, ebenfalls mit leiser Stimme:

„Ich fürchte mich vor keinem Menschen mehr, nachdem ich allen Schrecknissen dieser Welt getrost habe. Die dummen Gedanken deines Vaters bedeuten mir gar nichts . . . Und wenn du mich zurückstößt, so muß ich denken, daß du eine Lügnerin bist, denn du bist in einem Alter, wo man seinen freien Willen hat . . . und ich werde für immer fortgehn! Uns armen Soldaten ist die Zeit gar kurz bemessen, und man soll sie nicht mit törichten Dingen verschwenden . . . Ich bin nur für wenige Stunden in Fougeray, und vielleicht nur noch für wenige Tage auf dieser Erde.“

Sie aber flehte:

„Maurice, geh! Ich habe Angst! Wir wollen uns anderswo wiedersehen!“

Er antwortete jedoch:

„Nein, Eveline! Wenn du mich liebst, wie du es mir so oft gesagt hast, so hast du jetzt die beste Gelegenheit, es mir zu zeigen! Wir haben uns wichtige Dinge zu sagen, und die Zeit drängt . . . Ich bin nicht mehr der leichtsinnige Bursche, der ich vor dem Kriege war, und ich habe ernst mit dir zu reden . . . Wenn du mich nicht liebst, so leb wohl! Wenn du mich aber liebst, so folge mir!“

Da er fühlte, daß sie noch immer Widerstand leisten wollte, wiederholte er:

„Die Zeit drängt! Ich kann nur ein paar kurze Stunden hierbleiben . . . Und vielleicht habe ich nur noch ein paar kurze Tage zu leben! Da drunten hält der Tod seine Hand jeden Augenblick nach uns ausgestreckt.“

Sie warf sich in einem Ausbruch leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Brust. Er aber sagte nur:

„Komm!“

Er hob sie zu sich hinaus, dicht neben sich auf den Gartenweg.

Noch eine letzte Sekunde zauderte sie, doch Maurices Arm schlang sich fest und herrisch um ihre Hüfte.

Sie gingen leise auf dem dunklen Weg nach dem großen Apfelbaum hinunter, der seine Zweige, an denen mit einemmal, wie durch ein feierliches Wunder der Liebe und der Leidenschaft, all die lichten Blüten aufgebrochen waren, wie ein schimmerndes Zelt über ihrer Hochzeit ausgebreitet hielt.

*

Am Tag danach konnte man Maurice den Urlauber auf dem Sitz einer Grasmähmaschine über den Luzerneacker Sicots aus La Baillargère fahren sehen. Maurice war vor dem Kriege ein Jahr lang Knecht bei Sicot gewesen, und dieser hatte ihn jetzt wieder für die Dauer seinesurlaubes eingestellt.

Es war nichts Verwunderliches, einen Soldaten auf dem Feld arbeiten zu sehen. Man bemerkte von Zeit zu Zeit immer den einen oder andern auf den Äckern der Ebene; denn sie alle waren beherzte Männer, die sich nur während des Waffendienstes, den sie als eine Arbeit zweiten Grades betrachten mußten, eine Ausspannung vom hergebrachten Tun erlaubten, und die nichts glücklicher machte, als zwischen zwei Schlachten den Pflug über die friedlichen und fruchtbaren Felder zu führen. Manch einer von ihnen betrieb die Arbeit mit solchem Eifer, daß er in acht Tagen das schaffte, was unter anderen Umständen in einem Monat geleistet wurde.

Maurice hingegen tat seine Arbeit nicht anders als früher, nämlich wie ein leichtfertiger, gedankenloser Bursche.

„Ach, ich hab zu viel Freunde“, sagte er; „ich hab nicht mal Zeit, sie alle zu besuchen.“

Man sah ihn in Fougeray, in Quérelles und in Saint-Etienne. Bald war er bei dem einen, bald bei dem andern Bekannten zu Gast, er schlief bei seinen ehemaligen Bauern, trank ihren Wein und trieb seine Späße mit den Töchtern. An den Markttagen ging er mit denen, die ihn die Woche über bewirtet hatten und mit den andern Soldaten, die er unterwegs traf,

in die Stadt, spielte den großen Herrn und gab sein Geld bis auf den letzten Heller aus.

Als die Mädchen aus Fougeray ihn bei Sicot arbeiten sahen, waren sie zuerst des Glaubens, diesen neuen schlaunen Streich verdanke er der Gunst von Sicots Tochter und zogen schmollende Gesichter. Marie Sicot war sechsunddreißig Jahre alt; sie hinkte auf dem linken Bein, und ihr dickes, breites Gesicht war mit Sommersprossen übersät. Es mußte sonderbar zugehen, wenn sie es fertigbrachte, den hübschen, prahlerischen Burschen dauernd an sich zu fesseln.

Marie Sicot gab sich keinen trügerischen Hoffnungen hin. Sie wußte, daß sie häßlich war, und da sie bieder und ehrlich dachte, begriff sie sehr wohl, daß Maurice nicht ihretwegen in Fougeray blieb. Dieser tat nicht etwa so, als hielte er sie für vernachlässigungswert! Nein, er sparte nicht mit liebenswürdigen Redensarten, doch sie spürte, daß er sie nur aus Höflichkeit gebrauchte und daß sie im Grunde nichts besagten.

Sie hörte Maurice vor allem andern gern von den Strapazen und Gefahren des Krieges berichten. Dann wurden ihre Augen feucht, und sie ertappte sich dabei, daß sie ihn mit einer Art dunkler und verzweifelter Freundschaft liebte, die einem Gefühl des Mitleids ähnelte.

Nachdem sie im Geist alle Mädchen aus Fougeray sich vorgenommen und dabei gefragt hatte, ob Maurice unter dem Joch ihrer Liebe stehen könne, ließ der sichere Instinkt des häßlichen, verachteten Weibes sie bei dem Gedanken an Eveline anhalten.

An einem Mittwoch kamen Maurice und Sicot zusammen vom Felde heim. Plötzlich begegneten sie

Mazureau und Honoré vom Großen Hof. Sicot, dessen üble Laune sich sogleich entzündet hatte und nicht, wie ein schwaches Reisigfeuer, alsbald wieder erstickend wollte, führte beim Mittagessen böse Reden, zuerst gegen Mazureau, dann gegen den ‚Reklamierten‘.

„So ein elender Hund! Der hat es nur seinem vielen Geld zu verdanken, daß sie ihn zurückgestellt haben! Wenn er kräftig genug ist, hier zu schaffen, dann hätte er auch in den Krieg ziehen können wie die andern . . . so wie du zum Beispiel! . . . Für dem seine Taler kannst du jetzt wieder rausgehen und dich rumschlagen; er aber bleibt hübsch daheim!“

Maurice, auf den dieses eifersüchtige Gerede keinen sehr tiefen Eindruck machte, erwiderte:

„Gott, wenn er nicht abkommandiert ist, soll er eben hierbleiben! Man braucht schließlich überall Männer! Ich kenne eine ganze Menge, die sind weißgott tapferer als er und würden es doch ganz genau so machen.“

Sicot schlug nun einen andern Weg ein, um zu seinem Ziel zu gelangen:

„Ja, aber während du abkommandiert bist, und vielleicht zum Totgeschossenwerden, hat der, den wir vorhin gesehen haben, anscheinend keine andere Aufgabe, als den Weibern schöne Worte zu machen. So untauglich der Kerl angeblich ist, um die jungen Mädchen versteht er rumzuschwänzeln . . . Und was seine Arbeit als ‚für die Landarbeit Reklamierter‘ anlangt! . . . Soll ich dir sagen, worin seine Arbeit besteht? Gut also: er erzählt meiner Nichte Eveline Geschichten, du weißt ja, sie ist gutmütig und dumm, und er wird sie noch verführen, wenn er’s nicht schon getan hat.“

Spöttisch setzte er nach einer kurzen Pause hinzu:

„Der Alte fädelt das alles ein . . . Honoré ist reich . . . und was würde der Alte nicht verkaufen, um ihn auf seine Seite zu bekommen!“

Marie sah den Burschen aufmerksam an. Er antwortete nichts, wurde aber über und über rot, und seine Augen flammten. Sie mußte sogleich, daß sie richtig vermutet hatte.

Sie begann Maurice scharf zu beobachten, doch umsonst. Er arbeitete vom Morgen bis zum Abend. Erst am Sonntag danach nahm er Urlaub, um einen Freund zu besuchen, der in einem entfernten Dorf wohnte.

Am darauffolgenden Mittwoch mußte er endgültig Abschied nehmen und bereits am frühen Morgen aufbrechen. Schon am Dienstagabend machte er seinen Brotbeutel zurecht und füllte seine Feldflasche; dann verabschiedete er sich von der Familie Sicot, um am nächsten Morgen niemandem lästig zu fallen. Als das geschehen war, begab er sich in die am Ende des Hofes gelegene Knechtekammer, in der sein Bett die ganze Woche über aufgeschlagen worden war.

Als es Morgen wurde, stand Marie beim ersten grauen Schimmer des Tages, lange vor ihren Eltern, auf; eigentlich nur mit dem Gedanken, da zu sein, wenn er, der Ärmste, weggehn mußte.

Als sie den Hof überquerte, sah sie ihn mit großen, eiligen Schritten durch den Nebel daherkommen.

Sie ging noch ein Stück weiter, so daß er mit ihr zusammentreffen mußte.

„Woher kommst du?“ fragte sie.

„Woher ich komme?“

Sie merkte, daß sie mit ihrer Frage etwas allzu kühn gewesen war und setzte hinzu:

„Du brauchst es mir natürlich nicht zu sagen, denn es geht mich nichts an!“

Er aber hob den Kopf und versetzte erregt:

„Das geht dich wohl etwas an, und ich will es dir sagen: Ich bin sehr froh, daß ich dich heute früh treffe. Wenn ich eine Schwester hätte, so würde ich mit ihr darüber reden . . . aber ich habe ja keinen Menschen auf der Welt . . . Du bist gut, Marie, und so wirst du den Kummer eines andern Menschen verstehen können . . . Ich will dir mein Herz ausschütten . . . Also, ich war bei Eveline, deiner Base auf Hof Marnière.“

Sie fühlte, wie eine kalte Hand nach ihrem Herzen griff, doch sie bezwang ihre Erregung rasch und versetzte in gewollt grollendem Ton:

„Das gehört sich aber nicht, Maurice! Und meine Base ist wohl närrisch geworden, daß sie dich mitten in der Nacht zu sich hereinläßt!“

„Ach, du weißt nicht, daß ihr Vater mich wie einen tollen Hund empfangen und mir sein Haus verboten hat. Und sie hält er wie eine Gefangene im Zimmer eingeschlossen! . . . Du weißt auch nicht, daß er sie gegen ihre Zustimmung mit einem alten, klapprigen Kerl verheiraten will!“

Mit leiser Stimme fuhr er fort:

„Eveline und ich, wir lieben einander seit unserer Kindheit . . . Gewiß, ich war lange Jahre über ein wankelmütiger Bursch und hab mir auch die Umgegend ein bißchen angesehen . . . Aber sie hat die ganze Zeit auf mich

gewartet, und nun komme ich zu ihr zurück . . . Und doch: der Krieg ist noch nicht zu Ende, noch schwebt das Verhängnis über mir.“

„Ja, aber“, sagte sie, „was wollt Ihr denn tun?“

„Ach, wir haben lange zusammen geredet . . . Weißt du, Eveline ist zu gutmütig; man muß alle Entschlüsse für sie fassen, denn allein wagt sie es nicht . . . Also: wir wollen heiraten . . . in einem Monat wollen wir heiraten.“

Marie ver setzte:

„Wenn vorher etwas davon gemerkt wird, gibt's dort Krach!“

„Ja, ich weiß! Der Vater ist recht starrsinnig . . . Aber Eveline ist großjährig. Sie hat mir versprochen, nicht nachzugeben . . . Und jetzt kann sie auch nicht mehr nachgeben . . . nein, jetzt kann sie es nicht mehr! In einem Monat werden wir also heiraten. Ich bekomme dazu vier Tage Urlaub. In einem Monat – ich denke, das ist der richtige Augenblick.“

„Aber wird Eveline dann noch bei ihrem Vater bleiben können?“

„Ja, da eben habe ich an dich gedacht, weil du ihre nahe Verwandte bist. Und ich wollte dich bitten, sie inzwischen freundlich aufzunehmen, wenn ihr Vater sie fortjagen sollte . . .“

Marie erwiderte ohne Zögern:

„Sie kann zu mir kommen, wann sie will; meine Mutter hat sie sehr gern, und ich werde ihr mein Zimmer abtreten, wenn es nötig ist.“

„Ich danke dir. Das ist mir eine Beruhigung . . . Und jetzt will ich dir noch etwas anderes sagen . . . Es ist wegen der Briefe . . . Eveline bekommt nicht immer die

Briefe, die ich ihr schreibe. Und doch muß sie von nun an wissen, wo ich bin und was ich treibe. Wächstest du meine Briefe annehmen und ihr hinbringen?"

„Aber gern!“ erwiderte sie.

„Gut“, entgegnete er, „dann ist alles in Ordnung und ich kann gehen.“

Er trat nochmals in die Knechtekammer und kam dann mit seinem Brotbeutel zurück.

„Also ich gehe denn, Marie! Ich gehe!“

Sie hob ihre Augen, die voller Tränen standen, zu ihm empor, und ihre Stimme war sanft und mütterlich:

„So geh denn, und Kopf hoch, lieber Maurice!“

„Ich gehe!“ wiederholte er noch einmal.

„Du wirst bald wiederkommen! Ein Monat, das ist keine lange Zeit!“

Er antwortete, ohne die Not seines Herzens zu verbergen:

„Ach, ich weiß nicht, ob ich jemals wiederkomme . . . Bis jetzt habe ich nie Angst gekannt und habe in fröhlicher Unbekümmertheit vor der Gefahr gelebt . . . Heute aber lasse ich mein ganzes Herz hier zurück; darum bin ich unruhig und traurig zugleich . . . Wir werden noch viele Schlachten schlagen müssen, und mancher schwere Angriff wird noch kommen . . . mehr als einer von uns wird dabei sein junges Leben lassen müssen!“

Seine Stimme erstarb in einem Beben.

Marie aber hob die Hand und legte sie dem jungen Menschen sacht auf die Schulter; es war wie eine einschläfernde Liebkosung.

„Solche Gedanken mußt du nicht haben“, sagte sie; „denk an Eveline!“

„Ach, ich denke viel zu viel an sie!“ gab er zurück.

Er ließ den Kopf herabsinken, so daß er ihre Augen nicht mehr sah. Dann fuhr er fort:

„Ich habe gute Kameraden draußen; wenn ich falle, werden sie dir schreiben. Und dann, das bitte ich dich, bring Eveline die Nachricht schonend bei . . . und erspare ihr den Schmerz . . .“

Sie rüttelte ihn leise:

„Ach, das ist Unsinn, du bist ein Schwarzseher! Geh, geh rasch, wenn du glaubst, Mitleid mit dir haben zu müssen!“

„Das Schicksal lastet schwer auf meinen Schultern! Mir ist, als ginge ich für immer . . . Leb wohl, Marie!“

Das nicht mehr junge Mädchen hob sein ängstliches Gesicht zu dem armen Burschen empor.

„Komm, gib mir einen Kuß“, sagte sie.

Er küßte sie und rannte dann wie ein Irrsinniger davon.

VII

So lange Maurice sich in Fougeray aufgehalten hatte, war Eveline standhaft geblieben. Man hatte sie weder weinen, noch die Augen vor ihrem Vater niederschlagen sehen. Honoré jedoch hatte sie in genügendem Abstand von sich zu halten gewußt; sie sprach zu ihm wie mit einem Knecht, und nicht wie mit einem Liebhaber.

Sobald sie aber allein war, sank ihr Mut in sich zusammen.

Sie hätte sogleich mit ihrem Vater reden müssen, denn wenn sie in einem Monat heiraten wollte, so war keine Zeit zu verlieren. Jeden Abend, wenn sie allein in dem

schlummernden Hause noch wach lag und der Gedanke an ihre Liebe sie kühn machte, faßte sie den festen Entschluß, zu reden.

Des Morgens aber, wenn sie erwachte, schien ihr die Sache nicht mehr so drängend. Vielleicht war es doch besser, einen Brief von Maurice abzuwarten, den sie nur zu zeigen brauchte . . . Im übrigen wollte ja Maurice dem Vater selbst schreiben, um die Hand seiner Tochter zu erbitten, wie es sich gehört.

„Aber nein, das alles sind feige Ausreden. Ich bin zu ängstlich! Ich habe Maurice versprochen, mit Vater zu reden, und ich werde es jetzt gleich tun!“

Sie sprang rasch aus dem Bett, kleidete sich hastig an und eilte fest entschlossen in das Zimmer der Männer hinüber, um das Feuer für die Morgensuppe anzuzünden.

Sobald das Feuer brannte, wollte sie sich umwenden und sagen . . . Ja, wie sollte sie es sagen? Wie oft hatte sie sich den Satz in Gedanken vorgesagt, und nun sie ihn brauchte, fand sie ihn nicht mehr.

Sollte sie dem Vater die Tatsache unumwunden verkünden, oder war es am Ende besser, ihn langsam darauf vorzubereiten, damit er nicht sogleich bei der ersten Überraschung vor Zorn außer sich geriet? Die letztere Methode hatte ihre Vorzüge; doch wieviel angenehmer und einfacher wäre es gewesen, wenn der Vater zuerst gesprochen hätte! . . . Und das konnte nicht gar lange mehr dauern, denn Maurice würde bald schreiben . . .

Als das Feuer angezündet war, wandte Eveline sich um, und plötzlich . . . plötzlich sagte sie:

„Hör, Bernhard! Du mußt nicht in den Nebel hinauslaufen, bevor du eine Tasse recht heißen Kaffee getrunken hast.“

Konnte sie vor dem Knaben anders reden? Durfte sie ihn denn in den Streit hineinziehen und ihm ein schlechtes Beispiel der Auflehnung geben, indem sie der Autorität des Vaters trotzte?

Bernhard zuckte die Achseln und ging hinter Mazureau zur Thür hinaus.

Sie sah die beiden erst bei Tisch wieder. Mazureau aß rasch und sprach wenig; er antwortete lediglich auf die Fragen Bernhards, der nur wieder Verkäufe und Aufrechnungen von Land im Kopf hatte.

Drei oder vier Tage in der Woche kam Honoré jetzt, um auf Hof Marnière zu arbeiten. In seiner Gesellschaft war Mazureau stets froh gelaunt und liebenswürdig.

Eveline hatte gewiß keine Angst mehr vor dem Bur-schen; aber die Aufrichtigkeit ihres Gewissens gebot ihr, ihm aus dem Wege zu gehen.

Wenn sie ihm indessen im Hause begegnete, zeigte sie ihm des Vaters wegen kein böses Gesicht. Vor diesem ward ihre Schwäche von Tag zu Tag größer, und bald sprach sie überhaupt nichts mehr.

Eine volle Woche verging, ohne daß sie Nachricht von Maurice erhielt. Ihre Base Marie brachte ihr seinen ersten Brief an einem Freitag, während sie sich im Waschhaus befand.

Eveline war an diesem Tage zum Bach hinuntergegangen, um zu waschen, aber auch, um das Fieber der Erwartung, das sie verzehrte, auf eine andere Bahn zu lenken.

Sie gedachte über der schweren Arbeit vielleicht ihre Ruhe und vielleicht sogar den Mut, der ihr fehlte, wiederzufinden.

Nachdem sie ihren Schiebtarren auf dem schmalen Weg zum Waschhaus hinuntergefahren hatte, stellte sie den Zuber unter eine Weide.

Es rann nur wenig Wasser durch das Bett des bösen Bächleins, welches jedes Jahr mitten im Sommer einzutrocknen pflegte; um also richtig waschen zu können, bedurfte es einiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Eveline bemühte sich, an nichts anderes als an ihre Arbeit zu denken. Doch es wehte eine so linde Luft im Schatten der Weide, und dazu befand sie sich hier ganz in der Nähe der Stelle, wo sie an jenem Mittwochabend und in jener letzten, vom Glühen der Leidenschaft durchlohten und doch, ach, schon so fernen Nacht mit Maurice gelagert hatte! Ihr Geist gab sich, ohne daß sie es wollte, einer süßen Träumerei hin.

So kam es, daß sie nicht merkte, wie Marie sich näherte. Diese trug ein kleines Wäschebündel unter dem Arm; sie ließ es hinter Eveline zu Boden fallen, so daß jene einen lauten Schrei ausstieß.

„Ich habe dich wohl erschreckt?“ fragte Marie.

Dann setzte sie mit leisem Spott hinzu:

„Ich sah dich von da droben aus in so tiefes Nachdenken versunken, daß ich glaubte, entweder sei der Bach ausgetrocknet, oder dein Bleuel entzweigegangen, oder gar, die Bürste dir ins Wasser gefallen.

Eveline errötete, dann jedoch tat sie ein wenig verwundert: für gewöhnlich nämlich wuschen die Leute von La Baillargère ein gutes Stück weiter oben, und dazu

hatten sie sogar durchaus das Recht, denn der Bach floß gerade unterhalb ihres Gartens vorüber.

„Euer Waschhaus ist Euch wohl abgebrannt?“ fragte Eveline, „da du so weit von zu Hause weg waschen gehst?“

Die andere aber kniete neben ihr nieder und murmelte:

„Nein, aber ich habe Neuigkeiten für dich; Nachricht von Maurice.“

Eveline sah sie unruhig und über und über rot werdend an.

„Einen Brief habe ich“, fuhr Marie fort. „Reg dich nur nicht auf! Maurice hat sich mir am Morgen seiner Abreise anvertraut . . . Er hat länger mit mir gesprochen, als du vielleicht denkst . . . und ich weiß . . . daß ihr bald heiraten werdet.“

Eveline errötete noch stärker. Marie aber hielt ihr den Brief hin.

„Er hat ihn an mich geschickt, damit dein Vater ihn nicht unterwegs abfängt . . . Den Plan hat er im letzten Augenblick gefaßt, ehe er fortging, als er mich zufällig auf unserm Hof traf. Doch jetzt lies deinen Brief, und kümmere dich nicht um mich.“

Nachdem sie ihr Wäschebündel auseinandergelegt hatte, begann Marie zu waschen.

Eveline aber las den Brief, den Maurice ihr geschrieben hatte. Er war diesmal sehr lang, und sanft und ernsthaft dazu. Niemals bisher hatte Eveline einen solchen bekommen. Er redete so ernst mit ihr, als sei sie schon seit langem sein Weib, und alle seine Worte waren von bebender Leidenschaft erfüllt.

Zum Schluß bemerkte er:

Du wirst meinen Brief über Deine Base Marie bekommen, die, wie Du weißt, ein sehr gutes und zuverlässiges Mädchen ist.

Und wenn Du aus dem Haus mußt, so wirst Du bei ihr Stütze und Trost finden. Ich denke, Du hast jetzt mit dem Vater gesprochen. Sag mir in Deinem nächsten Brief, was er Dir geantwortet hat. Ich will ihm dann auch von mir aus schreiben und die Beleidigung vergessen, die ich von ihm erfahren habe; ich werde ihm aus Liebe zu Dir anständig schreiben.

Marie gab sich unterdessen eifrig ihrer Arbeit hin. Da sie Eveline den Brief zusammenfalten sah, fragte sie:

„Nun? Ist er in der Schlacht?“

„Noch nicht!“ gab Eveline zurück; „er denkt, daß er erst in ein paar Tagen dabei sein wird . . . Doch man kann ja nie wissen!“

Dann fügte sie in schüchternem und dennoch zugleich erregtem Ton hinzu:

„Er sagt, du wollest um mich sein, wenn ich Hilfe brauche; dafür danke ich dir aus Herzensgrund.“

„Bist du denn nicht meine einzige Verwandte?“ gab Marie zurück. „Wenn ich dich im Stich ließe wie eine fremde Person, so hätte ich niemanden mehr. Ich habe keine Schwester, und die andern Mädchen in meinem Alter sind alle verheiratet . . .“

Nach kurzer Pause fuhr sie mit etwas gezwungenem Lächeln fort:

„Weißt du, ich habe ja keinen Schatz, wie du . . . und ich werde auch nie einen haben . . . So müßte

eigentlich ich dir dankbar sein, denn man muß ja doch jemanden haben, an den man sich klammert . . . Ach, wenn du von mir gingest, wäre mein Herz ganz allein.“

Sie knieten nebeneinander auf dem Boden und sahen sich mit gerührten Blicken an. Ihre Gesichter waren zwar verschieden, aber ihre Herzen waren einander gleich; denn sie waren beide schwach und der Liebe bedürftig. Die Jüngere, die in der heißesten Zeit ihres Lebens stand, bebte in einer wunderbaren Erregung, die Ältere aber, die besiegt war, ohne je recht gekämpft zu haben und anscheinend so ruhig und in ihr Schicksal ergeben dreinblickte, lebte dennoch unter dem warmen Hauch der Leidenschaft auf.

Eveline legte ihren frischen Arm um Mariens Schulter, dann nahm sie den Brief wieder auf und las ein paar besonders schöne Sätze aus ihm vor.

Die Ältere kauerte neben ihr, hob das Gesicht, in dem ein paar demütige Augen standen, zu ihr empor und hörte zu; wie Taupfropfen fielen die Worte des Liebenden eines nach dem andern mit einer geheimnisvollen Süße in ihre fromm aufblühende Seele.

„Ich muß mit dem Vater reden!“ sagte Eveline.

„Ja, du mußt mit ihm reden“, bestätigte Marie.
„Warum hast du es eigentlich nicht schon getan?“

Eveline sagte leise:

„Weil ich Angst habe!“

Darauf bemühte Marie sich, ihr Mut zuzusprechen. Es sei höchste Zeit, mit dem Vater zu reden, meinte sie; denn noch länger zu warten, sei unaufrichtig . . . Sie gab Eveline zu verstehen, daß sie in das Geheimnis der

nächtlichen Zusammenkünfte eingeweiht sei und auch Mazureaus Pläne kenne.

Eveline gab zur Antwort:

„Das gerade macht mir ja solche Angst! Denn mein Vater hat einen harten Willen; er gibt nie nach . . . Er ist imstande, mich aus dem Haus zu jagen.“

„Dann kommst du eben zu mir . . . Wenn die Alten so rauh sind und einander fast nicht mehr lieben können, so ist das noch kein Grund, daß wir nicht zusammenhalten sollten. Mutter wird auf unserer Seite sein, wenn's darauf ankommt! Und ich, weißt du, werde mit deinem Vater reden, wenn es dir recht ist . . . Soll ich gleich einmal mit ihm sprechen?“

„Nein danke“, gab Eveline zur Antwort. „Ich muß es schon selbst tun . . . Und außerdem wird ja auch Maurice ihm schreiben. Es muß sich alles bald entscheiden.“

Marie hatte inzwischen mit Waschen aufgehört, blieb aber noch einen Augenblick da, um Eveline zu helfen. Vielleicht wollte sie auch noch ein wenig von dieser wunderbaren Herzengeschichte sprechen, die ihr fremd war und ihr Inneres dennoch stürmisch bewegte.

Und jetzt sagte sie, die sanfte Marie, die sonst immer so vernünftig war:

„Dein Vater ist derjenige, der auf dem falschen Wege ist . . . Du darfst nicht nachgeben! Man darf niemals etwas anderes tun als was das Herz einem gebietet . . . Die Liebe wiegt jedes andere Glück der Erde auf, und es gibt nichts, das sie ersetzen könnte . . . Maurice ist hübsch, er ist jung, und er hat dich lieb . . . Wenn ich denke, daß jemals einer gekommen wäre und mich lieb gehabt hätte . . .“

Erschrocken hielt sie inne, und eine dunkle Röte überzog ihre Wangen. Dann holte sie ihre Wäsche zusammen und begann von etwas anderem zu reden. Sie war heimlich nach dem Waschplatz gekommen oder hatte zumindest keinem von ihren Leuten daheim etwas davon gesagt. Jetzt aber durfte sie sich nicht länger hier aufhalten. Sie gab also Eveline einen Kuß und ging davon.

Auch Eveline war übrigens bald mit ihrer Arbeit fertig. Sie war gerade dabei, ihre Wäsche aufeinanderzulegen, um damit nach dem Hause hinaufzugehen, als sie Bernhard gewahrte, der den Pfad herabgesprungen kam. Er kam oft hierher zu ihr, um ihr den Karren schieben zu helfen. So wenig liebenswürdig er im allgemeinen war, drängte er sich doch zu solchen Arbeiten, denn er wollte gern erwachsen scheinen und seine Kraft zeigen.

„Na, seid ihr schon wieder zurück?“ fragte Eveline.

„Ich ja, ich bin schon zurück, wie du siehst . . . die andern haben noch was zu schwätzen.“

„Aber mit der Arbeit seid ihr fertig?“

„Fertig! Ich weiß nicht, wann wir bei dem Tempo je fertig werden sollen . . . Wenn der ‚feine Herr‘ dabei ist, wird nur geschwätzt . . . Und ich bin ihnen im Weg, darum schicken sie mich immer mal ein bißchen weg . . .“

Eveline konnte ein Lächeln nicht verbergen und sagte, um den Jungen ein klein wenig zu necken:

„Oh, du bist auch noch viel zu jung, um alles zu verstehen, was die Erwachsenen reden.“

Er zog die Schultern empor:

„Zu jung! Ich weiß trotzdem ganz genau, was sie sich erzählen! . . . Von dir nämlich sprechen sie . . . wenn du das noch nicht gewußt hast, so kann ich es dir ja erzählen.“

Eveline gab keine Antwort. Er aber schnalzte mit der Zunge.

„Wenn du erst mit dem ‚feinen Herrn‘ verheiratet bist, wirst du schön stolz sein, was? Dann wirst du uns nicht mehr anschauen . . . nehme ich an . . .“

„Sag, bist du denn auch närrisch geworden?“ fragte Eveline.

„Ja, vielleicht hast du einen andern, den ich kenne, mehr geliebt . . . er ist jünger und hat ein schönes Schnurrbärtchen . . . Aber dem seine Acker sind nicht viele, und Großvater wird ihm heimleuchten, wenn er kommt! . . . Hi hi! Heimleuchten wird der Großvater ihm!“

Eveline wies auf den Schiefkarren.

„Los, hilf mir“, sagte sie; „das ist besser als dein dummes Geschwätz.“

Aber der Junge war einmal im Zug.

„Das, was ich dir da erzähle, ist wohl nicht wahr, hm? Es ist wohl nicht wahr, daß du heimlich an einen da draußen geschrieben hast? Auf dem blauen Papier, das du in dem doppelten Boden deines Nähkastens versteckt hattest? Und es ist wohl nicht wahr, daß du trotzdem den ‚feinen Herrn‘ heiraten wirst? Aber du hast recht, Tante Eveline, du hast recht! Denn du wirst reich werden . . . und dann: der wird wenigstens nicht im Krieg fallen! Während der andere . . . verdammt nochmal, du hast wirklich Glück!“

Eveline sah ihn erstaunt an und wußte nicht, ob sie lachen oder ärgerlich sein sollte.

„Du siehst, ich weiß alles, ohne daß du mir etwas gesagt hast. Nur eines weiß ich noch nicht . . . und das mußt du mir sagen, Tante! Sage mir, wann der Tag der Hochzeit ist!“

Sie zauderte noch einen Augenblick, dann aber kamen die Worte, die sie ihrem Vater hätte sagen sollen, unaufhaltsam über ihre Lippen, es war ihr nicht möglich, sie zurückzuhalten.

„Ich will den Honoré vom Großen Hof ja gar nicht heiraten . . . Ich liebe ihn nicht . . . Nein, ich werde ihn nie heiraten! Maurice liebe ich, und ihn werde ich in drei Wochen heiraten.“

Sie war mit einemmal derart blaß geworden, daß Bernhard glaubte, sie sei zornig.

„Es ist sehr dumm von dir, daß du dich ärgerst“, sagte er; „heirate du doch, wen du willst! Heirate Honoré . . . heirate Maurice . . . heirate meintwegen den Teufel!“

„Nein, ich ärgere mich nicht . . . Ich habe nur die Wahrheit gesagt, weil du so neugierig bist.“

„Aber dem Großvater hast du das noch nicht gesagt?“

„Nein, doch ich will es ihm grad eben sagen.“

„Es wäre besser, du bliebest hübsch ruhig!“ versicherte er mit ernster Miene. „Und jetzt komm! Durch dich verliere ich meine Zeit mit Liebesgeschichten! Mach und lade den Schubkarren fertig auf.“

„Er ist hoch genug beladen; den Rest trage ich.“

Er machte eine gereizte Bewegung, nahm das Bündel feuchter Wäsche, welches Eveline auf dem Arm trug, und legte es zu dem seinen.

„Du brauchst nur hintennach zu kommen, wenn du kannst!“ sagte er.

Dann nahm er den Karren, ohne nochmals Atem zu holen hoch und schob ihn, dabei heftig vor sich hinpustend, bis zum Ende des Weges hinauf.

Eveline kam leichtfüßig hinter ihm einhergeschritten. So wie Bernhard stolz darauf war, seine Kraft zeigen zu können, kam sie sich tapfer vor, daß sie zweimal das Geheimnis ihrer Liebe preisgegeben hatte. Sie hätte es auch ihrem Vater und Honoré ins Gesicht schreien mögen, ja, allen Menschen hätte sie es ins Gesicht schreien mögen, um sich davon zu befreien, und auch weil eine große Fröhlichkeit sie plötzlich erfüllte.

Bernhard fuhr den Schiebkarren in den Garten.

„So, nun hilf mir noch das Seil spannen“, sprach sie zu ihm, „damit ich rasch aufhängen kann und damit die Wäsche Zeit hat, bis zum Abend abzutropfen.“

Er aber behauptete, nachdem die Männerarbeit geleistet war, sich mit solch kleinen Dingen nicht aufhalten zu können. Er schlang das Ende des Waschseils um einen Ast, dann ging er davon und sagte:

„Ich muß den Tieren zu trinken geben, ich kann nicht zur gleichen Zeit an zwei Orten sein.“

Eveline nahm also das schwere Paket des zusammengerollten Seiles auf und begann es, rückwärts schreitend, abzuwickeln. Als sie am Ende des großen Gartenweges angelangt war, stellte sie sich auf die Fußspitzen, um es durch die Gabel eines Apfelbaumes zu schlingen. Im nämlichen Augenblick kamen Honoré und Mazureau auf dem Weg, der am Garten entlangführte, heim. Mazureau trug seinen Rock auf dem Arm und hielt den Kopf gesenkt, während er dem lebhaft auf ihn einredenden Honoré zuhörte. Keiner der beiden bemerkte Eveline. Sie blieb unbeweglich, mit erhobenen Armen und sich an den Stamm des Baumes lehrend, stehen. Ein paar Worte kamen bis zu ihr herüber.

„Alles, was Ihr wollt!“ sagte Honoré . . . „Wegen des Landes sind wir also einig . . . Die Parzelle gehört Euch, oder es müßte mit dem Teufel zugehn . . . Ich brauche nur ein Zeichen zu geben, dann bekomme ich das Geld . . . Doch ich möchte mindestens ein bindendes Wort.“

„Das habe ich dir gegeben“, erwiderte Mazureau.

Der andere schüttelte jedoch den Kopf und fuhr leiser fort:

„Es ist, weil . . . es ist mir natürlich viel wert, Euer Wort . . . aber in dieser Sache hätte ich trotzdem lieber das ihre.“

Eveline erzitterte.

„Ich hätte lieber das ihre“, wiederholte Honoré . . . „und bis jetzt hat sie es mir noch nicht gegeben“.

Sie waren inzwischen bis dicht zu ihr herangekommen und bemerkten sie.

Honoré sagte sogleich galant:

„Ah, da ist ja Euer Fräulein Tochter, Mazureau . . . die junge Dame, welche die Klugen wach und die Narren zu Träumern werden läßt . . . Sagen Sie, Fräulein Eveline, heben Sie Ihre hübschen Arme empor, um das Seil festzubinden, an dem Ihre schmach tenden Liebhaber künftig baumeln werden?“

„Ich hebe meine Arme empor“, sagte sie trocken, „um die Wäscheleine hier festzumachen, aber es will mir nicht gelingen.“

„Vielleicht kann ich Euch helfen, Eveline?“

„Das wäre sehr nett von Euch“, erwiderte sie sogleich.

Mazureau ging weiter, und Honoré kam, sichtlich erfreut, in den Garten herein.

Eveline gab ihm das zusammengerollte Seil, das er sehr geschickt über den Ast des Baumes warf, um es sodann an ihm festzuknüpfen. Innerhalb weniger Minuten hatte er es ordentlich an vier oder fünf andern Ästen befestigt.

Ohne eine Minute Zeit zu verlieren, hatte Eveline mittlerweile begonnen, ihre Wäsche aufzuhängen. Er trat dicht neben sie, schämte sich jedoch plötzlich, ihr seine gewohnten schönen, aber leeren Redensarten zu sagen. Dies kam im Grunde daher, daß er allzu froh war über den unerwarteten Empfang, den sie ihm, nach der kühlen Behandlung der vorhergehenden Tage, hatte zuteil werden lassen. Und dann auch, weil sie ihm heute besonders hübsch und verwirrend vorkam in ihrer etwas vernachlässigten Kleidung, die ihre frischgewaschenen Arme sehen ließ, und dazu den Anfaß ihres weißen Busens, der sich deutlich mit dem Atem auf und niederbewegte.

Er wagte nur, mit leiser Stimme ein paar zitternde Worte zu stammeln:

„Ach, seid Ihr schön, Eveline!“

Als sie sah, wohin seine Blicke gingen, runzelte sie die Stirn und schloß ihre Bluse.

„Ja, Ihr seid schön . . . und ich bin Euch dankbar, daß Ihr mir erlaubt habt, es Euch heute abend zu sagen!“

Sie blickte ihm offen ins Gesicht:

„Ich habe Euch heute keineswegs mehr erlaubt, als früher. Wenn Ihr das geglaubt habt, so habt Ihr Euch sehr geirrt!“

Er trat einen Schritt zurück. Da seine Hoffnung wieder schwand, war er sofort ernüchtert und wurde wieder Herr seiner Worte.

„Ihr versteht, ehrlich zu reden, wenn Ihr wollt . . .“, sagte er. „Und ich bin auch nicht mehr in dem Alter, wo man sich von dem Wiegenlied einer Roketten einschläfern läßt.“

„Nein, sondern Ihr seid in dem Alter, wo man schwachert!“ gab sie erregt zurück.

„Oh, seid Ihr böse heute abend, Eveline! . . . Ihr wißt ganz genau, daß ich, als ich Euch um Euere Liebe bat, nicht die Miene eines Mannes machte, der einen Handel abschließen will.“

Etwas ärgerlich gab sie zurück:

„Nein! Mit mir habt Ihr allerdings nicht weiter gehandelt, das tut Ihr wirklich nur mit dem Vater. Ich habe Euch ja grad vorhin noch miteinander sprechen hören.“

Sie hatte ihre Arbeit unterbrochen, und nun standen sie einander mit untätig herabhängenden Armen gegenüber, wie zwei Gegner, die sich argwöhnisch beobachteten, ehe der Kampf beginnt.

„Ihr verabscheut mich!“ sagte er; „aber Ihr habt lang genug gewartet, bis Ihr es mich ganz habt verstehen lassen.“

Sie erwiderte:

„Nein! Ich verabscheue Euch nicht! Ich habe keinen Grund, Euch zu verabscheuen! Und wenn Ihr mich nur um meine Freundschaft gebeten hättet, so hätte ich sie Euch genau so gut wie andern geschenkt . . . Doch Ihr habt mich um mehr gebeten, und es steht nicht in meiner Macht, Euch zufriedenzustellen.“

Ein bitteres Lächeln erschien auf Honorés Gesicht.

„Aber all dem Handeln, wie Ihr es nennt, habe ich die günstige Gelegenheit verpaßt. Entweder bin ich zu spät

gekommen, oder aber es hat sich einer gefunden, der das Gebot in eine irrsinnige Höhe getrieben hat . . .“

Evelines Widerstand brach endlich; sie sagte kurz:

„Ja! Es hat sich einer gefunden!“

„Aha!“ versetzte er; „wenn Ihr mir das nur gleich gesagt hättet, dann wäre ich Euch nicht derart lästig gefallen . . . und es gäbe jetzt nicht diese peinliche Szene zwischen uns . . . Ihr wart vielleicht nicht ehrlich genug gegen mich, Eveline.“

„Ich war nicht mutig genug“, erwiderte sie, „und Ihr wart nicht heilsichtig genug. Doch nun ist die Stunde gekommen, da alles erklärt werden muß. Also denn: ich werde Euch nicht heiraten, Honoré . . . Denn in sehr kurzer Zeit werde ich einen andern heiraten.“

Für einen Augenblick verlor er die Fassung.

Endlich sagte er:

„Daß Ihr mich nicht heiraten wollt, das hatte ich ja selbst schon fast eingesehen . . . aber daß Ihr bald einen andern heiraten wollt, das setzt mich doch etwas in Erstaunen.“

„In einem Monat werde ich bereits verheiratet sein!“

„Das wißt bis jetzt gewiß nur Ihr“, meinte er, „Euer Vater hat bestimmt keine Ahnung davon.“

„Nein, mein Vater weiß noch nichts davon, aber er wird es sogleich erfahren.“

Der andere nahm seinen Hut vom Kopf.

„Ich bitte Euch um Verzeihung, Eveline! Und ich hoffe, Ihr seid mir nicht böse deshalb . . . Ich hatte mir eingebildet, wir beide könnten zusammen glücklich werden.“

„Ich bin Euch darum nicht böse“, sagte sie, „aber Ihr müßt nicht mehr daran denken.“

Honoré schritt davon, und sein Gang war der eines armen, alten Bäuerleins, das den ganzen Tag über im prallen Sonnenschein geackert hat und nun todmüde nach Hause geht.

Eveline dagegen hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen; sie ging ihr so flink wie je von der Hand.

„Also schon wieder einer, der es weiß“, dachte sie. „Ich habe mir Anfinn eingebildet! Das war wirklich nicht so schwierig! Weil ich nun einmal im Zuge bin, will ich auch dem Vater Bescheid sagen, und dann ist alles vorbei . . . alles vorbei!“

Als es Nacht geworden, Honoré nach Hause und Bernhard zu Bett gegangen war, trat Mazureau, der von Zahnschmerzen geplagt ward, in den Garten hinaus. Eveline trat tapfer vor ihn hin und sagte, um einen Anfang zu finden:

„Vater, wir haben noch etwas schmerzstillende Tinktur in einem Fläschchen.“

Seine Antwort bestand zuerst nur in einer Art Grunzen. Dann, da sie sich nicht von der Stelle rührte, schob er sie mit der Hand beiseite und sagte, sehr böse gelaunt:

„Mach, daß du ins Bett kommst!“

Sie ging davon, ohne ein weiteres Wort gesagt zu haben . . .

VIII

Mazureau war widerstandskräftig gegen Krankheiten jeder Art, und seit er das Mannesalter erreicht hatte, war fast niemals eine Klage von ihm zu hören gewesen.

Dennoch wurde er recht oft von grausamen Zahnschmerzen heimgesucht. Einmal hatte er sich einen Zahn

von dem Nachbarn Léperon ziehen lassen, der darin nicht ungeschickt war und die geeigneten Instrumente besaß. Es handelte sich um einen großen Zahn mit einer riesigen Wurzel; der Nachbar hatte ihn fünfmal mit seiner verrosteten Zange gepackt.

Beim vierten Anfaß war der Operateur bleich geworden, er begann zu schwitzen und sein Herz hämmerte . . . Seine Frau war hinzugesprungen, denn sie glaubte, er sei plötzlich krank geworden.

Mazureau aber hatte seelenruhig auf seinem Stuhl gesessen und gespottet.

„Nur nochmal ran! . . . Nur nochmal ran! . . . und nimm dir genügend Zeit, lieber Freund!“

Da hatte Léperon sich wild auf ihn gestürzt und den Zahn, krach! mit einem Ruck herausgerissen, daß er bis zur Decke hinaufflog.

Man hatte in Fougeray lange von dieser Sitzung gesprochen!

Nein, Mazureau war nicht sehr empfindlich, und ein schlimmer Zahn hinderte ihn weder am Essen, noch am Arbeiten. Trotzdem hielt der Schmerz ihn wach wie jeden andern Menschen auch.

Gewöhnlich nahm er dann sein Messer oder sonst ein starkes, spitzes Instrument und schnitt, stach und bohrte in dem Riefer herum, bis der Stumpf heraus war. Diesmal aber saß der Zahn fest, so daß er nicht hoffen konnte, auf diese Weise zum Ziel zu gelangen.

Mazureau ging hinaus und suchte heimlich in seinem Werkzeugkasten herum. Die Zange war etwas zu dick. Er nahm also den Meißel und stocherte damit im Zahnfleisch, doch der Zahn saß unerschütterlich fest.

Der Alte warf den Meißel in den Kasten zurück und ging mit blutendem Munde ins Haus hinüber.

Bernhard schnarchte. Mazureau legte sich ebenfalls nieder und hoffte dabei, daß der Schmerz allmählich einschlafen würde. Doch umsonst lag er unbeweglich und wartete: der Schmerz arbeitete, riß, bohrte und klopfte unablässig.

Mazureau setzte sich auf und begann zu grübeln. Mit einem schlimmen Zahn, der einen mit seinen Schmerzen foltert, ist es nicht leicht, fröhliche und lichte Gedanken zu hegen. All die Erinnerungen an den vergangenen Tag kamen zu Mazureau und erbitterten ihn. Besonders der Streit, den er mit Honoré gehabt hatte, erregte ihn aufs neue.

In der Angelegenheit Brülons fehlten ihm allem Anschein nach sieben oder achttausend Franken. Im Grunde genommen war das wenig, und wenn der vom Großen Hof ihm half, hatte er nichts zu fürchten. So machte er denn Honoré Versprechungen und sagte ihm alles zu, was er wollte; später, wenn der Bursche einmal verheiratet war, würde er seine Taler wohl nur unter Vorbehalt herausgeben.

Mehr als einmal schon hatte Mazureau geglaubt, ihn zu haben, doch der andere entschlüpfte ihm jedesmal im letzten Augenblick. So lange jedoch das Geld nicht da war und greifbar im Schrank lag, konnten alle Pläne wie Rauch im Wind vergehen.

Mazureau war überzeugt, daß Eveline schließlich nachgeben würde; in diesem Punkt plagten ihn keine Zweifel . . . Doch es war notwendig, daß die Sache nicht allzulange mehr hinausgezögert wurde, denn der

Verkauf stand bald bevor, und auf der andern Seite konnte auch Honoré am Ende müde werden.

Wütend knetete Mazureau an seinem Kinnbacken herum. Welch ein Tölpel war doch dieser Honoré, der alle guten Trümpfe in seinem Spiel hatte und dennoch die Partie noch immer nicht gewann! Später, wenn erst alles geregelt und in Ordnung war, schön auf Kanzleipapier niedergeschrieben und vor dem Notar mit Unterschrift versehen, nun, dann würde der bleichgesichtige Krüppel dennoch nicht den ersten Platz in der Familie einnehmen!

Wirre Gedanken stürzten über Mazureau her. Für einen Augenblick schwebte das Bild seiner verstorbenen Frau auf dem dunklen Grunde seiner Gedanken. Er sah sie wieder vor Augen, so sanft und nachgiebig, aber so weit entfernt von allen seinen stolzen Berechnungen und Interessen . . . Um ihn heiraten zu können, hatte sie in ihrer Jugend einen reichen Burschen aus Saint-Etienne abgewiesen . . . Und wenn sie jetzt, in diesem Augenblick, wiedergekommen wäre, so stünde sie vielleicht auf Evelines Seite, da sie für das Recht der Liebe, und gegen das Recht der Vernunft, stimmen würde.

Sei fest, Mazureau! Du hast dein Leben lang schwer geschafft und deine Kräfte dabei verbraucht, und dein Herz ist darüber hart geworden . . . Du bist den geraden Weg allein gegangen, denn all die Deinen waren nachgiebig und kümmerten sich wenig um das, was du Ehre nennst . . . Sie alle hast du zum Stolz aufrufen müssen . . . Und da keiner dir dabei half, hast du lange umsonst gesät . . . Jetzt aber kommt die Ernte, und du willst die Sichel wegwerfen? Du willst deine Scheune zuriegeln,

Mazureau, jetzt, wo du sie bis an die Dachsparren füllen kannst?

Dummheit! Ehrlosigkeit! Feigheit!

Eine um so sündhaftere Feigheit, als nach dir, wenn du bei deinen Ahnen in der Erde von Brülons ruhen wirst, noch ein Mazureau aus Fougeray da sein wird, der imstande ist, den Namen der Familie auf dem Schild der Ehre zu tragen . . . Es wird Bernhard Mazureau da sein, der einzige freie Erbe des reichen Mazureau.

Bernhard wird gewißlich auf dem Boden von Brülons nach Kräften ackern und säen! Auf diesen Ruhm darf nicht eines kindischen Gefühls wegen verzichtet werden! Das törichte Spiel hat lange genug gedauert.

Mazureau legte sich wieder zurück. Der Schmerz riß noch immer in seiner Wange, doch hätte die ehrgeizige Unruhe genügt, seine Augen offen zu halten. Die Furcht, jene Parzelle bei Brülons seinen sehnfüchtig ausgestreckten Händen entschwinden zu sehen, saß an einer empfindlichen Stelle seines Herzens, so wie der festverwurzelte Zahn in seinem Kinnbacken.

Er schließ keine Minute. Beim Sahnenschrei stand er auf und versuchte nochmals, aber wieder vergeblich, sich den Zahn herauszureißen.

Dann begann es zu tagen. Bernhard kam zu dem Großvater in die Scheune. Sie striegelten die Tiere und machten sich für die gewohnte Arbeit des Tages fertig. Honoré sollte ihnen heute wieder dabei helfen. Als es Mittag geworden war, bemerkte Mazureau, daß er noch immer nicht da war.

Bernhard lächelte.

„Ach, es ist ja wahr! Er ist heute früh nicht gekommen, der ‚feine Herr‘! Er wollte dich wohl gestern in einer geheimen Sache sprechen . . . da du mir ein Zeichen gabst, daß ich weggehn solle?“

Mazureau gab keine Antwort, und Bernhard fuhr mit spöttischer Miene fort:

„Wenn er heute früh nicht wiederkommt, so vielleicht deshalb, weil er nicht sehr zufrieden ist? . . . Tante Eveline hat ihm wohl eine nette kleine Schmeichelei gesagt? . . . Wenn sie ihm gefallen hat, so ist die Sache ja nicht schwer zu erklären.“

„Wieso? Was hat Eveline gesagt?“

„Was sie dem ‚feinen Herrn‘ gesagt hat? Ganz genau weiß ich das auch nicht . . . Mir hat sie nur gesagt, daß sie in drei Wochen diesen Maurice heiraten wird, den du ja gut kennst . . . Und dabei sah sie weiß Gott nicht so aus, als fürchte sie sich vor jemand!“

Mazureau brummte:

„Es wäre besser, sie hielte den Mund, und du auch! Ich will von diesem Habenicht's kein Wort mehr hören!“

„Und doch wird Tante dir noch ein Wort wegen ihm sagen . . . sie hat es mir ganz bestimmt versichert und schien auch fest entschlossen dazu.“

„Soll sie es nur versuchen! Lange wird sie nicht von ihm reden!“

Am gleichen Morgen, da Mazureau sich anschickte, wegen des verfluchten Zahns zu Nachbar Léperon hinüberzugehen, erhielt er Maurice's Brief.

Er begann mit sehr einfachen Worten und steuerte geradezu auf das Ziel los:

„Ich schreibe Euch, um die Hand Euerer Tochter zu erbitten. Wir gedenken schon in ein paar Tagen zu heiraten, wahrscheinlich am 4. Juni . . .“

Danach kamen einige höfliche und nichts sagende Sätze. Mazureau las sie gar nicht erst, sondern knüllte den Brief zusammen und warf ihn verächtlich auf den Boden.

Im nämlichen Augenblick fuhr er sich mit der Hand an die Wange und merkte plötzlich, daß der Zahn ihn nicht mehr schmerzte. Der Ärger hatte den Schmerz vollkommen weggebissen, wie die Salbe eines Zauberers.

Er beschloß, die Dinge mit Gewalt zu beschleunigen; noch am nämlichen Abend, da er von Brälons heimkam, machte er einen Umweg nach dem Großen Hof. Zufällig traf er Honoré auf dem Weg, vor seinem Hause stehend. Er redete ihn sogleich an.

„Wir haben dich ja heute gar nicht zu Gesicht gekriegt“, sagte er; „hast du dich am Ende über uns geärgert?“

Honoré ward sogleich rot.

„Wer hat es fertiggebracht, Euch das weiszumachen?“

„Du bist gestern abend einen Augenblick mit Eveline allein im Garten gewesen . . . Ich kann mir denken, daß das, was sie gesprochen hat, vielleicht nicht gerade angenehm für dich zu hören war.“

Honoré erwiderte lebhaft, die Worte rasch hervorstoßend:

„Nein, angenehm zu hören war es nicht . . . wenn Ihr schon einmal wollt, daß ich es Euch sage . . . Ihre Worte haben mich nach dem, was ich von Euch gehört hatte, verwundert . . . sie hat mir erzählt, daß sie in ein paar Tagen heiraten werde . . .“

Mazureau lachte laut auf.

„Und du hast ihr geglaubt? Für einen Mann in deinem Alter läßt du dich ziemlich leicht anschwindeln!“

„Ja, ich lasse mich ziemlich leicht anschwindeln, das ist möglich! . . . Aber dennoch bin ich weniger blind als Ihr denkt . . . vielleicht sogar weniger blind als Ihr. Ich bin jetzt völlig gewiß, daß Eure Tochter uns alle beide hinters Licht geführt hat.“

„Nein! Nein! Und nochmals nein! Eveline hat immer getan, was ich wollte, und sie wird sich nie unterstehen, sich gegen mich aufzulehnen! Komm nur morgen früh zu mir herüber, so will ich dir den Beweis liefern . . . Eveline hat sich nur auf deine Kosten etwas über dich lustig machen wollen, und du, armer Freund, hast dir das in deiner Einfalt alles gutgläubig angehört!“

„Nein, ich gehe nicht zu Euch hinüber“, entgegnete Honoré . . . „Ich sage es noch einmal: ich habe jetzt begriffen, daß mein Platz nicht auf Hof Marnière sein kann. Eures Tochter will heiraten, und Ihr werdet mich weder morgen, noch übermorgen oder sonstwann dazu kriegen, daß ich ihre Hochzeit vorbereiten helfe.“

Eine Flutwelle schoß Mazureau ins Gesicht. Seine Fäuste ballten sich auf dem Rücken. Ach, wie gern hätte

er den elenden Wicht, der da vor ihm stand, am Hals gepackt, um auch ihn seinem Willen zu unterjochen!

Für einen Augenblick verlor er die Herrschaft über seine Gedanken und sagte, ohne es eigentlich zu wollen:

„Du mußt dennoch kommen! Du hast dich mir gegenüber als ‚Reklamierter‘ einschreiben lassen, und wenn du nun nicht kommst, schicken sie dich zum Regiment zurück.“

„Gut, sollen sie mich doch holen!“ entgegnete Honoré. „Aber ich gehe nicht mehr zu Euch rüber . . . Ihr müßt Euch deshalb nicht ärgern, Mazureau; aber Ihr versteht doch wohl, daß es für mich unmöglich ist, jetzt wo Euere Eveline heiratet!“

„Sie heiratet! Sie heiratet! Ja, gewiß tut sie das! Aber dich, mein Lieber, dich!“

„Gut. So sorgt dafür, daß sie andern Sinnes wird!“ sagte Honoré, „dann können wir wieder über die Sache reden.“

Darauf ging er nach seinem Hof hinüber. Mazureau, der allein noch mitten auf dem Wege stand, rief ihm in befehlendem Ton ein letztes Mal nach:

„Also komm morgen früh zu uns herüber, gegen elf . . . Ich brauche dich.“

„Ist sehr gut von Euch gemeint“, erwiderte der andere, „aber ich komme nicht.“

Am nächsten Morgen um halb elf erschien Honoré auf Hof Marnière.

Da die Erregung die ganze Nacht über nicht von ihm gewichen war, hatte er beim ersten Morgengrauen schon

einen Gang durch die Ebene gemacht. Sich selbst hatte er eingeredet, er wolle seine Wiesen und seinen Weinberg anschauen, und dazu ein paar weiter weg, in der Nähe von Quérelles, liegende Weideplätze, die ebenfalls ihm gehörten.

Er kannte bis jetzt weder die Wiesen, noch den Weinberg, noch die Weiden bei Quérelles, denn er pflegte alles blindlings zu kaufen, ohne überhaupt hinzusehen.

Als er in verdrießlicher Stimmung zurückkam, setzte er sich an den Fuß einer kleinen Mauer, die in der Nähe der Saunerie durch die Felder dahinlief. Er hatte es ja nicht eilig, auf den Großen Hof zu kommen! . . . auf den Großen Hof, wo der Onkel ihm wie gewöhnlich sagen würde:

„Wirßt du heute die Base aus Montverger fragen?“

Von dem Platz aus, an dem er sich niedergelassen hatte, konnte man sehr gut die hohen, trübseligen Mauern des Großen Hofes erkennen. Drüben, nach links hinüber, sah man einen schwachen Rauch in die Luft emporsteigen; er mußte aus dem Schornstein von Hof Marnière kommen . . .

Endlich stand Honoré auf und schlug den Weg nach Hause ein. Als er zehn langsame Schritte getan hatte, blieb er wieder stehen. Dann marschierte er plötzlich in der Richtung nach Hof Marnière davon . . .

Mazureau war zu Hause.

„Aha, da bist du also doch!“ sagte er; „du bist gekommen, um die Hochzeit vorzubereiten, nicht für einen andern, sondern für dich.“

Honoré stammelte:

„Nein . . . nicht deshalb bin ich gekommen . . . Ihr hattet mir doch gesagt, es gäbe Arbeit für mich . . . Und da ich grade hier vorbeikam, wollte ich einmal nachsehn.“

„Heute haben wir Sonntag, da gibt es nichts Eiliges . . . Nichts außer meinem Wunsch, dich endlich von dieser Quälerei zu befreien. Ich will Eveline rufen.“

Honoré aber sagte erregt:

„Nein, ich mag nicht! Ich mag nicht, daß Ihr sie weiterhin meinetwegen quält.“

Mazureau jedoch erwiderte:

„Sage mir, ob du sie im Augenblick noch magst; aber du mußt es mir ganz ehrlich sagen.“

„Ja“, sagte Honoré . . . „Ich weiß aber auch, daß sie mich nicht heiraten will. Wenn Ihr sie deswegen bedrängt, gehe ich sofort weg.“

Mazureau indessen hörte nicht auf seine Worte. Er ging in den Hof hinein und rief Eveline herbei.

Sie kam aus dem Waschhaus herüber. Wie sie die beiden zusammen dort stehen sah, begriff sie sogleich, um was es sich handelte. Sie ward totenblaß, und ihr Herz begann in tollem Takt zu hämmern.

„Eveline“, sagte Mazureau, „da ist Honoré, er kommt heute früh, um dich zur Frau zu bitten . . . Du bist im heiratsfähigen Alter, und er auch. Du wirst mir hier im Haus fehlen, aber ich will nur dein Glück . . . Du brauchst nur mit ihm den Tag zu vereinbaren, an dem du heiraten möchtest. So bald wie möglich wird das beste sein.“

Eveline spürte, wie sie unter den flammenden Blicken des Vaters erbleichte. Sie wandte sich zu Honoré,

doch dieser schlich mit gesenktem Kopf und brennender Scham im Gesicht nach der Tür. Sie merkte sofort, daß er so wenig tapfer wie sie selbst war, und diese Erkenntnis richtete sie auf.

„Vater“, sagte sie, „ich danke Euch, und ich danke Honoré. Ich hatte ihm schon gestern gesagt, daß ich ihn nicht heiraten kann.“

Mit von Schluchzen unterbrochener, aber dennoch klarer Stimme fügte sie hinzu:

„Ich wollte Maurice heiraten, so bald er wieder Urlaub bekommt. Und ich glaube, das dauert nicht mehr lange.“

In Mazureaus Herz flammte der Zorn empor. Er wußte, wenn dies geschah, würde alles zusammenstürzen, und er war keiner von denen, die klagen oder sich resigniert in ihr Los fügen.

Wichtig richtete er sich empor. Er empfand mit einemmal nur noch den Wunsch, die beiden Schwächlinge, die da vor ihm standen, mit den Fäusten zu packen und gegeneinanderzuschlagen.

Seine rechte Hand fuhr auf die Schulter des davonschleichenden Honoré hernieder.

„Bleib noch einen Augenblick“, sagte er rauh. „Sie muß sich vor dir entschuldigen.“

Eveline fuhr unter dem Hieb seiner linken Hand zusammen.

„Nichtsnutziges Mensch, du! Wer hat dich gelehrt, solche Komödie zu spielen? Hast du am Ende gemeint, du dürftest dich ungestraft über den Mann lustig machen, der als ehrlicher Mensch zu uns kam, und dessen Bitte dir Ehre macht? Hast du geglaubt, du könntest ihn

wegen so einem Strolch zum besten halten? . . . Bist du denn ganz von Sinnen, Tochter eines Mazureau? Weißt du nicht, daß unter meinem Dach mein Wort von je geachtet worden ist, und daß noch keiner gewagt hat, sich darüber lustig zu machen?"

Die Stimme des hochgewachsenen Alten schwell immer mehr an. Seine zornigen Worte mußten bis zur Landstraße hinüberschallen. Ein Mädchen, das dort entlang kam, blieb stehen, um zu lauschen.

Bernhard, der sich bis jetzt im Garten aufgehalten und nach draußen gehorcht hatte, entschloß sich sofort, ins Haus herüberzukommen.

„Da drüben hört eine zu!“ sagte er.

Mazureau aber fuhr noch lauter fort:

„Ich wünschte, die ganze Nachbarschaft käme, um die Schande der Person zu hören!“

Bernhard hatte indessen von neuem den Kopf nach der Tür gereckt. Nun sagte er hastig:

„Und da kommt auch jemand. Es ist die Base aus La Baillargère . . . Ich weiß nicht, was die hat!“

Bei seinen letzten Worten trat Marie bereits zur Tür herein.

Ihr Gesicht war verzerrt und kaum wiederzuerkennen. Ohne sich um die andern zu kümmern, schritt sie zu Eveline, faßte sie mit ihren plumpen, an Liebkosungen nicht gewöhnten Händen links um den Hals und zog sie an ihre Brust.

Mazureau hatte in seiner Verblüffung den Arm der Tochter losgelassen, doch sein Zorn brach sogleich wieder hervor.

„Marie Sicot, ich freue mich, dich zu sehen“, sagte er.
„Aber wir machen grade ein Geschäft ab und du mengst dich ungebeten in unsere Angelegenheiten.“

Marie hob die Augen flehend zu ihm empor und sagte:

„Paßt sie in Ruhe; ich muß mit ihr sprechen.“

In ihrer Aufregung ließ sie ein kleines, viereckiges Stück Papier sehen, welches sie in der Hand hielt.

Da sie es erblickte, begann Eveline zu zittern.

„Er ist verwundet!“ schrie sie auf . . . „Marie! Sag, ist Maurice verwundet?“

Mazureau jedoch warf wütend dazwischen:

„Also du, Marie, bekommst Briefe von dem Lumpen, um sie hierherzubringen?“

Das Mädchen wandte sich zu ihm herum und schrie ihrerseits:

„Oh, Ihr bössartiger Mensch! Hört auf, so zu reden! Wenn Ihr mühtet! . . . Nein! . . . Schweigt mir! Ihr mühtet sterben vor Schande!“

Sie verschluckte sich, denn die Empörung nahm ihr den Atem. Schließlich warf sie, ohne es zu wollen, das Papier auf den Tisch, und das Geheimnis wurde offenbar.

„Maurice ist tot!“

Eveline hatte sich mit der Gebärde einer Wahnsinnigen beide Hände vor die Stirn geschlagen. Ihre Augen waren weit aufgerissen, dann plötzlich fielen die Lider über sie herab, und sie sank der Basse in die Arme.

„So helft mir doch!“ schrie Marie; „sie fällt ja zu Boden!“

Honoré wollte hinzutreten, doch Bernhard kam ihm zuvor. Er nahm die Tante auf seine Arme, trug sie ins Zimmer hinüber und warf sie auf ihr Bett.

„So“, sagte er, blaurot im Gesicht vor Anstrengung, „die ist gar nicht so schwer wie sie aussieht!“

Dann ging er, ohne noch einmal zurückzusehen, in das andere Zimmer hinüber.

Mazureau hatte sich unterdessen über den Tisch gebeugt und las den Brief des Kameraden. Er war sehr kurz, nur ein paar Zeilen lang. Der Soldat hatte sie eilig hingekritzelt. Dennoch hatte er, in dem Wunsch, einen schönen und feierlichen Brief zu schreiben, folgende Worte gewählt:

Geehrtes Fräulein,

ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß Maurice Lémery gestern abend um fünf Uhr auf dem Felde der Ehre gefallen ist. Er hat nicht gelitten, denn er ist von einer explodierenden Granate sofort getötet worden. Er war mir ein Bruder . . .

Danach folgten noch etwa zehn durchgestrichene Worte. Der Kamerad hatte sagen wollen, wie weh es ihm ums Herz sei, hatte jedoch den Satz nicht recht zu Ende gebracht und deshalb nur noch seinen Namen darunter gesetzt.

Als Mazureau fertig gelesen hatte, nahm er die Mütze vom Kopf und reichte Honoré den Brief. Auch dieser nahm seine Mütze ab. Schweigend und ernst standen sie

beide einen Augenblick da, wie vor der Bahre eines Toten.

Dann gingen sie in den Garten hinaus, um von ihren Geschäften zu reden.

Bernhard hatte die Müze nicht vom Kopf genommen. Nachdem er den Brief gelesen hatte, nahm er einen Bleistift zur Hand und strich zwei Fehler an, die sich in dem Text des Briefes befanden.

Zweiter Teil

I

„Wirfst du heute die Base aus Montverger fragen?“

Jeder Sonntag begann damit, daß Onkel Julius seinem Neffen Honoré diese Frage von neuem stellte.

Heute kam dem Alten dieser Gedanke gerade in dem Augenblick, als er sich zu Tisch setzte. Wahrscheinlich kam es daher, weil der Tisch schlechter gedeckt war als sonst.

Honoré gab keine Antwort.

Der Alte hatte damit begonnen, seine Suppe zu löffeln; da sie ihm jedoch einen etwas sonderbaren Geschmack zu haben schien, suchte er das Salzfaß, fand es indessen nicht. Honoré stand auf, um in einer Schublade der Anrichte herumzustoßern, und endlich brachte er etwas Salz in einer Tasse herbei. Der Onkel tat Salz in die Suppe, dann versuchte er sie abermals; doch sie schmeckte noch immer nicht! Es mußte wohl eine abgestandene Suppe sein, die mehrmals aufgewärmt war, oder am Ende hatte gar schon der Hund daran geleckt.

„Ach, wenn die aus Montverger nur bei uns wäre!“ murmelte der Onkel traurig vor sich hin.

Honoré reichte ihm die Flasche.

„Hier, tu etwas Wein hinein!“ sagte er; „du sollst mal sehen, wie gut sie dann schmeckt!“

Der Onkel goß sich Wein in seinen Teller und verschlang dann die Suppe. Dadurch wurde er wieder fröhlichen Sinnes und sprach nicht mehr von der Base aus Montverger. Übrigens klammerte er sich an sie nicht etwa mehr als an eine andere . . . Er redete aus reiner Gewohnheit von ihr, so oft es anging, hütete sich aber, zu viel des Guten zu tun; sonst wußte er wenig zu erzählen.

Der Onkel war fünfundsiebzig Jahre alt und brachte seine Zeit damit herum, daß er den ganzen Tag mit der Magd zankte. Zwar war er seit mehreren Monaten wesentlich stiller geworden, doch wenn es darum ging, etwas gegen die Alte vorzubringen, war er immer noch auf dem Posten. Er warf ihr unter anderem ihr Alter vor, ihre Krankheiten, ihre Unsauberkeit und noch eine ganze Menge längst verflüssener Dinge, alles, was sie getan, und alles, was sie nicht getan hatte. Obwohl sie halb taub war und seine Stimme zitterig und zerbrochen klang, wußte er sich ihr dennoch recht gut verständlich zu machen, und wenn er sie seinen Spott fühlen lassen wollte, hatte er immer noch Atem genug.

Als die Suppe gegessen war, hatte Onkel Julius erst richtigen Appetit bekommen; er öffnete sein Taschenmesser und schnitt sich ein Stück Käse ab. Dann irrten seine Blicke umher . . . Es war kein Brot auf dem Tisch!

Honoré stand abermals auf und ging in das benachbarte Zimmer hinüber, in dem der Brotkasten stand. Jedoch, es war kein Stücklein Brot darin . . . Ganz im Hintergrunde der Stube aber, auf einem kleinen Tisch, pickte ein Zwerghahn an ein paar harten Rinden

herum; er hackte mit dem Schnabel drauflos und kratzte mit seinen Sporen über den Tisch, um die Krumen zwei Hennen, die auf der Erde geblieben waren, hinunterzuwerfen.

Honoré ging in den Hof hinaus, um die Magd zu suchen. Sie schlurfte gerade mit ihren Holzschuhen zur Tür des Hühnerstalles hinein. Er rief sie an, sie aber tat, als habe sie nichts gehört. Es war eine ihrer Angewohnheiten, nicht im Hause zu bleiben, während die andern aßen. Es mußte schon etwas ganz besonderes geschehen, wenn sie hereinkommen sollte.

In Honoré stieg die Wut hoch. Er lief in die Stube, in welcher der kleine Tisch stand, zurück, packte eine der Hennen, lief dann wieder zur Tür und hob das ängstlich gackernde und zerzauste Tier über seinem Kopf empor.

Sogleich kam die Alte in größter Bestürzung herbeigelaufen. Honoré ließ die Henne los und schrie:

„Wir haben kein Stück Brot! Wo ist das Brot?“

Zum Glück verstand ihn die Alte sogleich beim erstenmal.

„Es ist keines da!“ schrie sie zurück.

Honoré konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen:

„Ja, für uns ist keines da . . . wohl aber für Euere Hühner! Mir ist das ja gleich, ich komme auch mit etwas anderm aus, aber Onkel Julius wird schimpfen!“

Die Magd verstand die letzten Worte sehr wohl. Sie schloß die Augen zur Hälfte, kniff die Lippen zusammen und schritt vor Honoré in die Küche hinüber. Der Onkel erwartete sie bereits. Um sich die Zeit zu vertreiben, hatte er begonnen, sein Messer am Tellerrand zu schleifen.

Die Magd ging sogleich zum Angriff über:

„Ihr könnt auch nicht einmal essen, ohne mich in meiner Arbeit zu stören! . . . Und dann, so hört doch!, ist es nicht nötig, daß Ihr mein Geschirr ruiniert! . . . Wenn Ihr den ganzen Tag über schon nichts Gescheites zu tun wißt, so ist es doch nicht notwendig, daß Ihr mit Absicht Dummheiten macht!“

Der Onkel gab scharf zurück:

„Wenn ich nicht mehr schaffen würde als eine, die ich kenne, so wäre dieses Haus, ehe es lang dauert, ein verlorenes Haus . . . Es gibt gewisse Leute, deren ganzer Mut erschöpft sich in Worten . . .“

Sodann wurde er persönlich und fuhr fort:

„Wenn Ihr nur einmal in Euerm Leben den Tisch einigermaßen so decken könntet, wie es sich gehört . . .“

„Was sagt Ihr?“ schrie die taube Alte mit kreischender Stimme.

„Ich sage, daß ich kein Brot habe!“

„Brot?“

„Ja, Brot! Ihr hört ganz gut, wenn Ihr nur wollt, alte Hege! Brot! Brot!“

Die Alte richtete sich mit Hilfe ihres Stockes hoch auf und sagte triumphierend:

„Es ist kein Krümel im Haus!“

Unterdes brachte Honoré ein Stückchen Weißbrot herbei, das er dem Hahn entrisfen hatte. Nachdem er es vom Staub gereinigt und etwas zurechtgerupft hatte, legte er es vor den Onkel auf den Tisch. Dieser verzog freudig das Gesicht, die Alte aber schrie aus Leibeskräften:

„Halt! Das ist für meine Hühner! Das ist das letzte Stückchen für die Hühner! Ihr werdet doch nicht so verfressen sein, das letzte Stückchen für die Hühner auch noch zu verschlingen!“

Als der Onkel das hörte, sagte er sofort, dies Stücklein Weißbrot schmecke so gut wie Kuchen, es sei zart und rieche hübsch nach Mehl und Korn, und er, Julius Bertaut, wolle bis zu seinem letzten Tage nur noch solches Brot. Damit biß er in das trockene Brot hinein, auf die Gefahr hin, sich daran die letzten Zähne auszubeißen.

Honoré hatte inzwischen eine kalte Kartoffel gefunden und verzehrte sie zum Nachtisch. Man kann nicht behaupten, daß er dabei gelächelt hätte.

Jetzt hielt die Magd sich an ihn:

„Wer ist daran schuld, wenn wir kein Brot haben? Haft du deine Ansprüche auf der Bürgermeisterei reklamiert? Einer wie du läßt sich doch sonst nicht bestehlen!“

Honoré schob die Schultern empor. Jeden Tag kam jetzt die Geschichte mit dem Brot über ihre schwachhaften Lippen.

Im Dorfe litt trotz der Rationierung niemand Mangel an Brot. Gewiß, der Bäcker wog sein schlechtes graues Brot knauseriger als sonst, aber bei denen, die selbst backen, gab es ganze Öfen voll heimlich gebackenen schönen Brotes, das für die Nachbarn bestimmt war.

Auf dem Großen Hof aber war die vom Bäcker zugeteilte Ration ziemlich dürftig, da die beiden Alten nicht mit unter die Arbeitenden gezählt worden waren. Trotzdem genügte das, was sie bekamen; denn die Magd

ernährte sich fast nur von Milch. Indessen nahm sie sich das Recht, über ihr volles Teil zu verfügen und es den Hühnern zu geben. Da sie zudem festgestellt hatte, daß, durch die Zufälligkeit der bestehenden Geseze, das Weißbrot des Bäckers weniger teuer war als das Korn, welches wieder weniger teuer war als der Mais, der seinerseits weniger teuer war als der Hafer, hatte sie bald auch von dem Anteil des Onkels und seines Neffen Honoré genommen. So kam es, daß das Brot ständig fehlte.

Um nun die Ration für ihre Tiere zu vergrößern, hatte die Alte einen vollen Anteil auf dem Bürgermeisteramt reklamiert. Der biedere Herr Bürgermeister — der dennoch ein würdiger Zeitgenosse war — hatte sie nicht gerade liebenswürdig aufgenommen. Da sie jedoch auf ihrem Verlangen bestand, hatte er mit der Faust auf den Tisch geschlagen:

„Wenn du kein Brot hast, so isß eben deinen andern Fraß!“

Jetzt quälte sie Honoré jeden Tag, daß er reklamieren solle. Dazu brachte sie dem alten Onkel Julius, der früher Gemeinderat gewesen war, grausamerweise immer wieder ins Gedächtnis, daß er hätte Bürgermeister werden können, wenn er sich nur geschickter zu solchen Geschäften gezeigt hätte.

„Wenn du Brot willst, so geh hin und reklamiere deine Ansprüche!“ wiederholte sie.

Der Onkel aber warf mit seiner dünnen und schrillen Stimme dazwischen:

„Ich habe das Recht, vor den Hühnern Brot zu bekommen!“

Honoré fühlte, daß der Streit von neuem zu entbrennen drohte. Daher klappte er sein Messer zusammen und stand vom Tisch auf.

Der Onkel erhob sich ebenfalls, nachdem er den Rest des Brotes in seiner Tasche verstaut hatte. Dann zog er seine Schnupftabakdose hervor. Er tat es rein mechanisch, denn sie war bereits seit mehreren Tagen leer. Er ließ sie dennoch aufspringen, tat so, als schütte er den Tabak auf seine Hand und tauchte die Nase hinein . . . Es war jedoch nichts mehr da, kaum mehr ein schwacher Duft.

So kam es, daß er abermals, mit einem vernehmlichen Seufzer, sagte:

„Du könntest schon zu der Base nach Montverger gehen und sie um ihre Hand bitten!“

„Wäre es dir nicht lieber, ich holte dir eine Tüte Tabak?“ fragte Honoré.

Der Alte hob seine rotgeränderten Augen zu ihm empor.

„Du weißt, wo es welchen gibt?“

„Nein! Aber ich weiß, daß Amandus Mazureau seine Schnupftabakdose so oft füllt wie er will, und zwar mit zerriebenem faulem Holz und schwarzem Pfeffer.“

Onkel Julius murrte enttäuscht:

„Du tätest besser, die aus Montverger zu holen!“

Honoré hob den Kopf. Das Bild der Base aus Montverger hing gerade vor ihm; sie war auf einer Hochzeitsphotographie zu sehen. Die Base stand, hochaufgerichtet in ihrem schönen Schmuck, vor einer Gruppe von Menschen. Sie war groß von Gestalt wie ein Mann, hatte kantige Schultern, ein scharf vorspringendes

Rinn und einen blonden Schnurrbart, so daß man sie wahrlich nicht gerade hübsch nennen konnte. Honoré dachte auch daran, daß sie ihres üblen Mundgeruchs wegen berüchtigt war.

„Also du gehst auf die Bürgermeisterei, unsern Anspruch reklamieren“, sagte die alte Magd abermals.

„Einverstanden!“ erwiderte Honoré.

Er ging rasch zur Tür und machte sich davon.

„Ich muß also die Base aus Montverger holen, eine Tüte Tabak, den Anspruch . . . und dann noch einen Strick, um mich aufzuhängen“, murmelte er, während er über den Hof ging.

Hinter ihm im Hause hatte der Streit von neuem eingesetzt. Man konnte schon sagen, daß die beiden Alten wußten, wie sie ihren Tag herumbrachten! Das ständige Gezänk erhielt sie bei guter Gesundheit und füllte ihre Zeit aus.

Als Honoré auf der Straße angelangt war, blieb er zögernd stehen. Was sollte er tun? Wohin sollte er gehen? Die Stadt war zwei Meilen entfernt; außerdem durfte ein ‚Reklamierter‘, sogar sonntags, die Gemeinde, in der er wohnte, nicht ohne besondere Erlaubnis verlassen. Er mußte also im Dorf bleiben; aber in Fougeray gab es nur brummige alte Männer und Frauen, die Honoré von der Seite ansahen und an diejenigen dachten, die draußen für sie kämpften . . .

Die einzige Zuflucht war wieder nur die Ebene. Honoré schritt quer über die Felder dahin. Das Wetter war sonnig und mild. Über den Himmel zogen ein paar schneeweiße Wolken mit durchsichtigen Rändern. Es

ging kein Wind, nur ein paar verirrte schwache Luftstöße kamen daher; die taten niemandem etwas.

Honoré setzte sich hinter eine Mauer, das Gesicht der Sonne zugewandt. Vor seinen Augen dehnte sich ein prächtiger Luzerneacker. Er war hoch und dicht mit Pflanzen bestanden, so daß er aussah wie ein wahres Dickicht. Aus dem blauen Äther schossen in rasendem Fluge zierliche Segler herab und strichen mit ihren spitz zugeschnittenen Flügeln über das dunkle Tuch dahin, das aus zahllosen kleinen Blättern gebildet war, die sich wie winzige Hände unter dem liebkosenden Strahl der Sonne öffneten.

Leichte und doch fast strenge Düfte stiegen von dem jungen Grün empor.

Das Geräusch der Menschen war hier nicht zu vernehmen; nur die schrillen Schreie der Vögel und das Summen der Insekten brachen sich laut durch das dumpfe Tönen der Schöpfung, welches wie das Murmeln einer Quelle über den Gewächsen lag.

Honoré war wieder heiteren Sinnes.

Wenn er auch wenig Freude erlebte auf dieser Erde, so kannte er doch auch keinen schweren Kummer. Er konnte zum Beispiel an diesem hellen Vormittag hier sitzen, um müßig und zufrieden zuzusehen, wie die Stunden verrannen. . . Nichts widerfuhr ihm, sein Körper war nicht zu leiden bestimmt. . . während andere da drunten zu Tausenden starben.

Er versuchte, sich die Hölle jener Schlachten vorzustellen, doch seine Erinnerung barg nur sanfte und alltägliche Gesichte; so gelang es ihm nicht, einen Begriff von dem tosenden Grauen zu bekommen, unter dem die Menschen dort stöhnten.

Er dachte an Maurice, der jetzt irgendwo mit durchlöcherter Brust in jenem Land des Schreckens lag . . . dieser starke Bursche mit den blihenden Augen, dessen Liebe Evelines Herz bezwungen hatte.

Honoré empfand keine Eifersucht, sondern vielmehr eine Art selbstfüchtiger Freude, Freude darüber, daß er, der Schwächling, am Leben war und die milde Sonne auf seinen Augenlidern fühlte, und in seinen Adern das sanfte Klopfen des Blutes.

Wie viele junge Burschen hatten ihn wegen seines traurigen Ganges, wegen seiner hageren Glieder und seines scheuen Blicks verachtet. Er mußte wieder an die grausamen Spöttelleien der gleichalterigen Kameraden denken . . . Nie hatte er gewagt, sich an ihren jugendlichen Spielen zu beteiligen . . .

Jetzt aber kostete er das Gefühl einer bitteren Rache aus; denn er war stärker als die Toten.

Als er eine Woche zuvor mit angesehen hatte, wie Eveline nach Maries Botschaft ohnmächtig hinausgetragen wurde, hatte er gewiß eine große Verachtung für solche Schwäche empfunden, doch zugleich war eine neue Hoffnung rasch in seinem Herzen aufgestanden. Außerdem hatte Mazureau selbst in diesem Sinne mit ihm gesprochen, ein Mann, den die brennende Leidenschaft zur Eile trieb.

Aber er, Honoré, würde kein Narr sein und die günstige Gelegenheit allzu früh wahrzunehmen suchen. Hierin hastig handeln, wäre nicht nur häßlich, sondern auch ungeschickt gewesen; wenn man die nötige Geduld besaß, mußte der Sieg sich von selbst einstellen.

Die ganze Woche über war er nicht ein einziges Mal zur Arbeit auf Hof Marnière erschienen; er hatte nur sein Mitleid sehen lassen, doch auch dieses mit Maß und Zurückhaltung.

Heute aber wollte er nicht, wie an den vorhergehenden Sonntagen, seinen Spaziergang dorthin ausdehnen.

Nein, er wollte nicht hingehen! . . . Doch der ganze Tag gehörte ihm, und der drohte recht lang zu werden.

Die Sonne begann die Mauer zu erwärmen, an deren Fuß er saß. Er stand auf und sah über die Ebene hinweg. Sein Blick blieb bei Brülons stehen, denn er sah, daß Mazureaus Tiere dort weideten. Er ging in der Richtung seines Blickes davon.

Bernhard saß im Schatten einer Zypresse. Er las in einer Zeitung, und neben ihm lag sein Hund. Als Honoré näherkam, fing der Hund an zu knurren. Bernhard hob den Kopf, setzte aber sogleich seine Lektüre fort.

„Na, gute Nachrichten von draußen?“ fragte Honoré und setzte sich neben den Knaben.

„Kann man nicht sagen! Außerdem wollen sie auch noch den Preis für die Butter festsetzen.“

Honoré konnte ein Lächeln nicht verbergen.

„Der ist doch schon festgesetzt . . . und es kümmert sich ja hierzuland doch keiner darum.“

Bernhard hatte sich inzwischen wieder in seine Zeitung vertieft. Jetzt schüttelte er den Kopf und sagte fröhlich:

„Und dazu werden die Kälber teurer! Und die Ochsen auch! Und die Schweine! Und die Schweine! . . . Sei, die gehn jetzt in die Höhe, die Schweine!“

„Steht das in deiner Zeitung alles genau drin?“

„Alles. Ich kaufe sie mir jeden Sonntag extra deswegen . . . Hier schaut: alle Marktpreise, alle Kurse stehn drin . . . Hier, das ist der Preis fürs Futter . . . da der fürs Korn . . . und da sind die Viehpreise . . . die Ochsen, ja, das ist Nettogewicht. Aber die Schweine, das geht aufs Lebendgewicht . . . Es gibt erste, zweite und dritte Qualität . . . Das da ist das, was noch nicht verkauft ist; manchmal ist überhaupt nichts da.“

Honoré glaubte bemerken zu dürfen:

„Soviel ich feststelle, liest du also die Nachrichten von draußen nicht zuerst.“

Bernhard erwiderte scharf:

„Ich bin eben hier, und nicht im Krieg! Ich arbeite auf dem Acker, das ist mein Platz . . . darüber kann mir kein Mensch Vorwürfe machen . . . Wäre ich alt genug, so wär' ich auch draußen . . . Nein, ich würde nicht daheimbleiben mögen, wenn ich alt genug wäre . . . ich nicht!“

Ein bitteres Lächeln ging über Honorés Gesicht. Mit einer mechanischen Bewegung liebte er den Hund. Dieser knurrte und sah ihn mit funkelnden Augen an, dann stieß er ihm, mit einem plötzlichen Ruck des Kopfes, die gefletschten Zähne wider die Hand.

„Er mag nicht, daß man ihn streichelt!“ sagte Bernhard und zog den Hund mit einer schützenden Gebärde zwischen seine Knie.

„Hier wird man ja freundlich aufgenommen!“ dachte Honoré.

Dennoch ging er nicht sogleich davon. Nach langen Umwegen brachte er endlich die Unterhaltung dahin, wo er sie haben wollte: er sprach von Eveline.

„Ist sie denn wieder ganz gesund?“ fragte er.

„Ach, Ihr dachtet, sie wäre krank?“

„Na, zumindest war es doch ein großer Kummer für sie.“

Bernhard zuckte die Achseln.

„Ach ja, sie hat sich ein bißchen angestellt . . . Aber ich glaube, das ist jetzt vorbei. Es ist jetzt nicht gerade die richtige Zeit, im Bett zu bleiben, zu heulen und sich bedienen zu lassen. Bei uns gibt's für jeden Arbeit.“

Mit finsterner Miene fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Wißt Ihr, Tante Eveline stellte sich so, als wäre sie sehr krank und wolle sich um nichts kümmern . . . Trotzdem hat sie gemerkt, daß Ihr gestern nicht zur Arbeit herüberkamt . . . Sie hat sich nämlich nach dem Grund erkundigt.“

Honoré stand auf.

„Hat sie das ganz bestimmt gesagt?“

„Ja, ganz bestimmt! Sie hat ja mich selbst gefragt.“

Da Honoré davonschritt, setzte Bernhard noch hinzu:

„Es ist erzählt worden, daß jetzt auch die andern hinausgeholt werden sollen; sicher hat sie Angst, daß auch Ihr jetzt in den Krieg hinaus müßt.“

Honoré hätte am liebsten einen Stein aufgehoben und nach dem Spötter geworfen. Er beherrschte sich indessen und ging davon, bis zur Landstraße von dem Hund gefolgt, der wütend kläffend hinter ihm herlief.

Zuerst trat er in das Haus eines Nachbarn, um sich etwas Brot für das Mittagsmahl zu leihen, dann ging er nach dem Großen Hof.

Onkel Julius saß im Sonnenschein vor der Tür und machte ein Nickerchen. Innen im Haus stand die Magd vor einem Tisch und gab auf ihm den Küchlein ihr Futter. Als dies getan war, gab sie ihnen auch zu trinken. Sie hatte in das Holz der Tischplatte zwei kleine Löcher gebohrt; in das eine hatte sie ihnen Milch gegossen, in das andere Kaffee, damit sie davon kräftig würden.

Da es bereits Mittag war, wärmte Honoré einen Topf Salzbohnen auf und deckte selbst den Tisch; denn die Magd kam mit ihrer Arbeit nicht zu Rande.

Ein langer Mittagschlaf schnitt den scheinbar endlosen Tag in zwei Teile, oder vielmehr: eine lange Mittagskraft, denn Honoré schlief eigentlich nur zehn Minuten lang richtig. Seine Sehnsucht nach Liebe verfolgte ihn bis in den Traum.

Eveline erschien ihm, nicht etwa gramgebeugt, sondern tapfer und mit fröhlichem Gesicht. Es war in Quérelles, in einer überdachten Marktbude. Das Mädchen war mit beiden Händen an einer Wäscheleine aufgehängt, und Boutin, der Experte, zeigte sie der Kundschaft.

Honoré warf seine Wurfscheiben, riesige eiserne Gewichte, mit beiden Händen nach ihr. Er hatte große Mühe, sie an der kleinen Öse zu ergreifen, und die Bewegung seiner Hände war immer weit hinter seinem Willen zurück.

Um Boutin herum standen Mazureau, der eine Notariatsurkunde in der Hand schwenkte, Bernhard, über dessen Schultern der Kopf eines Hundes hervorragte, Maurice, der trotz seiner zerrissenen Brust wie

närrisch lachte, die Base aus Montverger, die einen Zwerghahn auf ihrem Sonntagshut trug, und noch andere, deren Gesichter jeden Augenblick Form und Farbe wechselten.

Honoré warf seine Wurfscheiben mit aller Kraft von sich, doch traf er niemals das Ziel, da Boutin jedesmal, wenn er warf, an dem Seil zog, so daß Eveline bis an die Decke emporhüpfte; dabei sagte sie mit spöttischer Stimme:

„Warum kommt eigentlich Honoré vom Großen Hof nicht mehr zu uns zum Arbeiten? Ist er am Ende jetzt auch in den Krieg gezogen?“

Honoré wachte keuchend und mit pochendem Herzen auf. Nachdem er sich im Bett hochgesetzt hatte, versuchte er, die entschwindenden Bilder des unvollendeten Traumes zurückzuhalten.

„Ich bin aufgeregter als ein dummer Junge“, sagte er leise vor sich hin. „Aber ich träume wie ein Händler oder wie ein Schwiegerpapa . . . und kenne nur den Kummer der Liebe, nicht aber ihre Süßigkeit.“

Sein Blick ging traurig über die Gebäude des Großen Hofes, über die Wiesen und über die wogenden Felder, die er geerbt hatte. Etwas bitter und ärgerlich dachte er:

„Mit alledem bin ich in ihren Augen ärmer als ein gewöhnlicher Knecht! . . . Wenn ich nachträgerisch wäre, würde sie mich nicht mehr in ihrer Nähe sehen, und ich würde sie zwischen dem jähzornigen Vater und ihrem traurigen Kerl von Neffen ihrem Elend überlassen. Aber ich bin nun einmal nicht nachträgerisch . . . Und doch muß sie jetzt ein bißchen auf mich warten, und ich denke

nicht daran, hinzugehen und sie in ihrem Kummer zu trösten . . . Heute wenigstens geh ich bestimmt nicht hin.“

Nachdem er diesen Entschluß nochmals mit Nachdruck gefaßt hatte, ging er in den Garten hinaus, um ein Stündchen zu arbeiten . . . und dann, als es Abend werden wollte, ging er geradewegs nach Hof Marnière hinüber . . . Mußte er nicht dort ein Brot für seine beiden Alten leihen?“

Also ging er nach Hof Marnière. Als die Dämmerung vollends herabgesunken war, war er noch immer dort. Marie Sicot nämlich war an diesem Sonntagabend herübergekommen, um ihrer Base Gesellschaft zu leisten. Da Honoré mit Mazureau plauderte, gingen die beiden Mädchen in den Garten hinaus, um sich dort auf die steinerne Bank zu setzen.

Es dauerte nicht lange, bis Honoré ebenfalls hinausging und sich neben sie setzte . . . Hatte er nicht mit Marie über ein gewisses Stück Weidegelände zu sprechen, das Sicot etwas allzu rasch zu seinen eigenen Gunsten abgetrennt hatte?

Honoré begann also damit, daß er Marie Vorkhaltungen machte, aber gütlich und als wohlwollender Herr, mit dem es ein Vergnügen ist, sich zu verständigen.

„Gut, ich will es dem Vater sagen“, versprach Marie.

Honoré versetzte lächelnd:

„Wenn Ihr nicht gleich daran denkt, so müßt Ihr Euch deshalb keinen Kummer machen. Die Sache ist wirklich nicht so wichtig.“

Nun gab es nichts mehr zu reden, und die beiden Mädchen an seiner Seite schwiegen und warteten, daß er

fortginge. Doch nein! Er konnte noch nicht fortgehen! Er beugte sich hinter Mariens Rücken hinüber und sagte: „Ich danke, Eveline, Ihr seid jetzt wieder gesund?“ „Ich danke Euch“, erwiderte sie, „aber ich bin nicht krank gewesen.“

Honoré fand den Mut, mit ängstlicher Stimme zu bemerken:

„Ja, körperlich seid Ihr vielleicht nicht krank gewesen . . . aber Ihr habt Kummer gelitten, und auch der Kummer ist eine schlimme Krankheit.“

Er beugte sich noch etwas weiter hinüber, um sie sehen zu können. Sie saß aufrecht, die Hände auf den Knien und den Blick über die Bäume im Garten in die dämmerige Ferne geheftet.

„Doch, der Kummer ist eine schlimme Krankheit . . . und die Heilung von dieser Krankheit wünsche ich Euch, Eveline!“

Er sah, wie der Busen des Mädchens sich mit einemmal hob, dann plötzlich senkte sich das feine Profil ihres Gesichts, und die Lider fielen schwer über die Augen herab. Eveline weinte.

Marie hatte sogleich den Arm um ihre Hüfte gelegt.

„Ja, sie wird schon wieder gesund werden . . .“, sagte sie in etwas trockenem Tonfall, „aber dazu braucht es Zeit. Es ginge ein bißchen rasch, wenn sie innerhalb acht Tagen schon wieder gesund sein sollte!“

Eveline entfuhr eine Art langen Seufzers.

„Nein, nie wieder werde ich gesund werden!“ sagte sie, „und ich will auch gar nicht mehr gesund werden!“

Honoré rückte ein wenig ab. Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Marie hatte sich nach ihm umgewandt;

ihre Augen standen voller Tränen, aber sie sah ihn nicht gerade sanft, sondern sogar mit mißtrauischen Blicken an.

„Seht Ihr, Honoré, sie muß weinen . . . und man muß sie nach Herzenslust weinen lassen . . . Sie hat eben einen großen Kummer; doch das geht keinen etwas an.“

Er wußte nichts anderes, als zu stottern:

„Da habt Ihr ganz recht!“

Danach begann sie zu reden und zu reden . . .

„Ach, alle haben sie den armen Kerl gern gehabt, der da drunten gefallen ist . . . Er war brav, er war jung und hübsch . . . Und Eveline hatte er sich ausgesucht; sie hat das Glück gehabt. Aber da drunten, wie sie ihn da begraben haben, war vielleicht kein Mensch da, der eine Träne um ihn vergossen hat. Ob er überhaupt begraben worden ist? . . . Ach, ich weiß es nicht, ich weiß ja nicht, wie die das machen . . . Es ist so furchtbar! . . . Ach, man muß schon weinen darüber! Wenn sie nicht weinen würde, die Eveline, dann sähe ich sie nie mehr an, nie mehr! . . . Ich weine ja auch, seht Ihr, und war doch gar nichts für ihn gewesen!“

„Da habt Ihr ganz recht“, wiederholte Honoré.

Er war aufgestanden und hatte sein Brot unter den Arm genommen.

„Ich muß jetzt heim“, sagte er. „’n Abend, Marie! Kopf hoch, Eveline!“

Er schritt durch den Garten hinaus und ging dann durch das Dorf. Die Nacht war noch nicht völlig hereingebrochen, und dennoch schimmerten schon zahlreiche Sterne am Himmel. Ehedem waren die Bauern an solchen langen Dämmerabenden im Mai vor die Tür getreten, und man hatte ihre lebhaften Stimmen leise

durch die laue Luft klingen hören. Jetzt aber waren die Häuser für die Freude verschlossen, wie die Herzen der Menschen.

Und doch traf Honoré unterwegs einen Trupp junger Leute. Es waren zumeist Urlauber, und in ihrer Begleitung eine Schar sonntäglich gepuzter Mädchen. Eine dunkle Eifersucht stieg brennend in ihm empor. Das Teil derer da waren die Schlachten und die fremden Gefahren, aber ihnen gehörten auch alle Liebe und alle Tränen; sein Teil dagegen war ein zwar ruhiges, aber verdrießliches Dasein . . .

Er fragte sich einen Augenblick, ob er wirklich das rechte Teil erwählt habe. Und danach fragte er sich sogar, ob es ihm jemals gelingen würde, den Sieg über einen Toten davonzutragen.

Indessen quälte er sich nicht lange mit solchen Fragen.

Trotz seiner vierzigjährigen Liebestorheit, die ihn gerade dahin führte, wohin er nicht wollte, war er im Grunde vernünftig, dazu ein kluger Rechner und gewohnt, seine Trümpfe gut auszuspielen.

Und es schien ihm bei ruhiger Überlegung, als sei sein Platz der rechte und sein Spiel gut, und als müsse er das letzte Wort behalten.

II

Marie Sicot pflegte, um von la Baillargère nach Hof Marnière zu gelangen, nicht den geraden Weg, der mitten durchs Dorf führte, zu benutzen. Sie machte einen Umweg; er war nicht sehr groß, aber recht ermüdend, denn sie mußte vom Garten aus bis zum Ufer des

Baches hinabklettern, dann über eine Wiese laufen und danach noch den steilen Pfad nach Hof Marnière hinaufsteigen, so daß sie jedesmal atemlos oben ankam.

Sie nahm diesen Weg, weil sie nicht gesehen sein wollte. Ihr Vater hatte ihr nämlich verboten, jeden Tag zwei Stunden nutzlos bei der Base zu vergeuden.

Sicot war ein rauher und heißblütiger Mann. Obwohl er nichts gegen seine Nichte hatte und sein ganzer Zorn sich nur auf Mazureau richtete, mochte er diese neuen Gewohnheiten seiner Tochter nicht leiden. Doch er war, dank des sanften Widerstandes der Frauen, nie der unumschränkte Herrscher in seinem Hause gewesen.

Solange er wütete, fluchte und Drohungen ausstieß, gab niemand ein Wort von sich.

Sobald er weggegangen war, beeilte Marie sich mit ihrer Arbeit und sagte zu der Mutter:

„Ich könnte vielleicht einmal nachschauen gehn, ob die arme Kleine sich allmählich erholt.“

Bisweilen auch fragte die Mutter von sich aus:

„Weißt du eigentlich, wie es bei der Base daheim geht? Lauf doch mal nach Hof Marnière hinüber . . . Du bist besser zu Fuß als ich.“

Nach solchen Worten nahm Marie ihre Haube, zog die Arbeitsschürze aus und lief zu Eveline hinüber.

Ach, nie zuvor hatte sie eine solche Aufregung gekannt, die sanfte Marie! Nie hatte sie etwas Besonderes erlebt, und auch ihren Leuten war es so ergangen. Ihre Jugend war ohne Freude, allerdings auch ohne Kummer gewesen, diese arme Jugend eines häßlichen Mädchens, das sich Tag für Tag traurig über seine gewöhnliche Arbeit beugt.

Und nun war sie plötzlich in diese große, schmerzensvolle Liebesangelegenheit verwickelt worden . . . viel inniger sogar, als sie selbst je gewagt hätte, sich einzugestehen.

O ja, sie lief gern zu Eveline hinüber, trotz des Verbotes ihres Vaters und auf die Gefahr hin, Mazureau anzutreffen, der sie von der Seite ansah und nicht mit ihr redete.

„Eveline! Eveline! Wo bist du denn, Kind?“

Marie trat durch den Garten ins Haus, ganz rot im Gesicht von dem raschen Aufstieg.

Eveline kam aus der Küche herbei, wo sie am Fenster gegessen und genäht hatte. Marie stellte sich gerade aufgerichtet vor sie hin, so daß der Fuß ihres schlimmen Beines mit der Spitze kaum die Erde berührte.

„Wie geht's dir denn heute? Kannst du jetzt endlich wieder schlafen?“

Ihre eine Hand lag auf Evelines Schulter, mit der andern streichelte sie das blasser Gesicht, in dem die großen Augen von dunklen Ringen umgeben waren.

„Hast du heute nacht geruht, Kleines? Ich bin nur gerade vorbeigekommen, um etwas von dir zu hören.“

Eveline beugte sich zu ihr hinüber und küßte sie.

„Ich danke dir“, sagte sie. „Heute morgen bin ich wirklich eingeschlafen. Vater hat mich zweimal rufen müssen.“

Marie fragte, und ihre Stimme war sehr leise:

„Warum hat er dich nicht schlafen lassen? Sie sind demnach noch immer so hart gegen dich?“

Eveline zögerte mit der Antwort.

„Nein, hart sind sie nicht“, sagte sie dann, „aber sie wollen meinen Schmerz nicht verstehen. Nur du allein, Marie, verstehst ihn.“

Das ältliche Mädchen fühlte, wie ihr Herz weich wurde, und Tränen stiegen ihr in die Augen.

„Ja“, sagte sie, „ich verstehe ihn . . . Ich denke mich eben an deine Stelle, weißt du, und dann fühle ich denselben Schmerz, den du empfinden mußt.“

Errötend setzte sie hinzu:

„Heute früh habe ich in der Schublade meiner Kommode ein Andenken von ihm gefunden . . . Sein Bild nämlich . . . Er hat es während seiner Rekrutenzeit machen lassen und es uns als Entgelt für ein kleines Taschengeld geschickt, das mein Vater ihm bei seiner Abreise nach der Front noch mitgegeben hatte.“

Unterdessen hatte sie das sorgfältig in Papier gewickelte Bild aus ihrer Bluse gezogen. Nun legte sie es in Evelines zitternde Hände.

„Sieh es dir nur an!“ sagte sie; „es ist noch nicht sehr alt. Er sieht ganz jung darauf aus . . . und schau, er lacht . . . Es gab keinen lustigeren Burschen als ihn.“

Kopf an Kopf geschmiegt, standen die beiden da und betrachteten das Bild. Nachdem Eveline es an die Lippen geführt hatte, nahm Marie es ihr aus den Händen und küßte es ihrerseits.

„Ach, ich habe gar nichts von ihm“, murmelte Eveline; „sein Bild hat Vater in Stücke zerrissen . . . Nein, ach nein“, wiederholte sie nach kurzem Schweigen, „nichts habe ich . . . nichts als zwei arme, mit Bleistift geschriebene Briefe . . . Ich würde viel darum geben, wenn ich ein solches Andenken von ihm hätte.“

Marie erwiderte nichts, sondern wickelte nur das Bild wieder in das Seidenpapier.

Eveline begann zu schluchzen.

„Ach, Marie“, sagte sie demütig, „ich möchte . . . ich möchte . . . Könntest du mir das Bild nicht lassen, Marie? Es wäre sehr, sehr lieb von dir.“

Die andere hatte den Kopf zur Seite gewandt und war bereits im Begriff, die Postkarte in ihre Bluse zurückzuschieben.

„Es ist, weil . . . es gehört nämlich nicht mir allein“, stotterte sie. „Er hatte es dem Vater geschickt.“

Eveline aber wiederholte:

„Es wäre sehr, sehr lieb von dir . . . denn ich habe nichts mehr . . . und du weißt ja nicht, du weißt ja nicht! . . .“

Sie stand mit den Ellbogen auf die Kommode gelehnt und verbarg das Gesicht in den Händen. Marie, das alte Mädchen, trat ganz dicht zu ihr heran, um ihr Geständnis zu empfangen.

„Du weißt ja nicht, Marie . . . Ich habe nämlich Rechte, die du nicht hast . . . Wir wollten bald heiraten, und so sind wir beide schwach gewesen . . .“

Über Mariens bleichgewordene Lippen kam es wie ein Seufzer:

„Oh, das ist schlimm!“

Sogleich aber setzte sie hinzu:

„Das ist schlimm für dich, meine ich, Eveline.“

Diese aber entgegnete:

„Nein, ich bereue nichts! Er war doch mein Herr . . . Du siehst wohl, daß ich recht habe . . . Für dich aber war er nur ein Bursch wie all die andern auch.“

Marie wiederholte treulich:

„Ja. Er war nichts für mich.“

Sie nahm das Bild wieder von ihrem Herzen weg und legte es auf die Kommode.

„Hier!“ sagte sie, „nun kannst du es zu jeder Stunde des Tages anschauen.“

Eveline nahm das Bild und verbarg es in einem Schubfach.

„Wenn ich es hier ließe“, sagte sie dabei, „so würde Vater es vielleicht wieder zerreißen, so wie er das andere zerrissen hat.“

„So denkt er also immer noch an eine Heirat mit dem vom Großen Hof?“ fragte Marie.

„Ja, immer noch . . . ich glaube es wenigstens . . .“, gab Eveline zurück. „Er läßt mich zwar im Augenblick ziemlich in Ruhe, aber es fängt vielleicht wieder an . . . Ach, ich zittere, wenn ich daran denke!“

„Und der Kerl kommt noch wie vorher zu euch?“

„Ja, zwei Tage in der Woche . . . manchmal auch drei oder vier . . . Heute ist er sogar noch da.“

Marie warf rasch ein:

„Ich hoffe doch, du hörst nicht auf ihn . . . und bittest ihn, bei sich daheim zu bleiben?“

Eveline senkte den Kopf und sagte:

„Vater braucht ihn zum Arbeiten. Übrigens ist er sehr anständig; er belästigt mich nicht mehr.“

„Trotzdem“, erwiderte Marie streng, „wenn ich an deiner Stelle wäre, möchte ich den Burschen nicht um mich herumschwänzeln sehn. Er ist ein alter Schleicher, der dich nur einzulullen sucht . . . Was hat er zum Bei-

spiel neulich abends im Garten bei uns gewollt? Er kam doch nicht meinetwegen zu uns auf die Bank . . .“

Eveline machte eine müde Bewegung mit der Hand.

„Ach, was soll ich denn tun? Ich habe doch im Haus nicht zu befehlen . . . Und ich habe schon so Kummer genug, auch wenn ich mir nicht künstlich neue Sorgen schaffe.“

„Nein, das ist nur Feigheit! Denn wenn du wolltest, könntest du den ekligen Kerl sehr rasch los sein. Wenn ich an deiner Stelle wäre . . .“

Marie hielt zu Tode erschrocken inne; sie hatte den Kopf zufällig zur Seite gewandt und bemerkte Mazureau, der in der Tür stand. Er war leise hinzugekommen und hörte ihrem Gespräch seit einer Minute zu.

Marie zwang sich, zu lächeln.

„Oh, habt Ihr uns erschreckt, Onkel!“

Dann setzte sie erklärend hinzu:

„Ich bin nämlich gerade hier bei Euch vorbeigegangen und mal reingekommen, um nachzuschauen, ob Eveline am Ende Hilfe braucht.“

Mazureau erwiderte kalt:

„Nein, Eveline braucht keine Hilfe . . . Und wenn sie welche brauchte, so würde ich ihr bestimmt keine in La Baillargère holen. Ich meine, du nähmest dir hier ein bißchen viel heraus, Marie Sicot . . . Dein Vater kommt schon seit langem nicht mehr über meine Schwelle; ich wünsche, daß du es genau so machst, und du wirst erst dann wiederkommen, wenn ich dich darum gebeten habe.“

Marie ging. Während sie den steinigen Pfad hinabstieg, knickte ihr schlimmes Bein bei jedem Schritt zu-

sammen, und das Herz pochte ihr fieberhaft und dabei doch eiskalt in der Brust.

Sogleich nachdem sie gegangen war, wandte Mazureau sich zu seiner Tochter und sprach, in ziemlich sanftem Ton, zu ihr:

„Sag, brauchst du wirklich Hilfe, Eveline?“

„Nein, Vater!“

„Die Tage sind lang, und mir ist, als müßtest du hie und da ein wenig im Haus bleiben und ruhen . . . Aber anderseits: du bist krank gewesen und siehst nicht grade gut aus . . . Vielleicht wäre es doch richtig, du gingest in die frische Luft und suchtest dir Zerstreuung.“

Sie sah ihn erstaunt an, denn an solche Sanftheit war sie von ihm nicht gewöhnt. In ihr Erstaunen mischte sich ein leises Mißtrauen.

Er aber fuhr fort:

„Ich hab deine Base deshalb weggeschickt, weil dir von ihr nichts anderes kommen kann als schlechte Ratschläge, Langeweile und Ärger . . . Und ich möchte dich fröhlich und gesund sehen.“

„Ich danke dir, Vater“, gab Eveline zur Antwort, „aber ich kann jetzt nicht fröhlich sein.“

Er erwiderte in versöhnlichem Ton:

„Nein, gewiß kannst du nicht fröhlich sein . . . Ich weiß, du hast dich geämt, Eveline . . . Und ich habe deinen Gram geachtet . . . Du hast schlecht gedacht und schlecht gehandelt, aber jetzt ist dein Herz gestraft genug, und ich werfe dir nichts mehr vor . . . Ich wünschte nur, daß diese Lehre dir dienen und dich auf den rechten Weg zurückführen möge.“

„Oh, mein Weg ist genau vorgezeichnet, Vater . . . Ich wüßte nicht, wie ich mich von ihm entfernen sollte. Ich werde die Trauer im Herzen tragen . . .“

Er unterbrach sie und begleitete seine Worte mit einer zornigen Gebärde:

„Sprich nicht so leichtsinnig, wie ein dummes kleines Mädchen.“

„Ich spreche nicht leichtsinnig, Vater. Ich werde die Trauer um Maurice im Herzen tragen . . . Mein ganzes Leben lang werde ich sie im Herzen tragen.“

Einen Augenblick stand er nachsinnend, dann wiederholte er:

„Ich habe es dir schon einmal gesagt, Eveline, daß du schlecht gehandelt hast, denn du hast dein Glück in einer falschen Richtung gesucht . . . Aber, noch einmal, ich werfe es dir nicht mehr vor. Maurice ist tot . . . und wenn es dir recht ist, will ich jetzt gern anerkennen, daß er tapfer gestorben ist wie dein Bruder und so viele andere. Wie er auch zu seinen Lebzeiten gewesen sein mag, sein Name wird bei uns immer geachtet sein.“

Eveline blickte den Vater an. Er sprach ernst und gemessen, weder zornig, noch leidenschaftlich.

„Ich weiß, was man den Toten schuldig ist. Doch die Vernunft verlangt von uns, daß wir auch an die Lebenden denken . . . Und darum eben denke ich an dich, Eveline, und an deine Zukunft . . . Ich denke an Bernhard . . . und ich denke an alle die, die von meinem Blut sind und nach mir auf dieser Erde leben werden . . .“

Er tat ein paar Schritte und griff mit der Hand nach der alten Bibel, die auf einem Wandgestell ruhte.

Dann legte er das unförmige, schwarze Buch mit dem zerfchliffenen Deckel vor Eveline auf die Kommode.

„Früher“, sagte er, „als ich noch jung war, da las man die Bibel in jedem Hause. Wir hatten weder Zeitungen noch Kalender oder sonst irgendwelche Bücher. Jeden Sonntag aber las der Vater, oder wenn er nicht mehr da war, das Oberhaupt der Familie, eine Seite daraus vor, und die andern hörten zu . . . Jetzt tut man das hierzulande nicht mehr. Ich halte das für ein Übel unserer Zeit, und ich spreche mich in diesem Punkt selbst schuldig . . . Ja, es wäre notwendig, die Bibel zu lesen, Eveline. Dann würdest du lernen, daß die Jungen in die Fußtapfen der Alten treten und auf ihr Wort hören müssen. Auf die aber, welche sich ihnen widersetzen, fällt die Hand Gottes strafend herab, und ihr Leben vergeht mit Wehklagen, wie jetzt das deine.“

„Ich gehöre nicht zu den Mädchen, die sich den Alten widersetzen“, sprach Eveline, „aber man kann nicht von mir verlangen, was ich nicht tun kann.“

„Ach was, ich weiß besser als du, was du tun kannst! . . . Und ich weiß besser als du, was sich gehört! . . . Ich kenne den Weg der Ehre, den man zu gehen hat, nachdem man sich von seinem Schmerz erhoben hat. Da du ihn nicht gleich hast einschlagen wollen, mußt du heute Schmerz erleiden. Hüte dich, Tochter! Wenn du abermals in dieselbe Sünde verfällst, wird die Hand Gottes dich ohne Erbarmen schlagen.“

Mazureau geriet, ohne daß er es wollte, in höchste Erregung. Seine Stimme schwoll an und wurde rauh wie sonst. Er bezwang sich mühsam und fuhr dann, so sanft er konnte, fort:

„Ich stehe nicht hier, um dich zu schelten, Eveline. Wir werden uns bestimmt gut verstehen. Im Augenblick macht mir nur deine Gesundheit Sorge. Du bist blaß wie so ein Frauenzimmer aus der Stadt, das sein ganzes Leben lang hinter seinen Vorhängen sitzt und nicht in die Sonne hinaus kommt.“

„Aber ich bin nicht krank, Vater!“

„Dann kommt es daher, weil du zu viel geweint hast; damit ist es jetzt genug. Es ist nicht gut, wenn man immer hinter sich blickt; darum schau vor dich, Eveline, dann wirst du der Freude wiedergeschenkt werden.“

Sie schüttelte traurig den Kopf. Als er dies sah, sagte Mazureau, ohne sich die Ungeduld anmerken zu lassen, doch in bestimmtem Ton:

„Also ich will nicht, daß du länger hierbleibst und ewig deinen dummen Gedanken nachhängst. Von morgen ab gehst du mit uns aufs Feld. Du kannst tun, was du willst . . . Und wenn du müde bist, ruhst du dich aus . . . Die Sonne wird dir schon wieder Farbe geben und dein Blut gesund werden lassen.“

„Ja aber, ich hab doch hier im Hause zu tun . . .“, sagte sie, „mehr als du denkst, Vater.“

„Du gehst mit!“ wiederholte er nur.

Eveline mußte also auf dem Felde arbeiten.

Die Frauen, die draußen auf den Feldern der Ebene schafften, waren zahlreicher als die Männer. Man sah sie überall. Mit der Mistgabel, dem Rechen oder der Hacke in der Hand suchten sie die Arbeit ihrer draußen an der Front stehenden Männer so gut wie möglich zu leisten. Einige von ihnen, die Starken, arbeiteten den

Alten und Kranken vor; ihre Bewegungen waren sicher und genau abgemessen, und sie benahmen sich in allem so wie die Arbeiter zur eifigen Zeit der Ernte.

Die einen mähten, die andern wendeten das Heu, wieder andere säten, trieben das Vieh an oder führten den Pflug.

Die Alten, die sich vor der Sonne nicht mehr fürchteten, arbeiteten mit entblößten Häuptern, in leichter Hemdbluse und einen einfachen Rock um die Hüften gebunden. Die Jungen dagegen trugen, um Hals und Gesicht vor der Sonne zu schützen, breite, aus Binsen geflochtene Hüte, oder, noch öfter, weiße Hauben, deren lange Bänder lustig im Winde flatterten.

Die heißen Wochen des Hochsommers waren noch nicht gekommen, und es ließ sich arbeiten auf der Ebene. An den Tagen, da sie mit dem Vater und ihrem Neffen allein war, fühlte Eveline sich draußen wohler als zu Hause. Sie arbeitete soweit ihre Kräfte es zuließen und ohne sich zu beeilen. Ihr selbst war jetzt, als wolle der Kummer einschlafen und ihr so bedrängtes Herz wieder frei und weit werden.

Und doch, wenn sie neben Honoré arbeiten mußte, erwachte ihr Kummer aufs neue. Nicht etwa, als ob er ihr gegenüber kühn gewesen wäre und seine Absichten hätte klar durchblicken lassen! Er war höflich, zuvorkommend, immer gleich guter Laune und nach außen hin wirklich taktvoll. Aber schließlich sah Eveline doch, was er von ihr wollte, und die Empörung bemächtigte sich ihrer. Warum kam er noch immer auf Hof Marnière, da er doch genau Bescheid wußte? Warum blieb er hinter den andern zurück, um auf sie zu warten und neben

ihr herzugehen? Warum wollte er abends, wenn man vom Feld heimkehrte, unbedingt ihr Gerät tragen?

Bisweilen ließ Mazureau sie mitten in der Arbeit allein, um mit Bernhard auf einem andern Acker zu arbeiten.

Eveline fühlte abermals, wie sie nach und nach, mit jedem Tage ein wenig enger, eingekreist wurde. Da sie nicht wagte, nach la Baillargère zu gehen, sah sie Marie nicht mehr und kam sich schwach, hilflos und mit ihrem Kummer, ihrer Angst alleingelassen vor.

Der erste Dienstag im Juni war ein schlechter Tag für sie. Sie arbeitete auf dem Runkelrübenfeld bei Brûlons . . . Über dieses zogen sich etwa fünfzig Furchen, aus denen die jungen Pflänzchen ihre grünen Blättlein hervorstreckten. Sie mußten durchgerupft und ringsumher die Erde gelockert werden. Dies war gewiß eine leichte und mühelose Arbeit, doch mußte man sich bei ihr dauernd bücken und den trockenen Boden mit den Fingern aufkratzen. Eveline kauerte über der Furche und gab sich der unangenehmen Arbeit ganz hin, als sie plötzlich merkte, daß Honoré hinter ihr war.

Mazureau war gerade am Ende der Furche angelangt und rief Bernhard zu sich; die beiden gingen nach dem Dorf davon, um den Leiterwagen zu holen, in dem das Futter für den nächsten Tag heimgefahren werden sollte.

Ohne daß sie den Kopf umgewandt hätte, spürte Eveline, daß Honoré sich eilte, um rasch zu ihr zu kommen. Bald war er in der Tat bei ihr angelangt. Sie hielt sogleich mit ihrer Arbeit inne, um ihn den Vorsprung nehmen zu lassen. Er jedoch wartete gleichfalls,

und sie sah wohl, daß er sprechen, daß er das sagen wollte, was sie entschlossen war nicht zu hören.

„Honoré“, stotterte sie, „man ist sich nur im Wege, wenn man nebeneinander arbeitet . . . Ihr seid ohnedies rascher als ich. Geht Ihr also vornweg, ich werde mein Mögliches tun, Euch zu folgen.“

Er erwiderte, und auch seine Stimme klang nicht ganz sicher:

„Wenn ich an Euerer Seite bin, könnte ich Euere Arbeit und meine zusammen tun . . . Ach, ich würde alles tun, Eveline, um an Euerer Seite bleiben zu können.“

„Ich bitte Euch, Honoré!“ sagte sie. „Mein Herz ist voller Trauer um einen andern.“

„Ja, ja, Ihr habt Euern Kummer gehabt, aber auch ich hatte den meinen . . . Ich habe immer an Euere Liebe geglaubt . . . Ich hätte alles hingegeben, um sie zu besitzen . . . Ihr aber habt sie zu einem andern getragen.“

„Er hat sein Leben zum Opfer gebracht“, sprach sie; „Ihr könnt nicht hoffen, je mehr zu opfern!“

Sie hockten dicht nebeneinander, und ihre Köpfe berührten sich beinahe. Evelines Worte jedoch fielen scharf zwischen ihnen herab und trennten sie.

Honoré begann trotzdem nochmals, nach einer kleinen Pause und ohne dabei die Augen zu heben:

„Auch ich habe meinen Kummer gehabt, aber ich will nicht mehr an ihn denken. Ich bin in solchen Dingen nicht eifersüchtig, und ich bin keiner von denen, die sich wegen eines Gedankens Sorge machen, der gar nicht an sie heranreicht . . . Da er gestorben ist, verstehe ich wohl, daß er in Euerm Gedächtnis einen besonderen Platz einnehmen darf.“

„Ja, den wird er einnehmen“, sagte sie, „das könnt Ihr glauben! Ich denke noch immer an meinen Kummer und will auch immer an ihn denken.“

„Ihr seid jung, und Euer ganzes Leben liegt vor Euch; Ihr werdet noch glücklich sein können . . . Laßt nur die Zeit vergehen, sie heilt und tröstet . . . Und wenn Euer Kummer ganz eingeschlafen ist, dann denkt nur daran, daß mein Herz sich nicht geändert hat und daß mein Wunsch, trotz allem, stets derselbe bleibt.“

Sie machte eine ärgerliche Handbewegung, und er sagte entschuldigend:

„Doch, es ist nötig, daß ich Euch das sage, Eveline!“

„Trotzdem hatte ich Euch keineswegs darum gebeten!“ warf sie zornig hin, „und Ihr hättet besser getan, damit zu warten!“

Im Augenblick, da sie das sagte, kam von fern der Ton einer Sterbeglocke herüber. Eveline streckte die Hand aus in der Richtung nach Quérelles, woher der Ton kam, und sagte, wie in einem plötzlichen Anfall von Irrsinn:

„Hört Ihr, Honoré? Das ist meine Hochzeitsglocke, die da läutet! Ihr wißt doch, heute ist der vierte Juni. Das war der Tag, den Maurice festgesetzt hatte . . . Ihr habt den rechten Augenblick gewählt, Honoré! Geht, singt andern Euere Lieder vor . . . Das ist meine Hochzeitsglocke, die da läutet! Das ist meine Hochzeit! . . .“

Dann, mit einem kurzen Aufschluchzen, fügte sie hinzu:

„Sie ist nicht sehr fröhlich!“

Honoré redete an diesem Abend nicht mehr auf sie ein. Während der darauffolgenden Tage jedoch kam er sacht und leise, mit unendlicher Vorsicht und mit bewundernswürdiger Geduld auf die Angelegenheit zurück.

III

Als es Mitte Juni geworden war, verkaufte Sicot auf dem Markt ein Paar Ochsen. Er erhielt achttausend Franken dafür.

Fünf Tage vorher hatte ein durchs Dorf kommender Händler ihm siebentausendzweihundert geboten, und der gute Sicot war nahe daran gewesen, den Kauf abzuschließen.

Der Hochmut allein hatte ihn daran gehindert. Er hätte seine Ochsen am frühen Morgen zum Güterbahnhof treiben müssen, und kein Mensch hätte ihn mit seinen Tieren gesehen außer zwei oder drei gewöhnliche Bahnbeamte. Für diese bemühten Männer ist ein Ochse nicht gerade ein Pferd, aber das ist denn auch alles! Sie halten es nicht für der Mühe wert, genauer hinzuschauen . . . Ochsen, Kühe, Hammel, Schweine, das alles ist für sie eben ‚Vieh‘, das mit der Eisenbahn befördert wird; und mit den Bauern selbst geht es ihnen schließlich nicht anders.

Auf dem Markt jedoch! . . .

Nachdem er seine Ochsen schön gemacht, ihnen das Fell hübsch gebürstet, Schwanz und Hinterteil gründlich gestriegelt und die Ansatzstelle der Hörner abgeglättet hatte, spannte Sicot sie unter ein schönes neues Joch; dann legte er über ihre Stirn neue weiße Riemen, deren spitzes

Ende er an zwei kleinen, in genauem Abstand voneinander befindlichen Quasten befestigte.

Er selbst hatte seinen Sonntagsstaat angelegt, die Schuhe mit den Gummischnüren, die Bluse mit der silbernen Schnalle und den feingeflochtenen Strohhut. Der Barbier aus Fougeray hatte ihn rasiert und ihm die Haare geschnitten; sie hingen zwar etwas lang und allzu fein gelockt über die Ohren herab, aber hinten im Nacken waren sie kurz abgeschoren.

In der Hand hielt er die Peitsche aus Mispelholz, in deren junge, saftige Rinde eine Spirale geschnitten war; so trieb er seine Ochsen auf den Markt. Nachdem er sie dort angepöfcht hatte, schaute er zunächst einmal um sich. Fast von überall her waren Ochsen herbeigetrieben worden; man sah alle Rassen versammelt. Jede der umliegenden Provinzen hatte ihre Tiere gestellt, und alle sahen verschieden aus . . . aber solche, die sich, was Knochenbau und allgemeine Beschaffenheit anging, mit den feinen hätten vergleichen lassen, konnte man suchen!

Er hatte darauf geachtet, daß er mit seinen Ochsen hübsch in die Mitte des Marktes zu stehen kam, und zwar gerade zwischen zwei Paare schöner Ziegen aus Nantes, die, starkknochig und mit großen, gewundenen Hörnern versehen, gut zur Arbeit, nicht aber für den Mehger geeignet waren. Das Fell seiner Ochsen schimmerte und glänzte neben dem trockenen Fell der andern auf dem Markt versammelten Ochsen, so wie seine hübsche Bluse zwischen den baumwollenen Röcken der Nachbarn leuchtete.

Die Händler liefen um die Tiere herum. Sie standen laut schwäzchend um die Ochsen aus Nantes, doch dies war

nur falsches Spiel; denn sie alle warfen zärtliche Blicke auf das schöne Paar Sicots. Wenn sie an ihm vorübergingen, sprachen sie weder mit ihm, noch schienen sie sich für irgend etwas zu interessieren; und doch warfen sie, während sie die Fettpolster der Tiere prüfend betrachteten, einander fachmännische Bemerkungen zu.

Jetzt kam ein kleiner alter Mann hinzu, der Handschuhe trug und wie ein vornehmer Rentner ausah. Er betrachtete weder die Ochsen, welche rings um ihn standen, noch sah er auf den hügeligen Weg, das Pflaster oder die schmalen Stege zu den Verkaufsständen. Sein Blick blieb nur eine Sekunde auf Sicots Tieren haften, dann trat er zu ihm hinüber.

„Sind die Ochsen zu verkaufen?“ fragte er höflich.

Gutgelaunt gab der Bauer zur Antwort:

„Ei gewiß. Ich habe sie nicht hergebracht, um sie zu verschenken!“

„Schon gut, mein Lieber. Was sollen sie kosten?“

Sicot hatte es nicht eilig mit dem Verkauf. Er wollte zunächst einmal seine Tiere zeigen. Da er seiner Ware sicher war, konnte er warten und die Dinge an sich heran kommen lassen.

„Meine Ochsen sind erstklassige Ware“, sagte er. „Die haben's auf sich! . . . Wer die haben will, muß schon ein gutes Stück Geld riskieren!“

Der andere entgegnete mit sehr sanfter Stimme:

„Also hört, mein Lieber: ich habe keine Zeit zu verlieren . . . Wollt Ihr verkaufen, ja oder nein? Wenn ja, so nennt Euern Preis.“

Sicot sagte kurz entschlossen und kühn:

„Achttausend Franken!“

„Einverstanden!“ erwiderte der andere; „ich nehme sie! . . . Seid also um elf Uhr am Bahnhof, wegen der Verladung und wegen Eures Geldes.“

Er rief einen jungen Mann zu sich heran, der ihm dauernd folgte, und ließ ihn die Ochsen mit zwei Schnitten einer mächtigen Schere zeichnen. Sodann kaufte er, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, zwei der mageren Tiere aus Nantes.

Die um ihn herumstanden, begriffen, daß der kleine alte Herr ein großer Händler sein mußte.

Sicot aber konnte sich von seiner Verwunderung noch immer nicht erholen. Die Bauern, die ihr Vieh rings um ihn zum Kauf anboten, umstanden ihn und sagten ihm ihre Glückwünsche. Dann kamen die kleinen Käufer aus der Umgegend näher herzu. Sie waren eifersüchtig auf den fremden Händler, der die Preise verdarb und alles aufkaufte, sie fluchten, feilschten mit den Bauern und ließen ihre Stöcke auf das Rückgrat der Tiere herabsaufen. Da es nichts mehr bei ihm zu kaufen gab, sprachen sie zu Sicot:

„Ihr habt Euch bestehlen lassen, mein Lieber! Euere Ochsen sind mehr als neuntausend Franken wert . . . Eben ist Hochkonjunktur, und es steht in allen Zeitungen, aber Ihr könnt wohl nicht lesen?“

Einer von ihnen setzte sogar hinzu:

„Ihr verkauft anscheinend lieber fremden Leuten, als den Hiesigen . . . Wißt Ihr denn überhaupt, wo Euere Tiere hinkommen? Am Ende kommt das Fleisch ins Ausland, und gar zu unsern Feinden!“

Das Gerücht verbreitete sich immer mehr. „Ja, Hochkonjunktur ist . . .“, sagten sie . . . „die Preise

steigen . . . Da ist einer aus Fougeray, der hat zwei elende Ochsen für achttausend Franken verkauft, und da sagen sie noch, er hätte sich bestehlen lassen!

Mazureau, der sich gerade drunten auf der Marktwiese bei den Kälbern aufhielt, erfuhr die Neuigkeit und machte sich mit einem andern alten Bauern aus Quérelles von seinen Geschäften los, um selbst nachzuschauen. Denn immerhin, achttausend Franken für ein Paar Ochsen, das war doch einigermaßen erstaunlich.

Als sie ankamen, hatte Sicot bereits sein Gleichgewicht wiedergefunden. Er hatte sich bequem vor seinen Tieren auf den Boden gelagert und wußte den Reden der Händler wacker standzuhalten. Auf jedes Wort, das an sein Ohr flog, hatte er eine Antwort. Er hatte seine Pfeife angezündet und spuckte rechts und links auf den Boden, ohne den Kopf dabei zu wenden. Hell leuchtete das Fettpolster seines Nackens.

Ein magerer Ochsentreiber hatte versucht, ihn seinen Spott fühlen zu lassen; Sicot aber erklärte ihm, daß acht- oder neuntausend Franken für ihn das gleiche bedeuteten, vorausgesetzt natürlich, daß er keinen ausgesprochenen Geldmangel litte.

„Die achttausend Franken brauche ich gar nicht!“ sagte er. „Ich werde sie noch heute abend in Staatspapieren anlegen, mein Junge! . . . Das heißt, wenn ich sie nicht behalte, um mir ein Stückchen Land dafür zu kaufen, noch ein ganz kleines . . . zehn Morgen, grad drüben bei uns . . . aber doch mehr als du je besitzen wirst, elender Krüppel!“

Der Alte aus Quérelles, der mit Mazureau herzugekommen war, fing an zu lachen und meinte, zu Mazureau gewandt:

„Der ist doch aus Euerer Gegend; Ihr kennt ihn wohl?“

Mazureau erwiderte:

„Ja. Er ist ein nichtsnutziger Bursche ... Ein Kriegsgewinnler.“

Nach diesen Worten ging er davon, ohne zu warten, bis sein Gefährte mitkam.

Mazureau kehrte ganz allein nach Fougeray zurück, und obwohl er sein Kalb für besseres Geld losgeworden war, als er gehofft hatte, befand er sich in sehr schlechter Laune.

Zu beiden Seiten der Straße, auf den Feldern, arbeiteten die Bauern. Sie waren beim Pflügen. Es befanden sich reiche Männer unter ihnen; einige von ihnen, vornehmen Familien aus Saint-Etienne angehörig, waren Mazureau bekannt. Diese Alten hatten vor nicht allzu langer Zeit noch in bescheidenen Verhältnissen gelebt und nichts gegolten, als man schon mit Achtung von der Familie Mazureau in Fougeray sprach. Sie hatten es jedoch fertiggebracht, sich emporzuschwingen, während andere nach unten sanken, und jetzt war ihr Name auf aller Lippen, sogar bei den Leuten in der Stadt. Ihre Felder waren trotz der bösen Zeit des Krieges sauber im Stande wie hübsche Gärten, denn sie hatten sich tüchtige Knechte gedungen, und dann vor allem waren sie im Besitz von Maschinen.

Als er in der Mitte der Straße zwischen Saint-Etienne und Fougeray angelangt war, setzte Mazureau sich auf einen Haufen dort aufgeschütteter Kieselsteine. Er nahm seine Börse aus der Tasche und zählte sein Geld. ACHTHUNDERT Franken hatte er für ein Kalb

bekommen, das er in früheren Zeiten recht gern für eine viel geringere Summe hergegeben hätte. Die Preise stiegen andauernd und in unheimlicher Weise, und das Geld floß den Bauern von allen Seiten in die Taschen. Die Gelegenheit, Land zu kaufen war günstig, da die reichen Herren es los sein wollten. Ja, die Gelegenheit war einzigartig, und auf jeden Fall würde er, Mazureau, mit seinen achtundsechzig Jahren auf dem Rücken, sie nicht noch einmal finden.

Leider hatte er sein Schubfach bei dem Verkauf der Äcker von Poitevin etwas allzu stark geleert. Er hatte die gesamte Einnahme aus der letzten Ernte hingegeben, und jetzt im Augenblick konnte er nichts Besonderes verkaufen. Denn er besaß ja keine Ochsen, die ihm, wie Sicot, achttausend Franken eingebracht hätten!

„Achttausend Franken . . .“ dachte er, „zehn Morgen, grad drüben bei uns . . .“

Schon zum zwanzigsten Male vielleicht rechnete Mazureau sein Geld zusammen, das, was er noch daheim liegen hatte, und das, was er für die Milch, für das Vieh und für die Ernte bekommen mußte . . . Oh, es war gewiß viel! Bei jedem Tausend streckte er einen Finger aus, und er kam auf eine Zahl, die ihm vor fünf Jahren noch einigermaßen märchenhaft erschienen wäre . . . jedoch, was wollte sie jetzt schon noch besagen!

Das Wichtige ist nicht, reich zu sein, sondern vielmehr: reicher zu sein als die andern. Da nun die Erträgnisse des Bodens sich fast verzehnfacht hatten, waren alle Bauern im Besitz von Geld, und sie waren alle begierig, es zu nutzen, das heißt: Land zu kaufen und ihr Vermögen dauerhaft anzulegen.

Mazureau begann seine Rechnung abermals von vorn. Um sicher zu gehen, daß er sich nicht irrte, bezeichnete er die großen Ziffern mit Kieselsteinen, die er vor sich in den Sand legte. Doch diese neue Weise, zu rechnen, änderte das Gesamtergebnis keineswegs. Jetzt kam er auf den Gedanken, daß er ja Evelines Geld nehmen könne. Es wäre ihm allerdings lieber gewesen, er hätte ohne es auskommen können; denn bei dem, was er zu tun beabsichtigte, lag die Freude gerade darin, daß er allein handelte, durch seine eigene Kraft siegte. Aber die notwendigen Mittel waren tatsächlich nicht vorhanden.

Eveline hatte ihr Erbteil bereits in Geld erhalten; es betrug dreitausend Franken, die er, Mazureau, gerade vor einiger Zeit in Staatsanweisungen angelegt hatte. Gewiß besaß auch sie ein paar kleine Ersparnisse. Mazureau fügte also drei Kieselsteine hinzu, und dann, nach einiger Überlegung, einen vierten. Dann zählte er die ganze Reihe zusammen. Ei ei, es waren nicht mehr als 18000 Franken. Und selbst wenn er alles so hoch wie nur irgend möglich in Rechnung setzte, über diese Summe kam er nicht hinaus. Hier war die Schranke. . . Die Folge war, vorausgesetzt, daß ihm keine Hilfe kam, daß die Parzelle bei Brülons, die ja in bar bezahlt werden mußte, an Sicot oder sonst einen Bauern aus der Gegend fallen würde. . . was bedeutete, daß sie der Familie für immer verloren war, denn ein Bauer läßt nicht so leicht von seinem Grund und Boden wie die Leute in der Stadt. Und der Grundbesitz der Familie Mazureau lag nun einmal hier, nicht anderswo. Die Äcker, welche rings um den Friedhof lagen, mußten als erste

zurückgewonnen werden. Danach konnte man sich nach einer andern Seite ausdehnen, wenn die Möglichkeit dazu bestand.

Wenn er die unter der Nummer 32 zum Verkauf gestellten Acker erwerben wollte, mußte Mazureau sich darauf gefaßt machen, daß er 25000 Franken sogleich hinzulegen hätte; 7000 würden dann zum mindesten noch fehlen. Dies war eine Lappalie für manch einen von den andern, vor allem aber für Honoré . . .

Vor dem Kriege war man nicht immer sicher, im Strickstrumpf eines Bauern aus Fougeray Geld finden zu können. Heutzutage aber waren in der Geldbörse eines jeden noch etwas mehr als 7000 Franken! Und doch dachte Mazureau nicht daran, etwa Geld zu leihen. Erstens wäre dies im Dorf kein leichtes gewesen, da jeder sein Geld in Erwartung der günstigen Kaufgelegenheiten für sich behielt. Sein Geld zu den Schaltern der Staatsbanken tragen, das ging noch an, denn es ließ sich gerade so bequem mit Gutscheinen wie mit Banknoten zahlen. Aber von einem Nachbarn, einem Konkurrenten etwas leihen, nein! Das konnte nur ein Dummkopf tun!

In der Stadt hätte Mazureau unter Umständen leichter jemanden gefunden, der ihm Geld lieh, aber dann hätte er bestimmt eine Hypothek aufnehmen lassen müssen, und das wieder war nicht angenehm.

Außerdem widerstrebte es Mazureau grundsätzlich, Geld zu leihen. Er war alt und wollte keine Schulden hinterlassen. Und vor allem ein Gedanke saß fest in seinem Hirn und war ihm in Fleisch und Blut übergegangen: der Gedanke nämlich, daß ein Mann wie er

ehrlos handelte, wenn er bei Menschen Geld entlieh, die nicht zu seiner Familie gehörten.

So wollte er denn Evelines Geld nehmen; das war eine Selbstverständlichkeit, und er würde sie nicht einmal darum fragen. Dann aber würde er auch Honorés Geld nicht zurückweisen, denn Honoré hatte es ihm ja angeboten, und einmal würde er Eveline doch heiraten; dies schien ihm jetzt unvermeidlich, nichts konnte hier mehr hindernd dazwischentreten.

Und doch saß Mazureau mit einem sonderbar unruhigen Gefühl vor seinen säuberlich nebeneinandergelegten Kieselsteinen. Er hatte das Bild Sicots wieder vor Augen, wie er schier vor Hochmut schwißte und den Händler mit dem ausgehungerten Gesicht verhöhnzte. „... um mir ein Stückchen Land zu kaufen, ... zehn Morgen, grad drüben bei uns ...“

Der hatte gewiß schon das nötige Geld in der Tasche ... und natürlich dachte er bei seinen Reden an Brulons ...

Man mußte einfach Honoré an seine Versprechen erinnern und ihn nochmals zur Eile antreiben. Der Bursche war glatt und schlüpfrig wie ein Aal. Ach, wenn es galt, schöne Worte zu machen, so konnte es keiner besser als er! Er pflegte zu erklären, daß er sein Geld bei einem Notar in der Stadt liegen habe, und wenn er bei diesem Thema war, setzte er gern hinzu:

„Sobald mich einmal die Lust ankommt, es zurückzuverlangen, brauche ich nur ein Zeichen zu geben ... Wenn ich ihm ein Wörtchen schreibe, kann ich zwei oder drei Tage später in die Stadt gehn und alles, was ich brauche, abheben.“

Dies war also nicht weniger schwierig als das andere, und man konnte sich nicht von vornherein an diese Sache klammern.

Der Bursche wollte offensichtlich nichts aus der Hand geben, bevor er die Heirat gesichert wußte. Und das mochte bei Evelines Starrköpfigkeit noch reichlich lange dauern. So lief Mazureau Gefahr, am Tage des öffentlichen Verkaufs ohnmächtig dazustehen.

Bei diesem Gedanken schüttelte ihn die Wut. Mit einem Fußtritt schleuderte er die Kieselsteine auseinander. Dann machte er sich wieder auf den Weg.

Eveline und Honoré Mann und Frau? Ach, warum nicht? Es war wünschenswert, daß es so kommen würde, und es würde auch eines Tages so kommen, obwohl dieser Sämmerring sich derart anmaßend benahm. Aber wichtiger als alles andere war nun einmal, das Geld sogleich zu bekommen. Mazureau hieb seinen Stock auf den Boden. Er war entschlossen, endlich einen Strich unter dieses ewige nutzlose Geplänkel zu ziehen und dem Burschen das nötige Tempo beizubringen.

Am dem Tage, da dies geschah, war Honoré nicht nach Hof Marnière gekommen. Mazureau ging also nach dem Großen Hof hinüber, um ihn dort aufzusuchen. Als er an das Gartentor kam, stieß er es so selbstverständlich auf wie ein Mann, der seinen eigenen Grund und Boden betritt.

Honoré stand mit Onkel Julius im Garten und arbeitete. Er kam sofort zu Mazureau herüber, führte ihn höflich ins Haus und setzte ihm ein Glas Wein vor.

Mazureau begann sogleich:

„Ich bin wegen der Sache zu dir gekommen, die mich beschäftigt, und ich muß sagen: ernsthaft beschäftigt.“

Honoré, dessen Gedanken nicht den gleichen Weg gingen wie die seinen, fragte unruhig:

„Eveline ist also wieder kränker geworden?“

Mazureau zuckte die Achseln:

„Ach, Eveline geht es jetzt wieder gut; ihr Kummer ist im Schwinden, und ihre Gedanken werden wieder vernünftig.“

„Nein, so rasch schwindet ihr Kummer nicht!“ versetzte Honoré.

„Das ist deine Schuld, mein Freund, nicht die meine!“

Honoré errötete. Um seine Verwirrung zu verbergen, hob er sein Glas vor das Gesicht.

„Auf Euer Wohl, Mazureau.“

„Ja, danke; und auch auf deines!“ erwiderte jener, doch der Ausdruck seines Gesichts wurde dabei nicht milder.

„Ich komme grad vom Markt“, begann er von neuem. „Sicot hat seine Ochsen für achttausend Franken verkauft!“

Honoré wollte seinen Worten nicht glauben. Mazureau schlug die Faust auf den Tisch, wie er sie am liebsten Sicot ins Gesicht geschlagen hätte.

„Achttausend Franken! sage ich dir . . . Und wie hat der Kerl sich aufgeblasen. So hat er sich in die Brust geworfen und gesagt, er wolle mit dem Geld zehn Morgen Land hier drüben bei uns kaufen.“

„Laßt Euch dadurch nur nicht beunruhigen!“ erwiderte Honoré.

Mazureau aber streckte den Arm aus und wies mit dem Zeigefinger vor sich hin.

„Zunächst einmal wirfst du, wenn der Pachtvertrag abgelaufen ist, pro Morgen fünfzehn Franken mehr von ihm verlangen.“

„Einverstanden!“ gab Honoré zurück.

„Und dann, wenn er dir Vorhaltungen machen sollte...“

Mazureau tat, als fegte er mit der Hand etwas vom Tisch herunter.

„Esst! . . . Es sind noch andere da, die deine Äcker gern pachten würden.“

„Gewiß; übrigens will ich alle Pachten in die Höhe setzen.“

„Dein gutes Recht . . . Ich will jetzt etwas anderes von dir. Du hast mir einmal siebentausend Franken angeboten, wenn ich kaufen wolle. Gut, der Augenblick, sie mir zu geben, ist gekommen.“

Der andere jedoch lehnte sich gemächlich auf seinem Stuhl zurück und sagte:

„Das hat absolut keine Eile. Der Verkauf ist erst auf den Herbst angekündigt, wir haben genug Zeit vor uns. Wenn es soweit ist und Ihr braucht die siebentausend, so werdet Ihr die siebentausend bekommen, und wenn Ihr acht- oder zehntausend braucht, so werdet Ihr sie auch bekommen . . . Außerdem muß man ja nicht gleich am selben Tag bezahlen, das wißt Ihr wohl . . . Ich sage Euch noch einmal, daß Ihr nichts zu fürchten braucht, weder von Sicot, noch von den andern.“

Mazureau machte eine Bewegung, um die Ungeduld zu verbergen, die ihn in steigendem Maße ergriff.

„Nein“, sagte er dann, „ich brauche das Geld gleich jetzt. Ich würde dir deine Zinsen genau so gut bezahlen wie der Notar, du würdest nichts verlieren.“

Honoré gab mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er über eine solche Lappalie erhaben sei.

„Ich möchte nämlich gern Vieh kaufen“, erklärte Mazureau; „ich habe so viel Futter und weiß nicht, was ich damit anfangen soll . . . Und grade jetzt, wo die Preise bis in ein paar Monaten sehr ansteigen werden, kann man Tausende verdienen.“

Das war etwas ganz Neues. Honoré war jedoch nicht dumm.

„So, kaufen wollt Ihr“, sagte er, „und dazu noch für soviel Geld . . . Wenn die Preise nicht oben bleiben, ist Euer Geld hin. Ich meine, es wäre besser, wenn Ihr, statt zu spekulieren, ruhig die Dinge abwarten und Euch nicht beunruhigen würdet.“

Mazureau stand auf und sagte:

„Ich merke schon, daß du mir den Gefallen, um den ich dich bitte, nicht tun willst.“

Darauf beeilte der andere sich, ausführliche Erklärungen vom Stapel zu lassen. Gewiß, er konnte sein Geld sofort abheben, aber er fürchtete, daß der Notar nicht sehr erfreut darob sein würde. Und dann mußte man, um diese Dinge zu erledigen, selbst in die Stadt fahren. Er hatte sich erst jetzt, kurz aufeinander, zwei Vollmachten geben lassen . . . und so wagte er nicht, vor Ablauf einer gewissen Zeit, um eine dritte einzukommen.

„Und wenn ich ohne ordentliche Erlaubnis von hier weggehe, werden mich bestimmt so zwei nette Schutzleute anhalten, die Hand an die Mühe legen und lächelnd zu mir sagen: ‚Bitt’ schön, Herr Reklamierter, hier geht’s zur Front!‘“

Mazureau sah ihn von oben her an, und eine bittere Falte grub sich um seinen Mund.

„Also, aus alledem geht hervor“, wiederholte er sodann, „daß du mir kein Geld vorschießen willst. Du hast zwar viele Taler, Honoré, aber noch viel mehr schlechte Ausreden. Die Freundschaft zwischen uns beiden wird dadurch nicht gerade größer werden!“

Honoré widersprach nochmals und betonte seine guten Absichten. Er griff nach der Flasche, um die Gläser zu füllen, doch Mazureau schob das seine zurück und ging ohne ein weiteres Wort davon.

Er kam gerade in dem Augenblick — es war inzwischen vier Uhr geworden — nach Hause, als auch Eveline und Bernhard vom Felde heimkamen, um zu essen. Eveline jedoch stellte nur zwei Teller auf den Tisch und aß selbst nicht.

Bernhard bemerkte:

„Bei dir brauchst's aber auch nicht viel, bis du krank wirst.“

Nun erst sah Mazureau seine Tochter an. Er stellte fest, daß sie blaß war und einen unruhigen Blick hatte.

„Was ist denn?“ fragte er.

„Es kommt von der Hitze“, sagte sie. „Ich hatte meinen Strohhut nicht mit, und da bin ich von der Sonnenhitze ohnmächtig geworden. Aber du brauchst dich nicht zu ängstigen; es ist nichts.“

Mazureau kam ihr Unwohlsein im Gegenteil gerade recht.

„Du schaffst zu viel“, sagte er; „man meint grade, du willst so viel schaffen wie ein Mann . . . Warum ruhst du dich nicht aus, wenn du fühlst, daß du müde wirst?“

Nach kurzem Besinnen setzte er hinzu:

„Von jetzt ab muß jeden Tag das Vieh auf die Weide geführt werden. Und zwar wirst du es hüten, Eveline . . . Bernhard ist jetzt kein kleiner Ruhhirt mehr; er ist stark genug, Männerarbeit zu leisten.“

Bernhard erlaubte sich zu bemerken:

„Ach, das Vieh würde schon von allein auf der Weide bleiben. Wir brauchten nur das Tor des großen Zaunes zu schließen, den wir gezimmert haben . . . dann könnte Tante Eveline mit uns arbeiten.“

Hierauf erklärte Mazureau:

„Aber ich will nicht, daß sie mit uns arbeitet.“ Eveline, die unter der Hitze anscheinend sehr gelitten hatte, trat in den kühlen, schattigen Garten hinaus.

Bernhard aber sagte zu dem Großvater:

„Wenn Tante nicht mehr mit aufs Feld arbeiten geht, dann weiß ich einen, der sich nicht darüber freut.“

„Das hoffe ich!“ erwiderte Mazureau.

Danach erzählte er Bernhard die Geschichte von Sicots Ochsen, von seinem Besuch auf dem Großen Hof, von Honorés Versuch, die Herausgabe des Geldes zu verweigern, und von seinem Plan, den Burschen mürbe zu machen und ihm die Zügel straffer zu ziehen. Bernhard nickte zu seinen Worten fröhlich mit dem Kopf und gab so seine Zustimmung zu verstehen. Mazureau sprach leise zu ihm, wie zu einem Bundesgenossen.

„Ach so, du bist für die Feldarbeit reklamiert? . . . Na schön, so arbeite nur, mein Lieber! Arbeite, und hüte dich, die Ohren zu spizen und hinter dich zu blicken! . . . Dein dummes Geschwätz hebe dir nur für ein andermal auf, hier bei uns hört dir doch kein Mensch zu.“

Bernhard fing an zu lachen und stieß mit der geballten Faust in die Luft.

„Warte nur, wenn ich hinter ihm bin“, sagte er, „dann kriegt er es aber gehörig!“

„Vor allem darf man ihn keine Minute allein lassen“, versetzte Mazureau.

Der Knabe verstand sehr wohl, was der Großvater sagen wollte.

„Oh, wenn es ihm einfällt, einen Spaziergang nach unserer Weide zu machen, dann heße ich den Hund auf ihn.“

Seine Stimme schwoll an und wurde scharf. Honoré schonen, das bedeutete nur eine Qual für ihn. Wahrlich, er hätte viel darum gegeben, wenn er seinen Hund auf den reichen Honoré hätte heßen können, mit dem er später noch die von den Vätern ererbten Äcker würde teilen müssen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er ihn sich hätte zu Dank verpflichten, ihn hätte gar schmähen und beleidigen können. Die Eifersucht fraß an ihm wie ein kleines, wildes Tier.

Plötzlich wandte er sich auf seiner Bank dem Großvater zu und sagte:

„Ja, aber das ist nicht alles; wieviel hast du denn für dein Kalb bekommen?“

„Acht Hundert Franken!“ sagte Mazureau triumphierend.

Bernhard hieb auf den Tisch.

„Acht Hundert Franken? Herrgott nochmal! Ich hatte gedacht ... Da hast du dich wieder schön betrügen lassen!“

Der Großvater riß die Augen weit auf:

„Ich glaube, du machst Wize!“

Aber nein! Bernhard stand der Sinn nicht nach Wizen! Er hob die Arme und ließ sie dann entmutigt wieder herabfallen.

„Es ist schon ein Unglück!“ sagte er; „dich warnt man auch vergebens . . . Du hörst nie auf das, was man dir sagt!“

Der Großvater machte sich schon kaum mehr die Mühe, sich zu verteidigen.

„Ich hatte gedacht, das wäre der Kurs . . . Wir hatten doch vorher gerechnet; aber es machte keine acht-hundert Franken!“

Bernhard fuhr mit überlegener Gebärde über den Tisch, wie um all diese armseligen Einwände hinunter-zufegen.

„Ich hatte dir doch gesagt, du solltest vorsichtig sein, denn die Preise steigen . . . Achtehundert Franken, das ist der vorgestrige Kurs . . . Aber heute! Ach, du lieber Gott! Da sind wir ein bißchen drüber hinaus! . . . Ich muß wirklich lachen, wenn du mir erzählst, du hättest zum Kurs verkauft!“

Er stand auf und griff nach einer Zeitung, die auf dem Fensterbrett lag, faltete sie vor den Augen des Großvaters auseinander, schlug mit der offenen Hand auf das Papier und sagte dazu:

„Hier stehn die letzten Kurse! Kälber: erste Qualität . . . von 0,45 Franken auf 0,48 Franken gestiegen . . . Man muß doch kein Hexer sein, um das zu verstehen! Rechne dir also aus, was wir verlieren!“

Mazureau runzelte vor Anstrengung die Stirn und begann:

„Nun ja, das ist nicht schwer! Also, fünfundvierzig Centimes . . . viereinhalb Sous das Pfund . . . zwanzig Pfund zu vier Sous, das macht zunächst mal vier Franken . . . und dann noch ein halber Sou dazu . . . nein, das ist nicht schwer . . . so warte doch einen Augenblick!“

Bernhard zuckte die Achseln und sagte:

„Wenn es dir nach ginge, würden wir morgen früh noch daran herumrechnen . . . Ich habe es schon für mich allein ausgerechnet!“

Dabei wies er auf eine Reihe von Zahlen, die mit Bleistift an den Rand des Zeitungsblattes gekritzelt waren.

„Du kannst es natürlich ohne deine Brille nicht sehen, aber es ist schon richtig, das darfst du mir glauben! Du hättest das Kalb für mindestens achthundertfünfundsechzig Franken verkaufen müssen! . . . Aber so seid ihr: man bietet euch einen Preis, und ihr gebt die Ware sofort dafür her! . . .“

Mazureau hörte ihm bescheiden zu. Trotz des von Bernhard festgestellten Verlustes war er keineswegs böse darüber, daß die Lektion ihm von dieser Seite kam. Denn er sagte sich, daß seine erzieherischen Bemühungen bei diesem Knaben nicht vergeblich bleiben würden. Und wenn er einmal die Augen zutut, so befand sich die Ehre der Mazureaus in festen Händen.

Eine tiefe Freude bewegte das Herz des Alten, da er das heiße Blut der starken Rasse in dem Knaben wiedererkannte und endlich unter den Seinen den Sproß des guten Geschlechts entdeckte, der aufrecht und gerade emporsprossen würde, um als stämmiger Baum über den ganzen Wald hinauszuragen.

Er legte seine Hand auf Bernhards Schulter und sprach, halb scherzend, halb im Ernst, aber mit leuchtenden Augen:

„Jetzt kannst du schon mehr als ich. Ich muß dich wohl von nun an immer mitnehmen, wenn ich auf den Markt gehe, um zu verkaufen.“

IV

Als Honoré am darauffolgenden Tag um die Mittagszeit nach Hof Marnière kam, bemerkte er Eveline, die gerade davonging, und er sah, daß sie das Vieh auf die Weide trieb.

Der Tisch war gedeckt wie immer; Mazureau und Bernhard saßen schon auf ihren Plätzen und aßen. Sie hoben bei seinem Eintritt kaum den Kopf, und Mazureau bemerkte als Antwort auf seinen Gruß:

„Man kann nicht behaupten, daß du heute zeitig bist!“

Honoré fühlte wohl den Vorwurf in seinen Worten, erwiderte jedoch nichts. Seine blinde Liebe hatte es mit sich gebracht, daß er sich allmählich auch den barschen Worten des andern beugte, er, der Reiche, der eigentlich hätte befehlen können. Er setzte sich also den beiden gegenüber an den Tisch und begann schweigend zu essen. Von Zeit zu Zeit hob er die Augen nach dem Fenster, denn er glaubte, Eveline käme bald wieder zurück. Sie kam indessen nicht.

Plötzlich stand Mazureau auf. Er befahl Bernhard, die verschiedenen Türen des Hauses zu schließen.

„Wenn du das getan hast“, sagte er, „bringst du der Tante die Schlüssel hin, und dann kommst du zu uns

nach der Saumerie herüber; Honoré und ich gehen jetzt gleich hin . . . Du, Honoré, kannst den Krug hier nehmen . . . denn es gibt auf der Ebene nicht viel Wasser!“

Honoré nahm den Krug zur Hand und schritt hinter Mazureau drein. Hinter dem großen, alten Bauern, der wortlos vor ihm herging, nahm er sich aus wie ein gewöhnlicher, kleiner Knecht.

Die Luzerne auf dem Acker bei der Saumerie war bereits gemäht. Man mußte sich wegen des drohenden Gewitters eilen, die Frucht zu bergen, damit sie so rasch wie möglich eingefahren werden konnte.

Mazureau holte die vordersten Haufen mit dem Rechen zu sich heran. Bernhard kam alsbald ebenfalls herbei und stellte sich hinter Honoré. Heute also schaffte er sich Arbeit auf Mazureaus Wiese!

„Wir müssen uns beeilen“, sagte der Alte, „dort am Horizont sieht's böse aus!“

Bernhard erwiderte sogleich:

„Los, Honoré, Ihr macht nicht rasch genug! Hinter Euch kann's einem langweilig werden!“

Von Zeit zu Zeit blieb sein Rechen an Honorés Abfäßen hängen.

Sie wendeten die Frucht und schoben sie dann rasch und doch sorgfältig, um die kleinen, trockenen Blätter nicht abzubrechen, in großen Haufen zusammen.

Honoré war behender als der Alte und geschickter als der Junge; so wußte er seinen Platz wohl zu behaupten. Dennoch wurde ihm sehr heiß, und da er schwach auf der Brust war, fing er an, heftig zu schnaufen.

Er war daher froh, als Mazureau ihn fragte, wieviel Uhr es sei.

„Nicht weit bis Mittag“, gab er zurück, log aber dabei ein wenig.

Dann schob er noch den Haufen, den er gerade aufgesetzt hatte, zurecht und schickte sich an, davonzugehen. Mazureau jedoch befahl:

„Bernhard! Geh, hol das Essen!“

Der Kleine nahm in jede Hand einen seiner Holzschuhe und lief in scharfem Trab davon. Sie fuhren unterdes mit ihrer Arbeit fort.

Sie aßen im prallen Sonnenschein; es war durchaus nicht angenehm. Honoré trank das lauwarme Wasser aus dem Krug, ohne besonderen Geschmack daran zu finden. Als sie mit dem Essen fertig waren, zog Mazureau seine Schnupftabaksdose hervor und entnahm ihr eine Fingerspitze des rötlichen Staubes.

Als Honoré, der gewöhnlich nicht schnupfte, das sah, zog auch er eine Schnupftabaksdose hervor. Er hatte sie mit Tabak füllen lassen, um dem Alten damit schmeicheln zu können.

„Hier, ich habe frischen da“, sagte er . . . „Wenn Ihr einmal davon versuchen wollt . . .“

Damit hielt er Mazureau sehr liebenswürdig die geöffnete Schnupftabaksdose hin. Der andere ward rot und schielte mit zitternden Nasenflügeln nach dem Tabak. Er streckte jedoch die Hand nicht aus, sondern wandte den Kopf ab und sagte nur:

„Du hast Glück, daß du welchen bekommen hast . . . ich versuche es schon gar nicht mehr!“

Honoré tat so, als nähme er eine Prise Tabak und schnupfte sodann verteufelt lange, erst den Kopf auf die eine Seite geneigt, dann auf die andere.

„Es ist nicht recht, daß Ihr keinen nehmt“, sagte er endlich, „. . . er ist gut . . . die Schnupftabakdose gehört meinem Onkel, er hat lange Zeit Rosenblätter darin gehabt.“

Mazureau seufzte:

„Ich gewöhne mich mit der Zeit an das Staubzeug; ich möchte lieber keinen andern dazwischennehmen.“

Er langte sich eine kräftige Prise aus seiner gepfefferten Mischung und schnupfte derart heftig, daß er den Schlucken bekam und speien mußte.

Hieran erkannte Honoré genau, mehr als an jedem andern Zeichen, daß Mazureau sich ernstlich geärgert hatte.

Heute hielten sie keine Mittagsrast, sondern machten sich sogleich wieder mit allen Kräften ans Werk. Honoré wandte häufig den Kopf nach Fougeray hinüber; einmal sagte er:

„Wenn Eveline auf den guten Gedanken käme, uns einen Krug frischen Wassers zu bringen, so wäre sie uns sehr willkommen . . .“

Die andern beiden gaben keinerlei Antwort, doch Honoré sah zufällig, wie über Bernhards Lippen ein stummes Lächeln huschte. Eveline kam nicht, und so verzehrten sie, als es vier Uhr geworden war, den Rest ihres Mittagmahles.

Danach mußten sie, weil das Gewitter immer mehr drohte, Schober bauen. Gegen Abend ging Mazureau davon, um das Vieh zu versorgen. Honoré und Bernhard blieben auf der Ebene zurück. Sie arbeiteten, ohne ein Wort dabei zu sprechen, bis in die tiefe Nacht hinein.

Gerade als der letzte Schober fertig geworden war, brach das Gewitter über ihnen los. Sie liefen, von Schweiß und Regenwasser überströmt, nach Hause. Da Honoré für seine Brust fürchtete, ging er nicht mit zum Abendbrot nach Hof Marnière, sondern eilte geradeswegs nach dem Großen Hof hinüber, wo er sich alsbald völlig erschöpft zu Bett legte.

Am nächsten Morgen hatte er etwas Fieber und hustete. Die alte Magd erteilte ihm strengen Hausarrest. Da sie von den Obliegenheiten eines ‚Reklamierten‘ ebensowenig wußte wie von den andern Neuerungen, die der Krieg mit sich gebracht hatte, erklärte sie ihm hundertmal, dieser sonderbare Wahnsinn, bei den andern arbeiten zu gehen, könne nur die geistige Ausgeburt eines Dummkopfes oder gar eines Narren sein.

Onkel Julius, der sie über diesen wichtigen Dingen völlig links liegen ließ, strich, auf der Suche nach einem hübschen Streit, um sie herum. Um Gegenwind zu bekommen, stellte er sich neben dem Neffen auf und schleuderte ihr von dieser Position aus seine Meinung zu. Die Alte aber wies ihn sofort wieder auf seinen Platz, indem sie sagte:

„Ihr wart nicht einmal so dumm, als Ihr so jung wart!“

Der Onkel verlor seine ganze Haltung und schlich davon, ein alter, ein bejammernswerter alter Mann. Honoré empfand Mitleid mit ihm und rief ihn zurück, um ihm die mit frischem Tabak gefüllte Schnupftabakdose zu geben. Daraufhin vergaß der Onkel alles andere. Er überließ die beiden ihrem schlimmen Geschick und ging die Dorfstraße hinab, die Schnupf-

tabaksdose in der Hand und mit wohligh bebenden Nasenflügeln. Er mußte seine Freude von Tür zu Tür tragen.

Honoré aber befand sich nach diesem einen, traurigen Ruhetag wieder wohlauf, und ging, obwohl er noch etwas schwach auf den Beinen war, schon am Morgen des darauffolgenden Tages wieder nach Hof Marnière. Es gelang ihm jedoch nicht, mit Eveline zu reden; er sah sie nur einen Augenblick während des Abendbrotes.

Nun begriff er sehr wohl, was Mazureau sich neuerdings ausgedacht hatte. Als guter Spieler gab er indessen nichts gleich verloren. Zudem sagte er sich, daß dieser Zustand nicht lange währen könne.

Und doch sollte er nahezu drei Wochen andauern.

Jeden Abend, wenn er sich, von der Arbeit und dem bissigen Empfang, der ihm auf Hof Marnière zuteil wurde, schmerzlich ermüdet zu Bett legte, gab er sich selbst hohe Versprechungen.

„Aber jetzt, Himmelherrgott, ist es aus! Wenn die mich nochmal haben sollen, muß es ein bißchen weniger heiß zugehn als jetzt.“

Und am Tage darauf, schon am frühen Morgen, führte ihn seine Liebestollheit von neuem nach Hof Marnière; es ging noch immer heiß genug zu auf den Äckern von Brûlons, wo die beiden zähen Bauern ihm auf den Fersen waren!

Eines schönen Tages kam ein Vetter von Mazureau auf Urlaub. Mazureau empfing ihn sehr herzlich, bat ihn zu Tisch und hieß ihn sogar auf Hof

Marnière schlafen. Dieser Vetter war ein schöner Mann, ein tüchtiger Arbeiter und von angenehmem Umgang. Mazureau rühmte seine Fähigkeiten vor Honoré und meinte, daß der Hof, auf dem der Bursche nach dem Krieg als Schwiegersohn seinen Einzug halten würde, auf dem besten Wege sei, reich zu werden.

Honoré gab den Streich damit zurück, daß er eines schönen Abends der Base in Montverger seinen Besuch machte. Dann kam er geschickt auf sie zu sprechen, rühmte den Reichtum der Hoferin, ihre stets gute Laune und ihren Lebenswandel, über den noch nie ein Mensch etwas zu sagen gewußt habe.

Alle diese Winkelzüge brachten jedoch keine Änderung. Honoré hatte zunächst gedacht, Eveline wenigstens sonntags zu treffen; er glaubte, nur am Bach entlang bis nach Mazureaus Wiese gehen oder nach Brülons bis zu einer der dort liegenden Weiden hinaufsteigen zu müssen, um diesen Wunsch zu verwirklichen.

Das erstmal, als er diese Wanderung unternahm, traf er die Hirtin indessen nicht an. Doch als er sich dem Tor in dem riesigen Zaun, der um die Wiese lief, näherte, wäre ihm beinahe der Hund an die Gurgel gesprungen. Bernhard stand lächelnd vor ihm.

„Dein Rötter ist wohl toll geworden“, sagte Honoré; „sieht mich jeden Tag und kennt mich nicht einmal wieder!“

Bernhard rief das Tier zu sich und sagte zärtlich zu ihm:

„Schön so, Lambert, schön so!“

Der Hund legte sich knurrend zwischen seine Knie.

„Oh, der kennt seine Freunde schon“, sagte Bernhard.

Honoré kehrte enttäuscht in der Richtung, aus der er gekommen war, zurück. Hinter ihm drein sprang der Hund, und Honoré glaubte in den Pausen zwischen seinem Gebell die gedämpfte Stimme des jungen Hirten zu vernehmen:

„Faß ihn, Lambert, faß ihn!“

Am zweiten Sonntag aber sah Honoré, wie Eveline das Vieh nach Brülons trieb. Diesmal dachte er bestimmt, mit ihr reden zu können und lief wie ein verliebter junger Bursche hinter ihr drein. Als er droben ankam, saß Bernhard neben der Tante.

Nun begann die Wut an Honoré zu fressen. Er versuchte wohl, ihr noch einige Tage zu widerstehen, da aber Mazureaus Wille in keiner Weise wankte, mußte Honoré sich besiegt geben.

Also sagte er eines Abends, bevor er nach Hause ging:

„Ich habe Gelegenheit, meinem Notar zu schreiben . . . Legt Ihr noch immer Wert darauf, Euer Geld sofort zu bekommen?“

Mazureau gab nur zurück:

„Meine Absicht hat sich nicht geändert.“

„So will ich denn tun, was Ihr wünscht“, sagte Honoré.

Drei Tage später wies er die Antwort des Notars vor. Das Geld war verfügbar, aber . . .

Mazureau runzelte die Stirn.

„Aber man bittet mich um eine Frist von zwei bis drei Wochen, wenn es mir möglich ist, sie zu gewähren . . . Da der Notar ein Freund meiner Eltern war, wäre es mir ärgerlich, ihm diese kleine Bitte abschlagen zu müssen . . . Was meint Ihr dazu, Mazureau?“

Dieser schwankte einen Augenblick hin und her, dann machte er eine großzügige Bewegung mit der Hand und sagte:

„Ja, wir können noch ein paar Tage warten.“

Darauf zog er seine Schnupftabaksdose hervor und nahm eine Prife von dem schlechten Tabakstaub heraus, verfestete aber, bevor er schnupfte:

„Du hast nicht zufällig noch etwas frischen Tabak?“

Honoré holte hastig seine wohlgefüllte Schnupftabaksdose aus der Tasche und sagte, indem er sie Mazureau hinhielt:

„Bitte, bedient Euch!“

Mazureau ließ den Staub zwischen seinen Fingern los, wischte die Fingerspitzen an der Hose ab und nahm eine gewaltige Prife aus Honorés Dose. Dann schob er die Lippen nach vorn, hob das Kinn hoch empor und sog die Luft lange und gierig ein.

Mazureau erwies sich als ernsthafter Bundesgenosse und trieb wirklich ehrliches Spiel.

Nun er sicher war, das Geld zu bekommen und sein Ziel zu erreichen, ließ er es an nichts fehlen, um Honoré nützlich zu sein. Er vermied es lediglich, Eveline gegenüber allzu rasch zu handeln. Es war nicht mehr wichtig, ihre Einwilligung zu beschleunigen.

Mazureau zog sich also zurück und überließ Honoré das ganze Feld, so weit dieser es für seine Sache nötig hatte.

Honoré strahlte, denn die neue Weise, mit der man ihn auf Hof Marnière empfing, ließ sein Herz nur noch fröhlich sein.

Zu Ende waren also die langen Tage der zähen Arbeit! Zu Ende die Tage, an denen es keine Mittagskraft, sondern nur eine verdrießliche und rasche Mahlzeit gab! Man arbeitete auch jetzt, gewiß! Aber da man für die Jahreszeit schon mit der Arbeit voraus war, nahm man sich nun die nötige Zeit zur Ruhe. Alle Mahlzeiten wurden daheim eingenommen, und wenn Honoré sein Glas hinhielt, war Eveline stets da, um ihm von dem klaren Tresterwein einzuschchenken, der frisch ist wie eine beim Morgentau gebrochene Frucht.

Er dankte ihr jedesmal und erhob sein Glas gegen alle, um mit hochtönend schönen Worten auf ihre Gesundheit zu trinken; Mazureau konnte sich des Lachens nicht erwehren.

Auch Bernhard lachte bisweilen, doch sein Lachen war gezwungen und hatte einen falschen Klang. Er legte die Waffen nicht nieder. Sich mit dem feinen Herrn', wie er Honoré nannte, zu reiben, wäre ihm ein willkommenes Vergnügen gewesen, dem er gern ewige Dauer gewünscht hätte. Es entschlüpfen ihm auch jetzt noch recht bössartige Bemerkungen, doch der Großvater wußte ihn immer mit drohender Miene sogleich zum Schweigen zu bringen. Er stand als erster vom Tisch auf und ging pfeifend mit dem knurrenden Hund davon.

Dann saß Mazureau am Tisch und wußte nicht, ob er mit Honoré reden sollte. Dieser suchte Eveline auf alle erdentliche Weise zu unterhalten; manchmal warf auch sie ein paar Worte dazwischen, aber sie blieb dabei immer traurig und nachdenklich.

Honoré las die Zeitung; er besaß einige Bildung und konnte Neuigkeiten auf angenehme Art erzählen. Mazureau versuchte, ihm auf gleiche Art zu antworten. Oft zwinkerte er dabei mit den Augen und meinte:

„Wer dir etwas erzählen will, muß früh aufstehn!“

Wenn sie dagegen draußen auf der Ebene waren und auf dem Feld schafften, wurde Mazureau lebhaft.

Dann stand er vor der sehnlich begehrten Parzelle und entwarf seine Pläne.

Die Parzelle bestand aus drei Feldern, nämlich: einem Runkelrübenfeld, das an die Landstraße stieß, einem alten, von Moos überwucherten Luzerneacker und schließlich einem schmalen Brachfeld, dessen spitz zulaufendes Ende an den Familienfriedhof stieß. Wenn er so stand und schaute, sagte Mazureau wohl:

„Es ist ein Jammer, wenn man sehen muß, wie das Land von Leuten bewirtschaftet wird, die nichts davon verstehn! Wenn es mein wäre, würde ich einen einzigen großen Acker daraus machen. Mit meinem Haferfeld da drüben hätte ich in einem Stück das schönste Land hier in der ganzen Gegend. Früher, zur Zeit meiner Vorfahren, da gehörte das alles zusammen, sage ich dir, alles zusammen!“

„Ihr werdet es wieder zusammenkriegen, Mazureau!“

„Ich? Ja, wenn ich das erreiche, was ich vorhabe, dann schneide ich das alles von oben bis unten ab . . . so schneide ich es ab, schau her!“

Seine Hand, die immer etwas nervös zitterte, wies auf die zu seinen Füßen ausgestreckt liegenden Acker, und seine Gebärde raffte etwas allzu heftig und barsch all die künftigen, frisch umgepflügten Felder zusammen, bis

zur Landstraße und sogar noch darüber hinaus, über die ganze, große und unter der blauschimmernden Luft liegende Ebene bis zu der halbkreisförmigen Linie des walddreichen Horizontes.

Es geschah jetzt oft, daß er über die Felder seines Nachbarn schritt, hier im Vorübergehen einen Wegerichstengel ausriß und dort mit der Spitze des Stiefels ein Fleckchen Moos wegkräste. Wenn er über das umgepflügte Stück der Parzelle ging, zertrat er die Erdklumpen mit dem Absatz. Bisweilen bückte er sich dann und nahm ein wenig Erde mit den Fingern auf, um es zwischen Daumen und Zeigefinger zu zerreiben, so wie man etwa eine Ahre in der Hand zerreibt, damit das Korn herausfällt; dann ließ er den feinen Staub zwischen den Fingern hindurchrieseln.

„Das ist wie Seide“, sagte er in solchen Augenblicken zu Honoré.

Der andere bestätigte sein Lob mit überschwenglichen Worten. Bedächtig und ohne jede Eile gingen sie dann nach dem Dorf zurück. Von Zeit zu Zeit blieben sie, die Hände auf dem Rücken verschränkt, stehen, um die wichtigen Punkte ihrer Unterhaltung mit besonderem Nachdruck zu erörtern.

Honoré hatte einen Better in der Stadt, der ein Zigarrengeschäft besaß, und so konnte er sich im Überfluß mit Tabak eindecken. Onkel Julius versorgte er mit weise zugemessenen Rationen, aber wenn es um Mazureau ging, war seine Schnupftabakdose immer gefüllt. Dieser schnupfte die schönsten Prisen, und seine Augen glänzten vor Stolz und Zufriedenheit.

So oft sie an Sicots Hof bei La Baillargère vorüberkamen, lachte Mazureau schallend auf. Eines Tages fragte er Honoré:

„Bist du eigentlich mit dem schon wegen des neuen Pachtpreises einig?“

Der andere zögerte einen Augenblick, dann erwiderte er:

„Ich habe es ihm noch nicht genau gesagt . . . Ich habe ihn nur, wie die andern, wissen lassen, daß ich beabsichtige, die Pacht für alle meine Äcker zu erhöhen.“

„Ja, erhöhe sie nur!“ versuchte Mazureau ihn zu unterstützen; „das ist nur gerecht! Erhöhe sie alle! Ich bin nämlich der Ansicht, daß diese Burschen, die anderer Leute Land bewirtschaften, sich ein bißchen zu viel herausnehmen . . . Der Sicot meint am Ende noch, er könnte mehr werden als du! Du hättest ihn nur neulich auf dem Markt hören müssen . . . Ich kaufe dies, ich kaufe das!“ Dabei hat der Tropf nicht zwanzig Morgen eigenes Land, weder gewöhnliche Wiesen, noch Weinberge, noch einen Familienfriedhof oder sonst etwas . . .“

Er nahm eine Prise und warf in verächtlichem Ton hin:

„Nur ein Pächter!“

„Nächster Tage will ich meinen Preis machen“, sagte Honoré, „die Pacht ist bald abgelaufen.“

Mazureau ermunterte ihn, nachdrücklicher als je:

„Ja, und wenn er einen Rückzieher macht, so laß dich ja nicht aufs Feilschen ein! Du kannst dein Land hundertmal für eins verpachten . . . und wenn er so viele Äcker hat, wie er immer sagt, nun gut, soll er sie doch

bebauen! Wenn er ja nicht grade Brälons kaufen wollte, würde ich zu dir sprechen: mir kommt es nicht zu, gegen die Kleinen loszugehn . . . Und doch meine ich, daß ein jeder an seinem Platz bleiben soll!"

Er machte eine Bewegung mit den Händen, als zöge er eine Schlinge zu:

"Zieh zu, Honoré, zieh zu!"

Dieser aber erwiderte:

"Ihr könnt ganz ruhig sein, ich werde es schon richtig machen . . . Wenn der meint, er kann vor uns hergaloppieren, so will ich ihm schon wieder die rechte Gangart beibringen."

Mazureau leuchte wie ein Ringkämpfer, dem es endlich gelungen ist, seinem Gegner das Knie auf die Brust zu setzen. Um jedoch Honoré deutlich zu zeigen, wie sehr er seinen Beistand schätzte, und auch, um nicht allzusehr hinter ihm zurückzubleiben, sagte er:

"Es ist noch gut zwei Stunden Tag, und ich kann dich hier schon entbehren. Wenn du magst, kannst du also zu meiner Wiese hinterm Dorf gehen . . . Eveline muß jetzt dort sein . . . Wenn du willst, kannst du eine Lücke im Zaun ausbessern, und dann kannst du Eveline das Vieh heimtreiben helfen."

Solcherlei Befehle begriff Honoré sofort. Er zog seine Hose, die ihm über die Hüften hinabgeglitten war, empor, schnürte seinen Gürtel wieder fest, rückte seinen Hut zurecht und schlenderte dann, leichtfüßig und plötzlich aller Müdigkeit bar, nach Mazureaus Wiese davon. Eveline hörte schon von fern das Stampfen seiner Schritte, die mit einemmal wie die eines mutwilligen jungen Burschen waren, auf der steinigcn Straße, und

da kam er auch schon, einen blühenden Zweig zwischen den Zähnen, herbeigestürzt und pflanzte sich vor ihr auf.

„Euer Vater hat mich hergeschickt“, sagte er, „ich soll den Zaun wieder aufrichten, den das Vieh niedergedrannt hat. Ich finde das sehr nett von Euerm Vieh“, setzte er lächelnd hinzu, „und ich freue mich wirklich, daß ich den Schaden ausbessern darf, den es angerichtet hat.“

Sie sah ihn mit den fragenden Augen eines Menschen an, der nicht versteht, was man ihm sagt.

„Ich hatte gemeint, daß ich mich freue, in Euerer Nähe arbeiten zu dürfen . . .“, versetzte er. „Denn das ist ein Vergnügen, das ich die letzte Zeit über habe entbehren müssen.“

„Nun, so geht schon an Euere Arbeit!“ sagte sie; „es ist da drunten.“

Sie zeigte nach dem andern Ende der Wiese, wo der Fahrweg vorüberlief, nach dem das Vieh ausgebrochen war. Dann machte sie sich wieder an ihren Strickstrumpf, ohne sich weiter um ihn zu kümmern.

Honoré tat so, als bessere er den Schaden aus; er ramnte ein paar Pfähle in den Boden, zog zwei oder drei Stricke zwischen ihnen hin und her und kam dann zu Eveline zurück.

„Ich müßte mindestens eine Hippe und dann auch eine gute Stange haben, um Löcher in den Boden bohren zu können . . .“, sagte er. „Euer Vater schickt mich ohne jedes Werkzeug her; so kann es keine gute Arbeit werden.“

Sie saß hinter der Hecke auf ihrem Klappstühlchen. Jetzt setzte er sich neben sie ins Gras. Sie strickte unermüdetlich an ihrem Strumpf und sah ihn dabei verwundert an.

„Ich störe Euch doch nicht, Eveline?“

„Nein“, sagte sie, „Ihr stört mich gewiß nicht; immerhin wäre es besser, Ihr ginget und holtet Euch das nötige Werkzeug, damit Ihr Euere Arbeit fertig-macht . . .“

Er stellte bei sich fest, daß sie blasser war als gewöhnlich, und daß ihre Nasenflügel sich seltsam scharf im Gesicht abzeichneten. Es schien ihm, als habe sie abermals geweint. Sehr sanft sagte er:

„Ich kenne im Augenblick keine dringendere Aufgabe, als Euch Euerm Kummer zu entreißen. Ich rede nicht aus Eifersucht so, das wißt Ihr wohl; mein Herz empfindet ebensoviel Mitleid wie Liebe für Euch, und ich möchte Euch gern lachen sehn . . . Also lacht einmal, und ich werde vergnügt davongehen.“

„Ich kann nicht“, entgegnete sie seufzend.

„Ich sehe Euch an so oft ich nur kann, Eveline . . . Jeden Morgen, wenn ich zu Euch auf den Hof komme, sehe ich Euch an, und tagsüber, wenn Ihr über den Hof lauft und ins Haus geht, folge ich allen Euern Bewegungen mit einer glücklichen Bewunderung im Herzen . . . Und am Abend, wenn mein Blick ein letztes Mal auf Euch ruht, dann würde ich mir beim Davongehen gern sagen: sie wird besser schlafen als ich, einen tiefen, traumlosen Schlaf . . . Aber wenn schon ich kaum schlafe, so will mir scheinen, daß Ihr überhaupt nicht schlaft.“

Sie gab keine Antwort, und er fuhr mit schmeichelnder Stimme, in der ein verliebter Vorwurf klang, fort:

„Nein, Ihr schlaft gewiß nicht . . . Euere Augen sagen es mir jeden Morgen. Und ich sehe auch, ob ich's

will oder nicht, daß Ihr nicht mehr eßt . . . Ihr leidet, aber Ihr wollt es selbst nicht anders. Habt Ihr Euch am Ende vorgenommen, Euch von uns begraben zu lassen, Eveline?“

Sie ward plötzlich noch bleicher als zuvor, und ihre Augen blieben eine Sekunde auf Honorés Gesicht haften . . . ihre Augen, in deren weiten Pupillen die Angst saß, und die den Augen einer Hindin gleichen, die hinter sich die Treiber nahen fühlt.

Er aber blieb mit sanfter Beharrlichkeit auf dem eingeschlagenen Wege.

„Schließlich leben wir doch, nicht wahr! Euer ewig trauriges Gesicht bekümmert Euere Leute, und nicht zuletzt auch mich.“

Sie blickte ihn abermals an, und diesmal schoß ihr das Blut in die Wangen. Mit rosig glühendem Gesicht erwiderte sie:

„Oh, es ist aber gar nicht recht von Euch, daß Ihr Euch so um meine Gesundheit kümmeret; ich fühle mich sehr wohl.“

Er schüttelte ein paarmal den Kopf, als wolle er sagen: Nein, nein!

Er richtete sich auf den Knien empor und griff nach der Hand, die die Nadel umschlossen hielt.

„Kommt, laßt jetzt Euere Arbeit . . . Wenn Ihr ein gutes Herz im Leibe habt, dann schaut Ihr mich einmal an!“

Sie wollte ihre Hand zurückziehen, doch er hielt sie fest.

„So schaut mich doch nur an! Ihr werdet in meinem Herzen lesen, daß es Euerettwegen in großer Kümmernis ist. Ich erbitte ja nichts . . . nichts für mich . . . Was

ich von Euch will, ist doch nur, daß Ihr Euch etwas Mühe gebt, fröhlich zu sein . . . Aber ich glaube, Ihr widersetzt Euch meinem kleinsten Wunsch. Was habe ich nur getan, daß Ihr mich derart verachtet?"

Sie sagte rasch, wie ein furchtames Kind, das seinen guten Willen zeigen will:

„Nein, ich verachte Euch nicht, Honoré, das versichere ich Euch!“

„So, und warum lauft Ihr dann davon, wenn ich in Euere Nähe komme? . . . Ihr könnt gewiß jetzt keine Liebe zu mir empfinden, das weiß ich wohl, aber Ihr könntet wenigstens auf mich hören, wenn ich Euch an Euern gesunden Menschenverstand und Euere Gesundheit erinnere!“

Er preßte ihre Hand und beugte sich zu ihr hinüber. Sie machte eine flehende Gebärde.

„Laßt mich, ich bitte Euch, Honoré! Ich bin müde!“

„Nein, krank seid Ihr, das ist alles.“

Unter dem brennenden Blick des Mannes nahmen ihre Augen einen irren Ausdruck an. Ohne zu wissen, was sie sagte, stammelte sie:

„Ich bin müde, Honoré! Ich bin ja so müde!“

Ihre Haare streiften Honorés Gesicht. Er drückte seine Lippen in sie hinein. Sie erzitterte, wich jedoch nicht zurück.

„Ich bin müde, so müde!“

Honoré hatte ihre Hand losgelassen und stand auf. Er sagte:

„Ich danke Euch, daß Ihr Euch mir anvertraut habt . . . Vergeßt nicht, daß ich Euch liebe und daß ich immer

bereit bin, Euch zu helfen . . . Und ich möchte Euch gern gesund machen, Eveline!"

Am andern Ende der Wiese ging eine Wäscherin vorüber; Honoré hielt es für klug, sich aus dem Staub zu machen, um kein unnötiges Geschwätz heraufzubeschwören. Er ging also wieder nach Hof Marnière hinauf, aber viel langsamer, als er gekommen war. In seinem Herzen nistete sich eine Unruhe ein, für die er sich keine Erklärung wußte.

Die Ruhe auf der Wiese fühlten die Nacht nahen und liefen nacheinander alle zum Eingang der Umzäunung hinüber. Eveline jedoch rührte sich nicht; sie saß, den Kopf in die Hände gestützt, müde auf ihrem Klappstuhl. Ihr war, als drehte sich alles um sie, das Vieh, die Bäume, die Häuser, hinten am Horizont, die Erde schien sich zu bewegen, und der Himmel wollte zerreißen. In ihren Ohren war ein wirres, lautes Summen, dann fühlte sie, wie sie ohnmächtig in einer Flut von Schmerz und Scham versank.

V

Es war jetzt so, daß Eveline nicht länger zweifeln konnte. Sie konnte sich nicht länger sagen: es ist der Kummer, oder: es ist die Aufregung oder die Müdigkeit.

Nein. Solange es ging, hatte sie sich diese üblen Gründe eingeredet und sich an sie geklammert, so wie ein Mensch in der Gefahr des Ertrinkens sich an alles klammert, was seiner Hand erreichbar ist, — eine Feder, einen Grassalm oder ein auf dem Wasser dahintreibendes Astlein.

Wenn sie sich jetzt im Spiegel betrachtete, wußte sie sogleich die Ursache ihrer Blässe. Sie wunderte sich nicht mehr über ihre rot umränderten Augen, ihre glanzlosen Haare und das Aussehen ihrer Wangen, deren trockene Haut mit zahllosen roten Pünktchen übersät war.

Zum Glück mußte sie nicht mehr auf den Äckern arbeiten. Wie hätte sie sonst die plötzlichen Übelkeitsanwendungen verbergen sollen, bei denen sie blaß ward und sich verfärbte, und dann vor allem die ganz unerwartet eintretenden Schwächezustände, bei denen sie das Gefühl hatte, als wollten Arme und Beine ihr zerbrechen?

Sie bekam die beiden Männer nur noch während der Mahlzeiten zu Gesicht. Und auch hier sann sie auf Gründe, die es ihr ermöglichen sollten, die Zeit abzukürzen, die sie brauchte, um sie zu bedienen.

Mazureau und Honoré setzten ihr Gespräch oft noch eine Weile fort, bevor sie vom Tisch aufstanden. Mazureau kümmerte sich nicht im geringsten um seine Tochter, aber die hurtigen Augen des andern drehten sich sogleich, wenn sie ihren Stuhl zurückschob, zu ihr hin und folgten ihr. So rasch es möglich war, ging sie in ihr Zimmer hinüber oder in den Garten hinaus.

Für den Rest des Tages war sie dann mit ihrer Angst allein. Marie kam kein einziges Mal mehr nach Hof Marnière, und Eveline fand ihrerseits nicht mehr den Mut, von Hause wegzugehen. Ganze Abende lang saß sie da und hielt die Hände untätig im Schoß. Wenn sie das Vieh hütete, nahm sie wohl ihren Strickstrumpf mit, doch es blieb immer der gleiche, und er wurde um kein Endchen länger.

Honoré hatte wohl recht, wenn er sagte, daß sie keine Nacht zu schlafen scheine. Und wenn sie dennoch hie und da gegen Morgen vom Schlaf übermannt wurde, fuhr sie plötzlich stöhnend und mit einem Ruck hoch, und ein bitterer Geschmack war jedesmal in ihrem Munde.

Ach, es war auch wirklich zu viel Unglück auf einmal für ihr schwaches Herz!

Sie sah bereits die Stunde nahen, wo ihre Kräfte sie völlig verlassen würden. Schon vor Honoré, der sie doch eigentlich gar nicht dazu gedrängt hatte, hatte sie sich hinreißen lassen, ihre Müdigkeit und ihren Eitel vor allem, was an sie herankam, zu gestehen. Ach, wenn er in sie gedrungen wäre, so wäre das Geständnis ihr vielleicht über die Lippen gekommen.

Sie fühlte, daß sie bei dem ersten andeutenden Wort des Vaters reden würde. Zuerst hatte sie gezittert, wenn sie daran dachte, wie er es aufnehmen würde; doch mit der Zeit legte sich ihre Furcht. Es würde geschehen, was geschehen mußte . . . Sie fügte sich in das Unvermeidliche und ergab sich in ihr Geschick, denn allzu sehr waren ihr Körper und ihre Seele vom Schmerz besiegt, als daß sie sich noch länger gegen das Kommende aufzulehnen vermocht hätte.

Der Vater hatte ihr von je her in all den kleinen Dingen des Haushalts die unbeschränkte Herrschaft überlassen. Dennoch sagte er ihr, Honorés Rat folgend, eines Abends:

„Du könntest morgen eigentlich nach Quérelles auf den Markt gehen . . . Wir haben vier fette Hähne, die habe ich lange genug angeschaut . . . Wenn wir die Getreideernte einbringen, sind sie uns dauernd im Weg.“

„Ich kann sie ja verkaufen, wenn wieder ein Händler auf den Hof kommt“, sagte sie.

Er jedoch entgegnete, ohne ihren Einwand gelten zu lassen:

„So geh schon nach Quérelles! Erstens bekommst du dort mehr dafür, und dann wird es dich auf andre Gedanken bringen.“

Er war seit einiger Zeit beinahe zärtlich zu ihr. Sie erwiderte, ohne ihn anzusehen:

„Gut, so gehe ich denn; ich danke dir.“

Als der nächste Tag gekommen war, ging Eveline schon früh am Morgen weg, um die frische Kühle auf sich wirken zu lassen.

Von Fougeray nach Quérelles war es eine gute Meile Weges. Der Korb zog Eveline den Arm herab. Zum Glück traf sie am Ende des Dorfes auf einen Bauern, der ihn auf seinen Wagen nahm. Sie vermochte nun etwas leichter auszuscheiden.

Ihr Herz füllte sich mit vielen Erinnerungen an; sie kamen von weit zurückliegenden Stunden voller Frohsinn und Freude. Sie sah sich wieder als kleines Mädchen, das mit seinem Bruder nach Quérelles zur Kirchweih ging . . . Und war sie nicht Jahre später die gleichen Wege mit Maurice gegangen? Damals hatten alle Dinge ein sanftes, einladendes Gesicht gezeigt. Heute dagegen! Heute wäre sie am liebsten gar nicht bei den Häusern von Quérelles stehengeblieben, sondern immer geradeaus gegangen, ohne sich nur einmal umzuwenden.

Als sie in dem Flecken und auf dem wenig beschatteten Marktplatz angekommen war, wurde es allmählich warm, und die Angst, es möchte ihr inmitten all der

fremden Menschen übel werden, ließ ihr das Herz zu Eis erstarren. Ihr war, als sähen alle Leute sie an, und sie hatte nur noch den einen Gedanken: davonzulaufen.

So verkaufte sie denn rasch, beim ersten besten Händler, den sie traf, ihre Hähne. Als sie eben ihren Korb aufhob, um davonzugehen, fühlte sie, wie eine Hand ihr auf die Schulter klopfte. Sie wandte sich jäh um. Neben ihr stand Marie Sicot.

„Hast du mich erschreckt, Marie!“

Die Base sagte entschuldigend:

„Oh, ich habe doch aber gar nicht fest geklopft, Eveline! Und du bist trotzdem so erschrocken! Du bist ganz blaß, und ich sehe, wie dein Herz schlägt . . . Du bist doch nicht am Ende krank?“

Eveline zwang sich zu einem Lächeln.

„O nein! Ich bin nicht krank . . . Aber es ist so heiß! Komm, wir wollen gleich gehen, magst du?“

Sie hängten ihre Körbe über den Arm und verließen den Marktplatz. Als sie die letzten Häuser von Quételles hinter sich gelassen hatten, bemerkte Marie:

„Du hast mir nicht einmal einen Kuß gegeben! Und doch ist es schon ein ganzes Weilchen, daß wir uns nicht gesehen haben!“

Eveline schritt neben ihr hin, ließ den Kopf leicht hängen und starrte auf den Boden. Eine Antwort gab sie nicht.

Jetzt nahm Marie sie am Arm:

„Was hast du nur heute? Man könnte meinen, du wärest im Traum ganz anderstwohin geflogen, wie die Hezen, wenn sie schlafen!“

„Ach, ich bin müde“, gab Eveline zurück.

„Und doch hast du gesündere Beine als ich. Aber uns drängt ja niemand. Wenn du willst, setzen wir uns da drunten an der Wegbiegung ein wenig in den Schatten.“

„Ach, ich bin sehr müde!“ wiederholte Eveline.

Marie sprach kein weiteres Wort, betrachtete jedoch beim Weitergehen ihre Base heimlich von der Seite. Ihr Herz krampfte sich zusammen.

Sie setzten sich hinter einen Schlehenstrauch, dessen winzige Blätter das darauffallende Sonnenlicht wie ein Sieb am Boden abzeichneten. Als sie sich bequem niedergelassen hatten, langte Marie in ihren Korb; sie holte ein großes Butterbrot daraus hervor und brach es in zwei Stücke.

„Komm, isß ein bißchen“, sagte sie zu Eveline, „du siehst wirklich nicht sehr gut aus!“

Eveline biß ein ganz kleines Stücklein von ihrem Butterbrot ab, doch hatte sie trotzdem noch Mühe, es hinunterzuwürgen. Sie ließ aber nicht davon ab und tat nochmals so, als knabberte sie ein paar Krümchen von ihrem Brot. Ein Schlehenzweig ragte bis über ihren Kopf herüber; sie griff mit der Hand hinauf, pflückte ein paar Schlehen ab und steckte sie heimlich in den Mund.

Marie, die sie verstohlen beobachtete, begriff mit einemmal.

„Was tust du denn da?“ fragte sie; „warum isßt du denn nicht?“

Eveline heftete ihre armen, verzweifelten Augen auf die Base.

Marie legte den Arm um ihre Schultern und zog sie fest an sich. Sie fragte nichts mehr, doch der Blick, mit dem sie Eveline ansah, war so beredt, daß jene leise erwiderte:

„Ja.“

Marie drückte einen sanften Kuß auf ihre Stirn und schob dann die andere langsam etwas von sich. Das Schweigen fiel zwischen ihnen herab.

Eveline saß hochaufgerichtet, mit um die Knie geschlungenen Händen, unbeweglich; ihre Augen waren trocken, zeigten aber einen unstillen Ausdruck. Marie wickelte den Rest des Brotes wieder ein. Ihre Hände machten sich eifrig zu schaffen, falteten das über ihrem Korb liegende Mundtuch zusammen und schüttelten die Krumen von der Schürze . . . Als alles in Ordnung gebracht und wieder hübsch sauber war, wandte sie den Kopf zur Seite und schneuzte sich zwei- oder dreimal die Nase.

„Ach, das ist jetzt das Ende“, murmelte sie dann. „Was soll man tun, mein Gott? Was soll man nur tun?“

Mit etwas lauterer Stimme fuhr sie fort:

„Was denkst du zu tun, Eveline?“

Diese erwiderte, ohne sich zu rühren:

„Nichts!“

„Nein doch, wir müssen . . . Ach, ich weiß ja auch nicht! Wir müssen alles vorbereiten . . . und du mußt doch wissen, was du tust, wo du hingehst . . . Du bist bei deinem Vater . . . du mußt mit ihm sprechen . . . Hast du Angst, mit ihm zu sprechen?“

Eveline schüttelte nur langsam den Kopf, darauf sagte sie:

„Ich weiß nicht! Mir ist jetzt alles gleich.“

Ihre Stimme war leise und zitterte.

„Ach, ich möchte fortgehn, mit geschlossenen Augen, und nie mehr den Weg wiederfinden . . . Ach, Marie, ich möchte nicht mehr heim auf unsern Hof . . . Ich möchte nichts anderes als davongehn, und alle sollen sie meinen Namen vergessen und mich ganz aus dem Gedächtnis verlieren . . . O wäre ich doch tot!“

Sogleich war Marie wieder dicht neben ihr.

„Schweig!“ herrschte sie sie an, „du hast nicht das Recht, so zu sprechen! Nein, du hast nicht das Recht! Du hast mich nie Moral predigen hören, und auch heute sage ich dir nichts . . . Aber sprich nicht so wie jetzt, wenn du willst, daß ich deine Freundin bleibe! Du darfst jetzt an niemanden denken als an dich, Eveline! Du mußt dich aufrichten von deinem Gram, du mußt stark sein, um dem unschuldigen Kinde, das zur Welt kommen will, das Leben zu bereiten . . .“

In Mariens Familie war man nie sehr fromm gewesen. Nun aber hob sie dennoch wie eine Betende die Hand empor und wies, einen von ihrer eigenen Rührung hervorgerufenen verklärten Ausdruck im Gesicht, mit dem ausgereckten Zeigefinger gen Himmel. Dabei sprach sie:

„Was würde Maurice sagen, wenn er dich so sehen könnte, schwach und mutlos? Er, ja er ist nicht mehr da . . . Und so mußt du, außer der deinen, noch seine Bürde auf dich nehmen.“

Mit fast schüchternen Stimme setzte sie hinzu:

„Ich würde dir gern helfen, wenn es dir recht ist; ich wäre glücklich . . . Maurice hatte sich mir ja anvertraut. Ich war für ihn keine Fremde.“

„Ich danke dir“, sagte Eveline; „ich brauche deine Hilfe wirklich.“

Sie standen auf und setzten ihren Weg fort. Eveline ging jetzt mit festeren Schritten als zuvor dahin. Marie hinkte hinter ihr drein, und eine ungeheuere Sorge erfüllte ihr Herz. Sie sprach von Maurice und erinnerte an Dinge, die er gesagt hatte, und sie sprach auch von dem Kinde, das geboren werden sollte und schmiedete Pläne für seine Zukunft.

„Du mußt deinem Vater alles sagen . . . Fürchte dich nicht, ich werde bei dir sein und dir helfen. Wir müssen alles vorbereiten . . . jetzt müssen wir alles vorbereiten.“

Der fremde Wille war für Eveline eine notwendige Stütze. Etwas getroster als sonst kam sie heim und aß zum erstenmal seit mehreren Wochen, ohne dabei Übelkeit und Ekel zu empfinden.

VI

Honoré hatte auf dem Bürgermeisteramt die ordnungsgemäße Erlaubnis erhalten, in die Stadt zu gehen. Bevor er jedoch seine Reise antrat, begab er sich nochmals nach Hof Marnière.

Er hatte seine Sonntagskleidung angelegt und wollte sich darin gern zeigen. Sein Fahrrad funkelte in der Sonne, der Filz seines neuen Hutes leuchtete, und sein Anzug, den der Schneider in der Stadt hübsch auswattiert hatte, ließ seine Brust voll und seine Schultern breit und viereckig erscheinen.

Er wollte das Geld beim Notar holen. Er gedachte, bis zum Mittagbrot wieder auf Hof Marnière zu sein und seine Geschäfte mit Mazureau ins Reine zu bringen; danach hoffte er, den ganzen Abend mit Eveline zusammensein zu können, um vernünftig mit ihr zu reden und sich ihr endlich verständlich zu machen.

Nachdem er jedem einzelnen einen guten Tag gewünscht hatte, gab er seiner Freude darüber Ausdruck, daß er das Dorf verlassen dürfe, ohne Furcht vor einem Menschen haben zu müssen.

„Ich habe meinen Erlaubnißschein, meine Armbinde und mein Ausweisbuch . . . Gehorsamster Diener, die Herren Gendarmen! Ich bin euch nichts schuldig!“

Er zupfte an seinem Ärmel herum und setzte lächelnd hinzu:

„Ich habe meine Armbinde, aber sie hält nicht recht . . . Die arme Alte bei uns daheim bildet sich ein, ich trage das Ding aus Eitelkeit und Ruhmsucht . . . Sie will es mir nicht annähen! Hättet Ihr nicht vielleicht die Güte, Eveline, es mir mit zwei, drei Nadelstichen festzuhelfen?“

Eveline nähte ihm die Armbinde an. Als sie damit fertig war, dankte er ihr mit vielen, umständlichen Worten. Mazureau aber sah den beiden zu, und die Freude stieg ihm vom Herzen in die Augen empor.

Er erklärte, daß er Honoré ein Stück begleiten wolle. Sie schritten also einträchtig an dem alten Bernou vorüber, der in seiner Mauerecke stand und auf den Briefträger wartete, so wie er es seit einem halben Jahr jeden Morgen tat.

„Armer Kerl!“ sagte Mazureau, „der Kummer hat ihm die Gedanken durcheinandergebracht. Man könnte

meinen, er wäre närrisch . . . Er hat seinen Jungen verloren und zu seinem bißchen Habe nichts dazugewonnen. Diese Jahre sind hart für ihn gewesen . . . Allerdings muß man sagen, daß er nie einer der Wackersten gewesen ist!“

„Der wird auch zu nichts kommen, ehe der Krieg zu Ende ist“, sagte Honoré; „denn der Krieg wird bald zu Ende sein . . . Wir haben ja jetzt gute Nachrichten, der Feind ist verloren.“

„Das freut mich!“ entgegnete Mazureau.

Jetzt sprang Honoré auf sein Fahrrad und fuhr in der Richtung nach der Stadt davon. Er rief zurück:

„Also bis gleich denn! Ich hab nicht lange zu tun.“

„Das freut mich!“ wiederholte Mazureau bei sich.

Die Freude wollte wirklich diesen Morgen von allen Seiten auf ihn einströmen.

Er empfand das Verlangen, aus dem Dorf hinauszugehen und einen Spaziergang durch die Ebene zu machen. Er schritt mit auf dem Rücken verschränkten Händen dahin, wie ein wachsam durch seinen Besitz wandernder Großbauer.

Die Sonne stand noch niedrig, und die frische Morgenluft prickelte ihn in der Nase, als habe er eine Prise genommen.

Mazureau ging nach der Jaunerie hinüber. Die Luzerne reckte die fetten Stengel zum zweitenmal empor. Der zweite Schnitt würde gut ausfallen. Der Wein zeigte nirgends Spuren einer Krankheit; er widerstand in dieser Gegend allen derartigen Angriffen. Ja, später mußte man sich nach dieser Seite hin vergrößern . . . Mazureau träumte von dem Tag, da er endlich diese

verlorene Ecke der Jaunerie erweitern und abrunden würde.

Sodann ging er auf dem nächsten Wege zu seinen großen Äckern hinüber. Er mußte an einem Kartoffelfeld entlangschreiten, das zum Besitz von La Baillargère gehörte; er bemerkte, daß überall zwischen den Pflanzen der wilde Goldlack wucherte, und ein verächtliches Lächeln ging über sein Gesicht . . . Wilder Goldlack, Wegerich und Hundszahn, der ganze Schmutz der Erde war beisammen, und wer Samen davon haben wollte, brauchte sich nur an den Pächter Sicot aus Fougeray zu wenden . . .

Auf der Weide bei Brülons war Bernhard bei seinem Vieh zu sehen. Mazureau ging zu ihm hinüber und sagte:

„Junge, ich freu mich!“

„Warum denn?“ fragte Bernhard.

Mazureau machte eine unbestimmte Gebärde. Er freute sich hierüber . . . freute sich darüber . . . freute sich, weil die Ernte bei ihm gut ausgefallen war, weil der Krieg zu Ende gehen sollte, weil Honoré endlich in die Stadt gefahren war, um das Geld zu holen.

„Hoho!“ machte Bernhard, „wir haben es noch nicht!“

„Doch“, erwiderte der Großvater, „wir haben es.“

Er breitete seine Arme nach rechts und nach links:

„Und dann das dazu! Wenn wir siebentausend brauchen, werden wir sie bekommen, aber wenn wir zehntausend brauchen, bekommen wir sie auch. Er hat es mir ausdrücklich versichert, und jetzt ist die Sache gewiß.“

Sie fingen an, Pläne zu schmieden und besprachen sich über die Verwendung der Äcker, die an sie zurückkommen

sollten. Der Großvater ward sehr lebhaft und sprach rasch; dabei warf er die Äcker, die er erst erwerben wollte, bereits mit denen zusammen, die er schon besaß. Bernhard jedoch belehrte ihn sogleich seines Irrtums und fuhr ihn an:

„Dein Runkelrübenacker! . . . Welcher Runkelrübenacker denn?“

„Na, der dort drüben!“

„Der dort drüben? Der hat doch einen Namen! Die Parzelle 32 ist das . . . Das Ganze da, vor unsern Augen, das ist die Parzelle 32 . . . so steht es auf dem Schein. Rede doch wie sich's gehört, das ist auch nicht teurer . . .“

Sie wurden sich einig in dem Punkt, daß es nötig sei, das Brachfeld so bald wie möglich umzugraben, die Aufteilung in einzelne Äcker erneut vorzunehmen und Furchen vom einen Ende zum andern zu ziehen.

„Ja, dann wird es viel schöner aussehn“, bemerkte der Großvater und hob das Kinn.

„Mehr abwerfen wird es“, berichtigte Bernhard kalt.

Als die Sonne hoch am Himmel emporgestiegen war, trieben sie das Vieh in den Stall zurück. Während Bernhard es ankettete, ging Mazureau schon ins Haus hinüber, um nachzuschauen, ob das Mittagessen fertig sei.

Durch das offenstehende Fenster erblickte er Eveline, die vor einem Schrank kniete; sie war ihrer Beschäftigung so sehr hingeeben, daß sie ihn nicht näherkommen hörte. Er blieb stehen und sah ihr zu.

Sie stößte in einer Schublade, beugte sich vornüber, warf einen prüfenden Blick hinein und zog dann ein weißes Tuch hervor, das Mazureau zuerst für ein

Taschentuch hielt . . . Doch nein: sie stülpte es über ihre Faust, und er sah, daß es ein Kinderhäubchen war.

Das Spiel beunruhigte ihn.

„Eveline!“ sagte er.

Sie stieß einen Schrei aus und sprang, leichenblaß und tödliche Angst in den Augen, empor. Er aber sprach mit hochgezogenen Schultern:

„Jetzt kann man schon nicht mit dir reden, ohne daß du Angst bekommst!“

Sie wollte sich entschuldigen; darum stotterte sie:

„Du hast mir keine Angst gemacht.“

Und doch fuhren bei diesen Worten ihre Hände zu ihrem pochenden Herzen hinauf.

„Hock dich nur wieder hin“, sagte er, „ich wollte nur mal schauen, ob der Tisch gedeckt ist. Wir erwarten nämlich Honoré. Er wird bald hier sein, denn er darf sich nicht lange in der Stadt herumdrücken. Mach nur ein gutes Essen heute . . . es ist ein großer Tag! Denk mir ja daran!“

„Ja, ich denke dran, Vater! Ich denke dran“, erwiderte sie mit zitternden Lippen.

Er ging nach der Scheune hinüber, und der Gedanke, daß Eveline noch immer so unruhig und nervös war, machte ihm zu schaffen.

Mazureau betrachtete alles, was nicht die feinen Geister in erster Linie beschäftigenden Dinge betraf, mit Unaufmerksamkeit und Verachtung; er war es eigentlich nicht gewohnt, sich um die kleinen Sorgen der Weiber zu beunruhigen. Und doch ertappte er sich jetzt dabei, daß er über diesen für seinen Geist neuen Gegenstand nachdachte.

Eveline legte seit geraumer Zeit ein seltsames Wesen an den Tag. Der Gram hatte sie heftig geschüttelt, gewiß, aber die Tage vergingen, und sie fand ihr Gleichgewicht nicht wieder; im Gegenteil . . .

Langsam, einer nach dem andern und mit schmerzlichen Wehen, kamen Mazureau die Gedanken.

Was mochte sie nur dort vor dem Schrank gesucht haben, und zu einer Stunde, wo sie sich ganz der Arbeit hätte widmen müssen? . . .

Ganz gewiß, sie mußte krank sein . . . denn sie nahm sichtbarlich ab. Und des Nachts konnte man sie aufstehen und in ihrer Stube hin- und hergehen hören . . . Wenn man bei Tische saß, aß sie niemals, doch hatte er sie dabei überrascht, wie sie, gleich einem kleinen Jungen oder einer Schwangern mit seltsamen Anwandlungen, von den grünen Äpfeln im Garten gepflückt hatte . . .

Er hob mit einem Ruck den Kopf und runzelte die Stirn.

Wozu kniete sie vor der Schublade und stöberte in den alten Kinderhäubchen herum? Oh, oh! Man mußte einmal zusehen . . .

Er ließ den Armvoll Futter fallen, den er gerade gepackt hielt. Er verließ die Scheune und ging ins Haus hinüber, ohne Honoré zu bemerken, der hinter ihm den Hof betrat.

Er trat in die Stube und ging geradeswegs auf Eveline zu. Dabei wies er auf den Tisch, auf dem nur drei Teller zu sehen waren.

„Du willst also nicht mit uns essen?“ fragte er.

Sie sah ihn an, und abermals kam in ihre Augen der Ausdruck einer wahnsinnigen Angst. Er packte sie am

Handgelenk und riß sie empor. Seine Fragen überstürzten sich.

„Warum . . . Warum ißt du nicht, Eveline? Warum schläfst du nicht? Bist du krank? Was hast du getan, daß du solche Angst vor mir hast? Warum? Warum, will ich wissen! . . . Wirst du gleich antworten?“

Sie warf sich zur Seite, wie ein geschlagenes Kind, das zu fliehen trachtet. Ihre Augen irrten umher und blieben flehend eine Sekunde an all den nahvertrauten Dingen ringsum haften. Nun fielen sie auf Honoré, der soeben hereingetreten war, und einen Augenblick später erfüllte nur noch ein dumpfes Brausen ihren Kopf. Sie sah nichts mehr, hörte nichts mehr und fürchtete sich nicht mehr . . . und jetzt sagte sie, um allem ein Ende zu setzen:

„Vater, ich bin schwanger!“

Er ließ ihre Hand los und wich erschrocken zurück; zugleich sah er, wie Honoré erbleichte. Hart sprach er, zu diesem gewendet:

„Das ist nicht recht, mein Lieber! Als du auf meinen Hof kamst, dachte ich nicht, daß du mir eine solche Schande antun würdest! Ein Mann in deinem Alter! Dafür gibt es keine Entschuldigung, Honoré!“

Dieser aber schüttelte den Kopf.

„Ich habe Euch keine Schande angetan . . . Ich war es nicht, Mazureau.“

Und wie von dem Kummer dieser Stunde überwältigt, wiederholte er:

„Ich war es nicht, ich . . . ich war es nicht, ich . . .“

Mazureau begriff noch immer nicht und trat dicht an Eveline heran.

„Maurice!“ sagte sie nur.

Aus seiner Kehle kam es wie ein wundes Röcheln. Das Blut schoß ihm zu Kopf. Seine Hände öffneten sich und griffen nach dem Hals des Mädchens. Honoré stürzte hinzu und rief:

„Laßt sie, Mazureau, laßt sie!“

Der Alte stieß sie beide von sich. Seine riesigen Fäuste hoben sich mehrmals und sausten durch die leere Luft herab. Dann richtete er sich in seiner ganzen Größe auf; wie ein mächtiger Baum stand er inmitten seines Hauses.

„Hinaus!“ schrie er mit vor Hochmut geschwellter Stimme. „Dirne ohne Namen, zu meiner Familie gehörst du nicht mehr! Daß du mir nie mehr unter mein Dach kommst! Hinaus!“

Eveline drückte sich hinter seinem Rücken vorbei und floh zur Tür hinaus. Man hörte, wie sie durch ihr Zimmer und dann durch den Garten davonlief.

Honoré stand mit entsezierter Miene und zitterte am ganzen Körper. Endlich zog er seine Brieftasche hervor.

„Ich habe Euch mein Wort gegeben“, sagte er schüchtern. „Ich hatte Euch siebentausend Franken versprochen, hier bringe ich sie Euch. Da: nehmt sie trotzdem.“

Mit stolzer Gebärde schob Mazureau das Geld zurück.

„Zwischen uns kann es keine Gemeinschaft mehr geben . . . Und wenn ich noch so vernünftig und kühl dächte: einem Fremden wie ein Bettler die Hand hinrecken, das gibt es nicht.“

„Ich bin kein Fremder für Euch“, murmelte Honoré; „Euer Unglück ist auch das meine.“

Der Alte richtete sich abermals empor, und in seine Augen kam ein harter Glanz:

„Wer hat dir etwas von meinem Unglück gesagt? Noch stehe ich aufrecht! . . . Ich war immer allein, habe gelebt, ohne daß einer von meinen Leuten mir geholfen hätte . . . Und das ist bis heute nicht anders geworden.“

Nach kurzem Schweigen sagte er:

„Dein Platz ist noch an meinem Tisch; setz dich hin und isß mein Brot.“

„Ich kann nicht“, sagte Honoré; „das Herz will mir brechen.“

Er verließ den Hof und schritt, auf sein Fahrrad gestützt, davon. Aus seinen Augen rannen Tränen.

Dritter Teil

I

Bernhard hatte jedes Wort des Großvaters mit angehört; Honorés Worte jedoch waren ihm entgangen. Als er aber begriff, daß die siebentausend Franken da waren und vor ihm auf dem Tisch lagen, und sah, daß der Großvater sie verächtlich zurückstieß, schüttelte der Zorn ihn dermaßen, daß er nicht sogleich etwas sagen konnte. Er pffiff dem Hund und ging mit zusammengepreßter Kehle davon; den Alten ließ er allein vor dem gedeckten Tisch sitzen.

Als er über die Sache recht nachzudenken begann, schien es Bernhard, als sei der Großvater mit einemmal verrückt geworden. Er ging nach dem Hof zurück und ließ sich die Dinge von neuem erklären.

„Also wie war das . . . Er hatte die siebentausend Franken mitgebracht . . . aber er wollte sie dir nicht leihen?“

„Doch! Er wollte sie mir trotz der Geschichte leihen!“

„Dann wollte er also etwas anders dafür haben? Er hat wohl zu hohe Zinsen verlangt?“

„Nein, davon haben wir gar nicht geredet.“

Bernhard sah den Großvater aufmerksam an.

„Und doch hast du sie nicht genommen . . . Warum eigentlich?“

Mazureau zauderte, ehe er seine Antwort gab; nun seine Erregung abgeklungen war, vermochte er die Vernunftgründe, die nur sehr verschwommen Gestalt in seinem Hirn hatten, aber dennoch stark waren wie sein Blut, nicht in Worte zu kleiden.

„Ich konnte nicht! . . . Man pumpt nichts bei fremden Leuten . . . man bindet sich nur seinesgleichen gegenüber.“

„Aber sie pumpen doch alle . . . und keiner fragt lange, bei wem!“

„Nein, bei uns gibt es das nicht . . . daran mußt du immer denken . . . Ein Mazureau erniedrigt sich niemals derart . . . So etwas verträgt sich nicht mit unserm Stolz.“

Als er sah, daß der Enkel ihn nicht verstand und ihn nur mit verwunderten Augen anblickte, setzte er hinzu:

„Und dann, weißt du, ich bin alt . . . Ich kann bald sterben . . . Und ich will dir keine Schulden hinterlassen.“

Bernhard richtete sich mit geballten Fäusten und glühendem Gesicht auf seiner Bank empor.

„Du willst mir keine Schulden hinterlassen? Ich werde sie schon bezahlen, so gut wie du! Sag lieber, du willst mir keine Äcker hinterlassen! . . . Wie sollen wir die Parzelle 32 kaufen? Wie sollen wir sie nur kaufen? Hast du denn gar nicht an die Parzelle 32 gedacht?“

Mazureau senkte den Kopf:

„Ach, was willst du! Das Mißgeschick ist hinter uns her.“

„So willst du sie also nicht kaufen? Herrgott nochmal! Sag es nur, damit ich es auch richtig höre.“

Der Großvater legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Beruhige dich, Junge, wir kaufen sie dennoch, und zwar ohne die Hilfe eines andern; das ist dann noch viel schöner!“

Bernhards Erregung jedoch ließ sich so rasch nicht wieder eindämmen. Sie sprachen noch lange hin und her.

Sie gehörten beide zu jener Art Menschen, die niemals nachgeben, die sich nie beugen, sondern bis zum Ende kämpfen; Fuß um Fuß, ohne den rechten Blick für das Mögliche zu haben. Der unbeugsame, harte Wille des Enkels stimmte Mazureau wieder fröhlich, und am Ende war er selbst davon überzeugt, daß er trotz allem ans Ziel gelangen würde.

„Wir kaufen sie, Bernhard!“

Bernhard überlegte einen Augenblick.

„Gut, und wenn wir sie also gekauft haben, muß ich sie dann noch mit Tante Eveline teilen?“

„Sprich mir nicht mehr von Tante Eveline!“ sagte Mazureau.

„Kommt sie denn nicht wieder?“

„Nein.“

Bernhard wies auf den noch immer gedeckten Tisch.

„Aber wer kocht uns jetzt unsere Suppe?“

„Schreib deiner Mutter, daß wir sie brauchen . . . Sie soll gleich kommen.“

Bernhard schüttelte den Kopf und sagte:

„Die wird nicht wollen.“

Trotzdem schrieb er noch am nämlichen Abend. Er schrieb kurz und bündig, in seiner etwas hoch-

fahrenden und geraden Art. Er bat nicht, sondern befahl und führte seine Rechte als Kriegswaise gebührend ins Feld.

Mazureaus Schwiegertochter kam drei Tage danach. Sie war in Nantes als Verkäuferin in einer großen Messgerei angestellt. Gegen Ende des Monats August sollte sie acht Tage Ferien nehmen; aber Bernhards Brief gab ihr die Gelegenheit, ihren Urlaub etwas früher, als er geplant war, zu erbitten.

Sie fuhr also eines schönen Morgens von Nantes weg und verbrachte den ganzen Tag in einem Wagen, der halb aus den Rieten gegangen war, ein Stücklein fuhr und dann wieder anhielt und bei jedem Ruck derart hin und her schüttelte, daß er die Reisenden, die auf ihm saßen, wild durcheinanderwarf. In der Dämmerung fuhr Bernhards Mutter von Quérelles ab, und erst bei dunkler Nacht kam sie in Fougeray an. Ihr erstes Wort war:

„Man meint, man wär' bei den Wilden!“

Müde wie sie war, nahm sie sich kaum die Mühe, Bernhard und den Großvater mit einem Kuß zu begrüßen; sie trank nur rasch nacheinander drei oder vier Gläser frisches Wasser und legte sich dann in Evelines Bett, um zu schlafen.

Am nächsten Tag erst begann sie zu sprechen.

Zunächst über Evelines Angelegenheit. Sie erklärte ohne jede Scham, die Schwägerin sei schließlich nicht das erste gefallene Mädchen, und nur Barbaren vermöchten aus ihrem Fall ein so großes Verbrechen zu machen. Außerdem gab sie sich das Versprechen,

Eveline aufzusuchen und nach Hof Marnière zurückzubringen. Mazureau ließ sie reden.

Danach fing sie an, von ihren eigenen Angelegenheiten zu erzählen. Demzufolge konnte sie mit dem, was sie verdiente, recht gut leben. Da sie mit ihren Leuten, Mutter und Schwester, zusammen wohnte, konnte sie, mit Hilfe von Mutters Witwenrente, noch Ersparnisse machen, ohne sich allzu großen Einschränkungen unterwerfen zu müssen. Sie gedachte späterhin einen kleinen eigenen Handel zu beginnen.

Und zwar hatte sie den Plan, ihren Sohn dann mit sich zu nehmen; als Metzger konnte man, ob es nun in Nantes war oder sonstwo, sich eine ganz hübsche Stellung schaffen. Bernhard schob die Schultern empor und sagte:

„So, du hast Geld gespart; du mußt es uns leihen.“

„Oh, das wohl nicht, mein Lieber! Ich brauche es, wenn ich das Lädchen aufmachen will.“

Er sah sie mit aufeinandergebissenen Zähnen von der Seite an. Da sie ihm die Krempe seines Hutes herunterbog und dazu sagte: „Du siehst wirklich wie ein dummer Bauer aus!“ entgegnete er mürrisch:

„Sag du das nur! Die dummen Bauern sind genau so gut wie andere Leute! So gut wie ein Glasverkäufer bestimmt.“

Sie stellte Fragen: warum sie Geld brauchten, und was sie vorhätten. Geld mußte doch bei diesen Bauernlämmeln überall zu Hause sein, denn es war ja bekannt, daß sie ihre Produkte zum Goldwert verkauften . . .

Mazureau gab keine Antwort; er wußte, daß sie ihn nicht verstehen würde. Bernhard aber sagte stolz:

„Es ist, weil wir uns vergrößern wollen.“

„Euch vergrößern?“

„Ja . . . Wir wollen zu unserm Besitz hinzukaufen . . . Äcker . . . und Felder, wenn du es wissen willst; dir muß man ja alles genau erklären.“

Sie hob die Arme und ließ sie dann wieder herabfallen. Darauf brach sie in ein lautes Gelächter aus.

„Darum also wollt ihr mein Geld haben? Seid ihr eigentlich hinter dem Mond daheim? Ihr wißt wohl von gar nichts?“

Sie erklärte ihnen, worin ihre Unwissenheit bestand. Die reichen Leute nämlich verkauften, um ihr Hab und Gut besser anzulegen. Und was die taten, war bestimmt nicht närrisch!

Um die Richtigkeit ihrer Worte durch ein Beispiel zu belegen, nahm sie ein Vermögen von tausend Franken in bar an, danach ein in Land angelegtes Vermögen von ebenfalls tausend Franken; dann berechnete sie das Verhältnis, überzählte ihre Rechnung nochmals und machte darauf die Probe . . . Es war ganz klar, man konnte nur verlieren, wenn man Land kaufte, wenn man alles kaufte, was man wollte. Sie sah die beiden mitleidig an, und aus ihrem Blick sprach die Überraschung, in ihnen derart naive Menschen vorzufinden.

„Es wäre bestimmt besser, wenn Ihr verkaufen würdet, was Ihr besitzt, lieber Schwiegervater . . . Ihr könnt Euch ja als Pächter wohinsehen.“

Die beiden andern sahen sich an und begannen dann zur gleichen Zeit zu reden.

„Das, was du da vorbringst, sind so recht die Einwände eines Frauenzimmers aus der Stadt“, sagte Mazureau.

Bernhard aber sagte:

„Rede du nicht von unsern Geschäften, davon verstehst du nichts.“

Sie bestand nicht auf ihrem Einwand, doch wußte sie mit Bestimmtheit, daß sie recht hatte. Sie fing also an, von ihrer mühsamen Reise zu jammern und erzählte von einer alten ‚Bauerntrine‘, die noch nie über Land gefahren sei.

Zu guter Letzt zog sie ihr Schnupftuch hervor und beweinte ihren Seligen.

Dann gingen sie miteinander hinaus, um zu arbeiten; alle drei hatten den gleichen, etwas raschen Schritt, der sie allmählich wieder leichteren Herzens werden ließ.

Als sie ihnen zum erstenmal kochte, machte sie einen großen Aufwand. Sie lebte zwar bei sich daheim ziemlich bescheiden, doch vor ihrer Verheiratung war sie in vornehmen Häusern als Köchin tätig gewesen, und nun wollte sie gerne zeigen, was sie konnte.

Als die beiden heimkamen, fanden sie sie in weißer Schürze, mit hübsch gebrannten Lößchen und Puder auf den Wangen, vor. Von einem fliegenden Händler hatte sie Muscheln gekauft, Wein in eine Flasche, Most in eine andere und Wasser in eine Karaffe gefüllt; in die Weinkanne aber hatte sie einen Strauß Nelken und Malven gestellt. Das Brot war bereits in hauchdünne Scheiben geschnitten, desgleichen hatte sie auf einer kleinen Platte die Butter in hübschen Streifen zurechtgelegt.

Etwas verwirrt setzten sie sich zu Tisch. Vor jedem von ihnen standen zwei Teller, der eine säuberlich auf dem andern. Der Löffel fehlte.

Bernhard schob den Strauß heftig von sich und brummte dabei:

„Das stinkt!“

Mazureau sagte nur:

„Bring die Suppe.“

Sie stammelte eine Entschuldigung; sie hatte keine Suppe, denn die Zeit, sie zu kochen und das dazu notwendige Fleisch hatten ihr gefehlt.

„Dafür habe ich ein Hühnchen gebraten“, sagte sie. „Da wir kein Ochsenfleisch haben, werdet ihr auch damit zufrieden sein . . . Aber das gibt es erst heute abend. Gutes Fleisch muß sieben Stunden kochen.“

Sie aßen die Muscheln, da sie einmal geöffnet waren. Danach schnitten sie sich von einem Eierpfannkuchen herunter. Da sie ihnen jedoch eine ebenso dicke wie breite Scheibe Schinken herbeibrachte, ward Mazureau blutrot im Gesicht, und Bernhard fluchte:

„dammt nochmal!“

Die Schwiegertochter aber eilte geschäftig und mit sich selbst zufrieden hin und her. Nun rührte sie ihnen eine ganze Schüssel frischen Käse mit Zucker und Schlagfahne an, — eine ganze Schüssel Käse, die Eveline für drei Franken verkauft hätte! Sie weigerten sich, ihn mit einem kleinen Löffel zu verspeisen, wie sie es die beiden tun hieß. Sie schnitten sich stattdessen jeder ein dickes Stück Brot ab und schmierten eine dünne Schicht Käse darauf. Dann standen sie vom Tisch auf.

„Was soll ich beim Metzger nehmen?“ fragte die Schwiegertochter jetzt.

„Hier gibt's keinen Metzger“, erwiderte Mazureau.

„Ach! Wie macht ihr denn das hier? Wo nehmt ihr das Fleisch her?“

„Wir essen keins“, erwiderte Bernhard; „wir machen es nicht wie die Leute in der Stadt, die ihr Leben mit gutem Essen verbringen und keinen roten Heller sparen.“

Sie sah die beiden erstaunt an, denn da sie nur selten nach Fougeray gekommen war, hatte sie wenig Ahnung von dem Leben eines Bauern.

Mazureau erklärte ihr, so sanft er es vermochte:

„Fleisch vom Metzger, ja, manchmal haben wir auch das; wir holen es in der Stadt, wenn wir wirklich einmal welches brauchen . . . Aber mach dir nicht so viel Sorge um unser Essen. Gib mir gut auf das Haus acht, streu den Hühnern ihr Futter und mach dich im übrigen nicht wichtig . . . Für uns ist immer alles gut genug.“

Er wies auf den Tisch, auf die kaum angerührten Schüsseln, und auf den Topf, in dem ein für das Abendbrot bestimmtes Huhn kochte.

„Da haben wir das Essen für vier ganze Tage beisammen“, sagte er.

„Tatsächlich, man könnte meinen, man wäre hier bei den Wilden“, dachte sie hinter ihrer engen Stirn.

Sie sagte kein Wort mehr, denn sie wollte nicht mit dem armen Mann streiten.

Als es Abend geworden war, ging sie zu einer Nachbarin hinüber, um sich zu erkundigen.

Nachdem sie erfahren hatte, daß Eveline sich in La Baillargère befand, nahm sie Hut und Sonnenschirm und machte sich auf den Weg, um Onkel Sicot einen Besuch abzustatten. Er war zufällig gerade zu Hause. Sie redete in der Hauptsache mit ihm, denn er schien ihr zivilisierter als all die andern.

Als sie sich zum Heimweg anschickte, begleitete er sie ein kleines Stück.

„Ich möchte die Sache mit Eveline regeln“, sagte sie und machte dabei ein schlaues Gesicht. „Ich bin deshalb gleich herübergekommen.“

„Ja, das tu nur, liebe Nichte! Außer dir bringt es doch keiner fertig.“

„Mein Schwiegervater ist ein Grobian; er denkt anders als die Leute.“

Sie wies mit dem Zeigefinger auf die Stirn und setzte hinzu:

„Ich glaube, da ist bei dem etwas nicht richtig!“

„Stimmt!“ versetzte Sicot.

„Nicht wahr? Ihr habt es also auch schon gemerkt? . . . Er trinkt nicht und isst nicht, und dabei geht sein Verstand flöten . . . Und wenn ich Euch erst sage, daß er ausgerechnet jetzt Land kaufen will, wo andere Leute verkaufen!“

Sicot brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Er will Land kaufen? Der? Das ist nicht wahr, liebe Nichte!“

„Doch . . . er hat mich sogar um das Geld dafür gebeten! Aber mein Geld finde ich selbst am besten, da wo es liegt!“

In geheimnisvollem Ton fügte sie hinzu:

„Auf der Bank nämlich!“

„Ah, gut! . . . Ja, dann ist's recht, liebe Nichte! . . .
Wenn es auf der Bank liegt . . .“

Sie warf den Kopf stolz in den Nacken und ging zufrieden davon. Sicot aber rief ihr nochmals nach:

„Hör mal, liebe Nichte: sage Mazureau doch, daß ich ihm Geld leihen will, wenn er Land kaufen möchte . . . Wenn es sich darum handelt, ihn wieder zur Vernunft zu bringen, will ich gern alles tun!“

„Ja, ich will's ihm sagen.“

„Sehr nett von dir, liebe Nichte! Ja, das will ich schon für ihn tun . . . achttausend Franken, zehntausend . . . so viel er haben will.“

Sie kam zugleich mit Bernhard und Mazureau, die zum Vesperbrot heimgingen, auf Hof Marnière an.

„Ich komme von La Baillargère“, sagte sie.

Wie aus einem Munde antworteten die beiden:

„Ah!“

Das war alles.

Bernhard holte den Käse herbei, und dazu etwas Schnittlauch. Sie schmierten sich ihr Stück Brot wieder sehr dünn und aßen dann, kräftig kauend und mit vollem Behagen.

Danach aber nahm sie sich die beiden tüchtig vor. In allen Häusern, wo sie bis dahin gewesen war, aß man um einhalb sieben oder, spätestens, um sieben Uhr. Um vier Uhr nahm man höchstens eine Kleinigkeit zu sich, und auch das nicht einmal überall.

„Wir sind eben nur dumme Bauern“, spöttelte Bernhard und nahm einen neuen Bissen.

Mazureau aber erklärte wieder, sie solle sich des Essens wegen nicht ‚verrückt machen‘; wie sie ja selbst sehen könne, seien sie nicht schwer zufriedenzustellen.

„Um diese Jahreszeit essen wir eben um vier oder um fünf. Und vorm Schlafengehen nehmen wir dann noch etwas zu uns.“

Sie aber wollte sich nichts abstreiten lassen:

„Man ißt nicht um vier Uhr zu abend; und auch nicht nachts. Um sieben ißt man, um sieben!“

So bald sie den Rücken gewendet hatten, machte sie sich an die Arbeit, und um Punkt sieben Uhr, obgleich sie genau wußte, daß sie nicht kommen würden, stellte sie das Abendbrot auf den Tisch: Suppe, gekochtes Rindfleisch, Salat, grüne Bohnen und einen Teller voll Erdbeeren, die sie mit Branntwein übergossen hatte. Sie hätte das Essen mitten in der Wüste aufgetischt.

Als sie vor Einbruch der Nacht heimkamen, um nach dem Vieh zu sehen, ging sie in ihrer weißen Schürze zu ihnen hinaus.

„Einundeinhalb Stunden wartet mein Abendbrot nun schon auf euch!“

„Hör mal, liebe Schwiegertochter, du bist genau so ein Dickkopf wie ich!“ stellte Mazureau mit einer Art Bewunderung fest.

Doch so konnte es nicht bleiben. Er zog sie also in eine Ecke und sprach nochmals vernünftig auf sie ein. Sie aber leistete ihm in der Frage des Essens hochmütig Widerstand; und er gab nach! Er gab nach und empfahl ihr nur, sparsam zu wirtschaften.

Er wollte sie nicht vor den Kopf stoßen. Die Sache mit dem Geld nämlich, von dem sie am Morgen früh

gesprachen hatte, hatte Bernhard und ihn aufhören lassen. Draußen, während der Arbeit, hatten sie ein Komplott geschmiedet. Mazureau glaubte nicht ohne weiteres an ihre großen Ersparnisse und hätte auf jeden Fall lieber darauf verzichtet. Bernhard jedoch war zäh geblieben und hatte erklärt, es handele sich hier nicht darum, daß man sich Geld leihe, denn sein Erbteil sei ja schließlich darin eingeschlossen. Es sei sein Recht, es zu seinem Nutzen zu verwenden.

„Du wirst dich schon an das Zusammenleben mit uns gewöhnen, liebe Schwiegertochter, . . . und du wirst sehen, daß alles gut geht.“

Sie blickte ihn mit gesenktem Kopf und großen Augen an, wie ein ängstliches Huhn.

„Ihr meint also, ich bleibe ewig hier in dieser Wüste wohnen?“ fragte sie sodann.

„Ja, das hatte ich gehofft!“ sagte Mazureau, ohne weiter in sie zu dringen.

„Ach nein, niemals! Ich bin für ein paar Tage zu euch herübergekommen, um Euch einen Gefallen zu tun . . . vor allem, um Euch wieder mit Eveline auszuföhnen, gegen die Ihr Euch sehr schlecht betragen habt.“

Er erhob keinen Einwand, und sie fuhr mit einem nachsichtigen Lächeln fort:

„Und doch werdet Ihr nicht angenommen haben, daß ich meine Stellung aufgebe, um mich hier in Fougeray lebendig zu begraben? Na also, seht Ihr wohl! . . . Ich erweise Euch gern jeden Dienst, nur diesen nicht!“

Mazureau polterte heraus:

„Ja, du könntest uns statt dessen einen andern Dienst erweisen.“

„Das wäre?“ fragte sie.

„Du hättest Geld auf der Bank, hast du gesagt . . . Wenn du es mir anvertrauen wolltest, so würde ich es in Bernhards Interesse anlegen.“

„Also Land dafür kaufen?“

„Ja. Das wäre ein Glück für mich und für deinen Sohn . . . und auch für dich selbst, wenn du später mal andern Sinnes werden solltest.“

Sie lächelte abermals und schlug Mazureau sanft auf den Arm, als habe sie es mit einem unvernünftigen Kind zu tun.

„Aber nein! Was Ihr da sagt, ist wirklich nicht vernünftig. Ich habe Euch doch heute früh erklärt . . .“

Er wurde ungeduldig.

„Willst du es uns anvertrauen, da gibt es nur Ja oder Nein! Sonst will ich gar nichts wissen.“

„Gott, wenn Ihr so darauf veressen seid, so werdet Ihr das Geld auch anderswo finden als grade bei mir . . . Onkel Sicot wird es Euch leihen.“

„Sicot?“

„Ja. Er hat mir vorhin erzählt, daß wenn Ihr Land kaufen wolltet, er Euch gerne acht- oder zehntausend Franken vorschöpfe . . . und noch mehr, wenn's darauf ankommt!“

„Hat er dir nicht dazu auch gesagt, daß du ein bißchen spinnst? Nein? Na, denn hat er es sich eben gedacht.“

Am Tage danach überwarfen sie sich vollkommen.

„Ich geh auf der Stelle fort“, erklärte sie und weinte vor Wut, „und den Bub nehm' ich mit! Ich will, daß er ein ehrliches Handwerk lernt, statt in diesem unzivilierten Lande zu verrohen!“

Jetzt mengte Bernhard sich ein.

Zuerst sagte er nur, sehr ruhig:

„Ach ja . . . Stimmt ja wohl, du willst mich mitnehmen! Ich soll Metzger werden und krepieretes Viehzeug verkaufen! . . . Es hört sich ganz gut an, was du da sagst! . . . Aber hast du denn überhaupt etwas zu sagen?“

Sie sah ihn bestürzt an.

„Ich bin Kriegswaise . . . ich habe das Gesetz auf meiner Seite . . . Ein Handwerk, sagst du? Ich habe mein Handwerk längst selbst gewählt, und es ist nicht nötig, daß man mir eines beibringt . . . Ich will hierbleiben und mein eigener Herr sein . . . Du wirfst mich daran nicht hindern!“

Sie kam mit erhobener Hand auf ihn zu, doch er schlug ihren Arm zur Seite und stieß sie heftig zurück.

„Elender Lausbub!“ schrie sie, „ich laß dich ins Rittchen bringen!“

„Hah, mich!“

Er schlug sich mit der geöffneten Hand auf die Brust:

„Mich! Mich läßt du ins Rittchen bringen! . . . Du meinst wohl, ich habe Angst? Mein Vater hat draußen im Schützengraben keine Angst gehabt, und auch ich fürchte mich vor niemandem! . . . Ich bin hier zu Hause . . . Verflucht nochmal, so probiere es doch, mich ins Rittchen bringen zu lassen!“

Mazureau legte sich ins Mittel.

„Schweig, Bernhard!“ sagte er.

Der Junge aber war nun einmal in Fahrt und gab sich so ohne weiteres nicht mehr zufrieden.

„Hast du überhaupt etwas zu sagen? Hast du mich denn großgezogen? Jetzt, wo ich Geld für meine eigene Sache brauche, wirst du mir da welches geben? Hast du denn überhaupt Geld? . . . Reinen roten Heller hast du, wenn du es von mir hören willst . . . Alles hast du verfressen . . . Deinen Lohn, deinen Zuschuß, deine Rente — alles! . . . Und meine Rente, was hast du mit der gemacht? Hast du sie etwa für mich verwendet?“

Die folgenden Worte schrie er laut heraus:

„Ich bin Kriegswaise . . . und außerdem Staatszögling . . . Du brauchst gar nicht zu versuchen, mir mit deinem Rittchen Angst einzujagen! . . . Aber das ist noch nicht alles! Seit vier Jahren hast du das für mich bestimmte Geld eingestrichen; du bist mir also Geld schuldig! . . . Und wirst es mir geben! Du wirst es mir geben, sage ich dir! . . . Ich arbeite mich ab und kann noch nicht mal etwas dafür einstecken . . . Du glaubst wohl, sie bezahlen dir ewig so weiter, damit du ein Faulenzerleben führen und das Geld verschlecken kannst? . . . Ich verlange mein Recht, oder aber ich laß dir deine Rente entziehen. Ich brauche nur an die Regierung zu schreiben!“

Er bebte in maßlosem Zorn, und zwischen seinen schweren Riefen kamen die Worte nur ruckweise hervor.

„So, du willst wieder gehn? Schön, was wartest du denn noch? Aber du bist mir über tausend Franken schuldig, und die wirst du mir geben, das merke dir ja!“

Mazureaus Schwiegertochter nahm Hut, Sonnenschirm und Tasche auf.

„Du mußt dich nicht ärgern“, sagte Mazureau; „du kannst wiederkommen, wenn es dir Spaß macht.“

„Ja, schon gut!“ sagte sie und ging davon.

Nein, Ärger war nicht das einzige Gefühl, das sie empfand; sie hatte auch Angst!

Vier oder fünf Tage danach bekam sie von der Behörde einen an allen Ecken versiegelten Brief, in dem man einige Erklärungen von ihr verlangte. Sie antwortete positivend und sehr ausführlich, um ja alles recht zu machen. Dann sandte sie unverzüglich neunhundert Franken an Mazureau.

Nun besaß sie keinen roten Heller mehr.

Bernhard ging mit dem Großvater aufs Postamt, um die neunhundert Franken abzuholen. Er selbst trat an den Schalter, nahm sie in Empfang, zählte sie nach und steckte sie sodann in die Tasche. Daheim legte er sie in die Schublade, nicht etwa einfach zu dem Gelde des Großvaters, vielmehr in einem gesonderten Bündel dicht daneben.

Er war es auch, der am nämlichen Tage bei der Arbeit angab.

Da es Abend geworden war, wurde er von einer neuen Unruhe gepackt.

„Wir arbeiten hier draußen auf der Ebene“, sprach er zu dem Großvater, „und kein Mensch ist daheim . . . Wie leicht könnte man uns bestehlen.“

„Ach was, die Türen schließen gut“, gab Mazureau zurück, „und die Nachbarn sind nicht weit.“

Bernhard hielt ihm indessen all die aufregenden Nachrichten, die in den Zeitungen standen, entgegen und führte als Beispiel den Fall eines Bauern aus der Vendée an, dem man, während er, nur zwanzig Meter von seinem Hause entfernt, seinen Garten umgrub, sein ganzes Hab und Gut gestohlen hatte. Der Großvater ward durch diese Mitteilung erschüttert, ohne es allerdings zugeben zu wollen.

Sie gingen früher heim als sonst, und Bernhard machte lange Schritte. Als er den Schrank öffnete und in das Schubfach hineinsah, stand der Großvater nicht weit von ihm.

„Hier können wir das Geld unmöglich liegen lassen“, sagte Bernhard.

„Ja. Man könnte es in einem Strohsack verstecken“, riet Mazureau.

Wahrlich, verstecken, das war kein schlechter Gedanke! Auf die Art und Weise hatte man den Dieb von vornherein gepackt. Bernhard wollte jedoch nur sich selbst vertrauen. Lange suchte er nach einem geeigneten Versteck. Schließlich schlug er mit der Hacke in einer Ecke der Scheune ein großes Loch in den Boden. Dahinein stellte er einen Topf aus Steingut, und in ihn legte Mazureau seine mit einem Taschentuch umwickelten Papiere. Danach legte Bernhard seine neunhundert Franken dazu, und als dies geschehen war, wühlte er in Evelines Schublade herum und brachte das ganze Geld herbei, das sie ihm gelassen hatte.

Nachdem er den Topf mit dem Deckel verschlossen hatte, schüttete er Erde darüber, ebnete das Ganze und stampfte es mit einer Schaufel fest.

„So“, sagte er dann, „jetzt können wir in aller Ruhe weggehen.“

„Und wir kaufen sie doch!“ schloß er mit fester Stimme.

„Wir kaufen sie doch!“ echote der Großvater.

Beider Brust ward von demselben Stolz geschwellt, dem hochmütigen Stolz des Einsiedlers, der nur ungern die Hilfe eines anderen Menschen sucht.

Alle Welt ließ sie im Stich; nun gut, dann war es eben so noch besser!

Sie hatten beschlossen, sich ohne Köchin zu behelfen. Und dazu hatten sie beschlossen, Honoré, der jetzt nicht mehr zu ihnen kam, nicht durch eine andere Kraft zu ersetzen.

Sie nahmen die Arbeit zu gleichen Teilen auf sich.

Das machte ihre gewohnte Tätigkeit keineswegs schwieriger; sie mußten nur nachdrücklicher, und länger als sonst, arbeiten. Im Haushalt aber tappten sie unsicher umher. Bernhard, der sich zuerst geweigert hatte, sich um das Essen zu bekümmern, mußte sich dieser Arbeit dennoch widmen, denn die Ungeschicklichkeit des Großvaters war allzu groß. Dazu versorgte er das Geflügel auf dem Wirtschaftshof, ließ die Ziegenmilch, so gut es eben gehen wollte, sauer werden und fand sogar den Mut, Käse daraus zu machen. Die Aufgabe des Großvaters war es, die Röhre zu melken und das Brot zu backen.

Alles das wurde ganz früh am Morgen, oder aber des abends, wenn es dunkel geworden war, in großer Hast getan.

Man befand sich ja mitten in der Ernte. Da sie auf Honorés Hilfe, mit der sie gerechnet hatten, verzichteten

mußten, vermochten sie kaum, mit den andern Schritt zu halten, und ihre Frucht wurde als letzte eingefahren.

Honoré sah man nicht mehr in der Ebene. Bernhard erkundigte sich einmal nach ihm: der Bursche arbeitete nirgends, außer bei sich daheim vielleicht . . . und auch hier konnte niemand behaupten, ihn bei sich, auf dem Großen Hof also, mit einem Spaten in der Hand gesehen zu haben.

„Was er wohl treiben mag? . . .“ fragte Bernhard. „Warum kommt er nicht mehr zu uns? Er ist noch immer, wie vorher, auf dem Bürgermeisteramt eingeschrieben, daß er für uns zu arbeiten hat.“

„Wir werden gut ohne ihn fertig“, sagte Mazureau.

„Das gewiß . . . Aber das hindert nicht, daß er arbeiten muß, dafür ist er eben reklamiert . . . Wenn er nichts tun will, sollen sie ihn ruhig fortschaffen! Die Polizei wird ihn schon einen dieser Tage kriegen . . .“

„Ach was, lassen wir ihn in Ruhe!“ beharrte Mazureau; „er hat sich gegen uns besser benommen, als ich je zu hoffen gewagt hätte . . . Vielleicht ist er dazu noch krank.“

Bernhard zischte:

„Nun, wenn er krank ist, soll er nur krepieren! Aber vorher wird ihn hoffentlich die Polizei noch tüchtig drannehmen.“

Die Polizei kümmerte sich zwar nicht im geringsten um Honoré, aber ein Offizier kam ganz allein seinetwegen nach Fougeray. Man erzählte, daß Honoré sich für krank ausgegeben habe, doch der Offizier habe ihm eine sehr strenge Predigt gehalten und ihm einen Befehl überbracht. Einige versicherten, Honoré habe, um sich

aus der Affäre zu ziehen, ein hübsches Stück Geld hingelegt. Es kann nicht behauptet werden, daß es in Fougeray keine neidischen Menschen gegeben habe.

Honoré tauchte also wieder in der Ebene auf. Man sah ihn bald bei diesem, bald bei jenem, je wie es das Bedürfnis fügte, arbeiten; doch von einer regelmäßigen Arbeit konnte keine Rede sein. Nach Hof Marnière kam er nicht mehr.

Mazureau und Bernhard mußten die Ernte allein unter Dach bringen. Jeden Augenblick stellte sich ihnen eine neue Schwierigkeit in den Weg.

Das erste Mißgeschick war ein ärgerlicher Auftritt mit der Frau, die jeden Morgen die Freundlichkeit hatte, ihre Milch dem Milchmann abzuliefern. Nachdem Bernhard sich die Rechnung der Meierei näher angeschaut hatte, vermochte er seine Zweifel vor der Nachbarin nicht länger zu verbergen und schickte sie fort. Und doch mußte die Milch auf irgendeine Weise abgeliefert werden. Dreißig Liter zu siebzehn Sous, die kann man nicht Tag für Tag in den Bach gießen, wenn man davon träumt, einmal reich zu werden . . . Bernhard mußte also jedesmal vom Felde heim, wenn der Milchmann auf den Hof kam.

Zugleich brach für den Wirtschaftshof eine Katastrophzeit an: eine ganze Brut schöner Küchlein erkrankte, und die jungen Stallhasen wurden von den Ratten aufgefressen.

Und schließlich mußte gewaschen werden . . .

So ging es, bis sie sich eines Abends hinfetzten und ihre Verluste zusammenrechneten. Sie betrugten über hundert Franken für vierzehn Tage.

„Und jetzt muß bald gedroschen werden“, sagte Mazureau. „Wir werden oft genug beide zu gleicher Zeit bei den Nachbarn arbeiten müssen. Es muß also unbedingt jemand auf den Hof.“

„Ja, das muß wohl sein“, sagte Bernhard; „wen könnten wir dafür aussuchen?“

Sie machten in Gedanken einen Gang durch ganz Fougeray, aber keiner der beiden blieb nur eine Sekunde bei dem Gedanken stehen, daß man Eveline bitten könne. Es lebten im Dorf zwei alte Frauen, die taten fast nichts und wohnten ganz für sich allein; kein Mensch wußte, wovon sie lebten; ihre Fähigkeit, Entbehrungen zu ertragen, mußte unglaublich groß sein. Zu ihnen ging Mazureau und machte sein Anerbieten. Sie lehnten beide ab und behandelten ihn sogar sehr von oben, mit Worten wie: man habe es Gott sei Dank nicht nötig, sich als Magd zu verdingen . . . Die eine von ihnen aber nannte Mazureau wenigstens eine bedürftige Frau in dem Dorf Saint-Etienne, die sich zudem vor der Arbeit nicht bangte.

Mazureau fuhr also nach Saint-Etienne hinüber. In einer Hütte, die nur sehr wenige Möbel enthielt, traf er die Frau, die er suchte, an; sie war sauber, und dazu sehr freundlich und lustig. Er machte ihr den Vorschlag, daß er sie auf Probe für einen Monat dinge wolle, und sie nahm sogleich an.

Am nächsten Morgen bereits stellte sie sich auf Hof Marnière ein.

Sie hieß Franziska, gestand, daß sie sechzig Jahre alt sei und hatte in ihrem Leben nichts als Pech gehabt. Mittags, bei Tisch, erzählte sie Mazureau und Bernhard

von all ihrem Unglück. Sie war zweimal verheiratet gewesen, hatte es aber in beiden Fällen sehr schlecht getroffen, denn die Männer waren böse und schlugen sie. Ihre Kinder waren zum Teil gestorben, die andern waren mißraten. Sie ging schon lange als Aufwärterin, obwohl sie als junges Mädchen seidene Kleider und vornehme Hüte getragen hatte. Sie hatte in fünfundzwanzig oder dreißig verschiedenen Häusern gedient, und die schlechten unter ihnen waren zahlreicher gewesen als die guten.

„Ach, was habe ich alles gesehn! Ach, was habe ich alles gesehn!“ sprach sie ein über das andere Mal.

Sie sagte es nicht mit Seufzen und Ächzen, sondern im Gegenteil mit einem schlaun Lächeln um den Mund und einem verklärten Ausdruck im Gesicht.

Sie war im ganzen Land herumgekommen und verstand sich auf alles. Sie konnte kochen, waschen und nähen, sie verstand sich auf die feine wie auf die größte Arbeit, kurzum, sie konnte einfach alles.

Bernhard fand, daß sie recht drollig aussähe mit ihrer platten Brust, ihren kleinen Augen mit den faltigen Lidern und ihrer violetten, erstaunlich spizen Nase.

Er ließ sich von ihr noch einmal die Geschichte von ihrem ersten Mann erzählen, der in einem Bach erdigt hatte.

„Ja, mein liebes Jungchen . . . er war so besoffen, hi hi hi! . . . Und da ist er mit dem Gesicht zu unterst in ein Wächelchen gefallen . . . Er hat nicht mehr aufstehn gekonnt, und so ist er eben gestorben, weil er zu viel gesoffen hat . . . Si hi! . . . Ohne sich nur die Haare naß zu machen.“

„Ach, hört auf, das kann doch nicht möglich sein! Da muß er eben zu viel aus dem Bach getrunken haben!“

„Wasser? Nein, trank er nie! Nein nein! Zu viel gefressen hat er . . . Ich hab das mit zugesehn, mein liebes Jungchen . . . Hi hi hi! Ach, wie oft hab ich das mit zugesehn!“

Bernhard blickte den Großvater bedeutungsvoll an und flüsterte:

„Die spinnt ein bißchen, der brauchst du kein Geld zu geben.“

Sie war indessen nicht so wirt im Kopf wie Bernhard glaubte, denn sie ließ sich, was ihre Arbeit anging, alle notwendigen Erklärungen geben. Sie ließ sich Evelines Stube, die Vorratskammer, das Waschhaus, den Speicher, den Wirtschaftshof und den Schweinestall zeigen. Als sie überall genau Bescheid wußte, versicherte sie, daß sie sich von jetzt an schon ganz allein zurechtfinden würde. Sie hatte ja in ihrem Leben so viel gesehen!

Als sie des Abends von dem Hof eines Nachbarn zurückkamen, wo sie gedroschen hatten, war das Vieh hübsch gestriegelt, die Kühe waren gemolken und das ganze Haus in Ordnung.

Nur eines war schlimm: die Alte sang! Sie saß am Tisch und hatte ihre Schürze voller Erbsen, die sie entkernte; dabei sang sie in den höchsten Tönen. Ihr Kopf ging heftig auf und ab, und ihre spitze Nase schien die vor ihr in einer Schüssel liegenden Erbsen aufspicken zu wollen.

„Ist dies das neueste Lied, wo du gelernt hast?“ fragte Bernhard. „Müßtest du mir mal abschreiben.“

„Och ja, mein liebes Jungchen . . . Ich weiß so viele! Und was für schöne!“

Und: tirili und tralala! ging es munter fort.

Mazureau trat zu ihr hin und runzelte die Stirn.

„Genug für heute abend!“ sagte er; „wir wollen jetzt schlafen gehn, und dasselbe tut Ihr auch . . . und daß ich so etwas nicht nochmal höre!“

Sie ging mit schwankenden Schritten in Evelines Stube hinüber.

„Da hast du ja eine glückliche Hand gehabt“, bemerkte Bernhard; „die säuft!“

Sie krochen erschöpft in ihre Betten. Im Zimmer nebenan aber schien die Alte mit munteren Schritten umherzutanzten, und man hörte sie eine Gavotte vor sich hinträllern.

„Willst du wohl still sein, alte Närrin!“ schrie Bernhard.

„Ja ja, mein Goldschatz!“ tönte es herüber. „Ich habe in meinem Leben so viel gesehn!“

„So viel getrunken hast du . . . das willst du wohl sagen! Warte nur einen Augenblick, alte Schmierliese!“

Mazureau rief dazwischen, daß er aufstehen und sie vor die Tür werfen werde. Endlich schlüpfte sie in ihr Bett, und sie hörten alsbald, wie sie schnarchte; komisch klang dieses Schnarchen, in dem ein dumpfes Brummen mit langgezogenem, ohrenzerreißendem Miauen wechselte.

Am nächsten Morgen war sie bereits vor ihnen auf den Beinen. Da sie noch immer zusammen aufs Feld hinaus mußten, jagten sie sie nicht davon, sondern begnügten sich damit, den Kellerschlüssel mitzunehmen.

Sie tat ihre Arbeit abermals gewissenhaft, und als sie heimkamen, empfing sie sie fröhlich, obwohl sie keinen Tropfen Alkohol getrunken hatte.

„Gut, warten wir noch etwas!“ dachten sie, „wenn sie ihre Arbeit tut . . .“

Am Tage darauf betrank sie sich nach allen Regeln. Sie fragten sich, mit welcher List sie das getan haben könne. Und doch hatte sie es fertiggebracht, aus einem halben Liter Ziegenmilch fünf Käse zu bereiten . . . und dann vor allem hatte sie mit der großen Wäsche begonnen, und bevor diese beendet war, konnte man sie nicht gut davonjagen.

Dazu kam, daß Bernhard in einem Wandschrank eine Flasche Schnaps entdeckte. Er versteckte sie, und Franziska war achtundvierzig Stunden lang nüchtern. Die Woche verging; als der Sonntagmorgen kam, gab Mazureau der Alten für den ganzen Tag Urlaub.

Als sie weg war, durchsuchten sie das ganze Haus.

Keine Unordnung war zu entdecken, nichts fehlte. Franziska betrank sich zwar gern, aber sie tat ihre Arbeit gut und war keine Diebin. Außerdem aß sie fast nichts.

„Und doch müssen wir auf sie achtgeben!“ sagte Bernhard.

Mazureau sagte ebenfalls:

„Wir müssen auf sie achtgeben!“

Plötzlich jedoch stieß er einen Fluch aus. Er hatte seine Schnupftabaktdose vom Ramin aufgenommen und entdeckt, daß sie leer war! Und er hatte doch den Rest des Tabaks, den Honoré ihm geschenkt hatte, sorg-

fältig darin verstaubt. Nur zwei, drei Male am Tag entnahm er ihr eine spärliche Prise.

„Verflucht, keinen Krümel hat sie drin gelassen, nichts! Ich will das Frauenzimmer hier nicht mehr sehen!“

Bernhard versuchte, ihm vernünftig zuzureden, doch der Großvater war nicht so leicht zu beruhigen.

„Sie hat sich nur dreimal besoffen“, sagte Bernhard, „und gegessen hat sie überhaupt nichts. Womit wir sie ernähren, ist doch ganz wurst! . . . Außerdem ist sie eine Heze!“

Er ging hinüber zu den Käsekörben: wahrhaftig, sie waren voll! Die Alte hatte es tatsächlich fertiggebracht, in der Woche fünfundzwanzig Käse zu bereiten, während Eveline nur fünf oder sechs, und diese mit Not, zustande brachte.

„Sie hat Rahmilch dazugenommen!“ brummte Mazureau. Sie sahen sich das Milchbuch an, und siehe da, es waren zwanzig Liter mehr als in der Woche zuvor eingetragen!“

„Sie ist bestimmt eine Heze!“ sagte Bernhard, „man muß Obacht auf sie geben.“

Sie beobachteten sie also. Bernhard gewöhnte sich daran, ihr jeden Tag ein vernünftiges Quantum Wein zu geben.

„Hier nimm“, sagte er dann, „wenn du das im Bauch hast, wirst du uns viele schöne Käse machen.“

„O ja, mein hübsches Jungchen! Ich nehme schon die Interessen meines Herrn wahr . . . Ich habe in meinem Leben so viel gesehn!“

Mazureau verzieh ihr indes die Geschichte mit dem Tabak nicht. Er überwachte sie. Eines Morgens er-

tappte er sie dabei, es war kurz bevor der Milchmann vorüberkam, wie sie ihre Milch gehörig taufte. Er machte seinem Zorn mit gewaltiger Stimme Luft:

„Was tust du da, du entsprungene Zuchthäuslerin?“

Sie hatte bereits getrunken, darum regte sie sich nicht auf, sondern zwinkerte nur schelmisch mit den Augen.

„Ich arbeite ja nur für meinen Herrn . . . Was wollt Ihr denn, mein Lieber? . . . Ich habe als Euere Haushälterin dafür zu sorgen, daß Ihr möglichst viel verdient.“

Mazureau rief Bernhard herbei.

„Hier, komm und schau sie dir an“, schrie er; „die bringt uns noch ins Gefängnis! Wenn der Kontrolleur zufällig in den letzten Tagen vorbeigekommen wäre, so läge die Schande bereits auf uns!“

Bernhard murmelte:

„Wir hätten durch sie im Monat dreihundert Franken mehr verdient . . .“

Der Großvater jedoch erwiderte streng:

„Schweig! Von solchem Brot eß ich nicht . . . Und alle, die meines Blutes sind, werden nicht davon essen, solange ich lebe . . . Das Geld ist nichts . . . es gilt nur die Ehre! Hier, gieß mir die Milch auf den Hof!“

Bernhard nahm den Eimer auf und riß ihn rasch zurück.

„Geh weg!“ sagte er, „sie fortschütten! . . . Sie soll uns Käse daraus machen.“

Diesmal blieb die Alte noch, dank Bernhards Fürsprache. Sie verstanden sich zum Schluß wundervoll. Vor Mazureau hatte die Alte Angst, bei dem Kleinen aber, der sie von Anfang an vertraulich geduzt hatte, schwastete sie munter drauflos.

„Wie machst du das eigentlich, Franziska“, fragte er, „leben ohne zu essen?“

„Ich trinke die Milch von der Ziege, mein großer lieber Junge! . . . Das besänftigt das Blut . . . Ich habe in meinem Leben so viel gesehnt!“

„Die Milch von der Ziege trinkst du? Ja hast du es denn mit dem Teufel? Du machst doch zehn Käse am Tag!“

„Die mache ich doch aus der Buttermilch, mein Goldengel . . . aus der garstigen, schmutzigen Buttermilch, die so eklig riecht . . . Die Leute in der Stadt kennen sich ja darin nicht aus! . . . Für den Käse gibt's ja keinen Kontrolleur . . .“

„Könntest du hundert Stück davon pro Woche machen?“

„Ja, und die könnte ich mit fünfundvierzig Sous in der Stadt verkaufen, mein Liebling; für fünfundvierzig Sous, in den vornehmen Häusern natürlich.“

Sie schnalzte mit der Zunge.

„Die vornehmen, reichen Leute, weißt du, die mögen gern die guten weißen Rahmkäse . . . die guten la Mothe-Käse aus reiner Ziegenmilch . . . hier, probieren Sie nur mal, schöne Dame! . . . Das ist sehr gesund für die Kranken! Hi hi hi!“

„Also gut: du gehst in die Stadt damit . . . einen Tag in der Woche, wenn du willst . . . und dann kauft du dir auch Schnaps mitbringen.“

„Ja, den werde ich mitbringen, mein hübscher Junge . . . muß es aber nicht verraten . . . hi hi! Mußt es nicht verraten!“

Von Stund an schaffte die Alte wie eine Wilde. Sie verkaufte allen reisenden Händlern von ihrem Käse und behielt doch noch welchen übrig, den sie auf den Markt bringen konnte.

Mazureau ahnte wohl etwas von diesem neuen Streich und tobte abermals. Bernhard aber hielt ihm Stand; schließlich gab es noch manch einen, der seine Buttermilch auf so nützliche Weise verwendete! Und außerdem, war das nicht gut genug für die Nichtstuer in der Stadt? Vor allem andern kam es darauf an, die Äcker bei Brülons kaufen zu können . . .

Franziska konnte sich also in aller Ruhe ihrer Pantscherei widmen. Andere Speisen bereitete sie nicht. Bernhard und der Großvater aßen aus der Hand, was sie gerade fanden — manchmal sogar einen Buttermilchkäse, wie die andern.

Beinahe jeden Abend betrank die Alte sich in aller Fröhlichkeit. Bernhard zeigte sich freigebig gegen sie. Eines Tages, als sie sich selbst übertroffen und aus einem Glas frischer Milch fünfundzwanzig Käse gemacht hatte, steckte er ihr eine Tüte Tabak zu, die er dem Großvater gestohlen hatte.

II

Eveline aber lebte in La Baillargère. Sie hatte sich, da sie von zu Hause geflohen war, einer inneren Eingebung folgend, rasch dorthin zurückgezogen. Als sie davon sprach, daß sie wieder gehen wolle, begann Marie sich zu ereifern, und selbst die Tante mit ihrer sanften und langsamen Stimme machte ihr Vorhaltungen.

„Rede nicht davon, daß du uns verlassen willst, Eveline!“ sagte sie. „Zunächst einmal, wo wolltest du denn hingehen? Mit so einem armen Mädchen wie du es bist hat kein Mensch Mitleid, denn so eine wie du kann früher oder später dem Staat zur Last fallen . . . Ein Platz ist bei deinen Leuten. Bleib so lange bei uns, bis du wieder auf den Hof deines Vaters gehen kannst.“

Dennoch hätte Eveline gern dem Ort Fougeray den Rücken gekehrt, wo nun jedermann von ihrem Fall unterrichtet sein mußte. Sie dachte daran, zu ihrer Schwägerin nach Nantes zu gehen, doch ihr armer Wille setzte sich gegen den sanften Widerstand Mariens und ihrer Mutter nicht lange durch.

So ließ sie sich denn in La Baillargère festhalten. Der Onkel ergriff heftig Partei für sie. Man hörte ihn allerwege laut auf den Schwager schelten.

Da Honoré ihm mittlerweile von der Erhöhung der Pacht Mitteilung gemacht hatte, besann er sich nicht lange, ihn ebenfalls zu beschimpfen und seine galanten Unternehmungen in den Mund der Leute zu bringen.

Dank Sicots Vermittlung waren die Einwohner von Fougeray bald auf dem Laufenden über das, was geschehen war, und es gab ein einziges, lärmendes Aufsehen darüber.

Eveline wagte nicht mehr, das Haus zu verlassen.

„Wir haben hier schon Arbeit für dich“, hatte die Tante zu ihr gesagt.

In Wahrheit aber tat sie nicht viel. Man sah sie niemals draußen auf dem Feld, noch wie sie sich auf dem Hof mit dem Vieh abgab. Marie arbeitete draußen

auf den Äckern, und auf dem Hof genügten die Arme der Tante fast überall.

Eveline strickte und nähte, denn Marie hatte ihr keine Ruhe gelassen, bis sie sich an ihre Aussteuer gemacht hatte. Die Base gab ihr dazu ihre eigenen Hemden und opferte sogar einige ihrer Röcke, allerdings nicht gerade die prächtigsten. Eveline mußte ganz nach ihren Befehlen arbeiten. Jeden Abend musterte das alte Mädchen die bereits fertiggewordenen Stücke genau durch. Sogar vom Bett aus, vor dem Einschlafen, ging sie Eveline, die neben ihr schlief, noch zu Leibe.

„Wenn du doch nun einmal so viel Zeit hast, wie dazu nötig ist“, sagte sie, „wer hindert dich dann daran, etwas Hübsches zu machen? Du kannst doch sticken, du!“

Die Schwiegertochter von Hof Marnière hatte damals bei ihrem Besuch sogleich versprochen, Eveline die fehlenden Kleider zu bringen. Sie fand jedoch nicht mehr die Zeit dazu, und Marie mußte ihre eigenen Kleider herbeiholen, damit ihre Base etwas anzuziehen hatte. Doch dies war nicht einfach, denn ihre Gestalten waren völlig verschieden.

Sicot sprach davon, daß er selbst zu den Barbaren hinübergehen wolle, um alles zu holen, was seiner Nichte gehörte, Kleider, Möbel, Geld und das übrige.

Seine Frau indessen hinderte ihn daran, und Marie ging.

Sie trat beherzt auf Mazureau in seinem eigenen Hofe zu.

„Ich komme, um Evelines Aussteuer zu holen“, sagte sie. „Ihr seid so nett zu ihr gewesen, daß sie nicht wagt, selbst deswegen herüberzukommen.“

Er sah sie, ohne eine Antwort zu geben, von der Seite an; sie wurde ungeduldig:

„Ich sage Euch, daß ich Evelines Aussteuer holen will, und Ihr werdet sie mir geben!“

Hierauf entgegnete er:

„Nimm, was du brauchst, aber mach zu!“

Sie richtete sich auf ihrem gesunden Bein empor.

„Ich werde mir so viel Zeit dazu nehmen, wie nötig ist . . . Ihr habt Euere Tochter davongejagt, herzloser Mensch der Ihr seid – und Ihr möchtet sie auch noch ihres Hab und Gutes berauben!“

„Los, mach zu!“ wiederholte er; „ich will euch alle hier nicht mehr sehen, weder sie, noch dich, noch sonst einen von deinen Leuten!“

Marie ging ins Haus.

„Ei guten Tag, mein hübsches Kind!“ rief die Alte sogleich und machte zu ihren Worten einen Knicks.

„Tag“, erwiderte Marie, „seht zu, daß Ihr mir aus dem Weg kommt!“

Sie ging in Evelines Stube hinüber, öffnete eine Schublade, schloß sie wieder und tauchte dann ihren Arm hastig zwischen zwei Tuchballen . . . Maurices Bild war tatsächlich noch da. Sie hielt einen Augenblick inne, um es anzusehen, dann steckte sie es sorgfältig in die Tasche ihrer Schürze.

Danach machte sie, ohne sich im geringsten zu beeilen, zwei große Kleiderpakete, die sie mit Nadeln, welche sie mitgebracht hatte, säuberlich zusteckte.

„Kommt her, ich will Euch helfen, schönes Kind“, sagte Franziska.

„Und ich gebe Euch dazu nicht die Erlaubnis“, erwiderte jene.

Sie nahm unter jeden Arm ein Paket und machte sich auf den Heimweg nach La Baillargère. Sicot jedoch fluchte, weil sie das Geld nicht mitbrachte.

„Verflagen muß man ihn!“ schrie er.

Eveline aber sagte:

„Ich mag es gar nicht haben.“

Honoré verbrachte unterdes auf dem Großen Hof die trübseligsten Tage seines trübseligen Lebens.

Er arbeitete nicht mehr, schlief nicht mehr, aß nicht mehr, und sein ohnehin schwächlicher Körper sank noch mehr in sich zusammen.

Als er sich vor fünf Monaten erstmals um Eveline bemüht hatte, gefiel ihm das Mädchen, gewiß, und er hatte sie unter den andern ihres Alters ausgesucht, ohne allzusehr in seiner Wahl zu schwanken; doch schließlich war er damals noch im Besitz seines gesunden Menschenverstandes gewesen, und wenn er auch mit einem Schlage seine ganze Hoffnung verloren hätte, so wären ihm doch nicht zugleich damit die Lust nach Speise und Trank abhanden gekommen.

Immer wieder hatte er mit Mazureau zu handeln und Eveline zu schmeicheln begonnen, und immer wieder war er dabei von der Hoffnung in die Enttäuschung geraten. Anfangs, da er versucht hatte, das Mädchen mit wohlüberlegten Sätzen, so wie sie ein alter gewitziger Schürzenjäger ersinnen mochte, einzulullen, hatte er es halbwegs ernsthaft gemeint, doch allmählich hatte er an

dem Spiel Gefallen gefunden; und dann war es so gekommen, daß es für diesen klugen Mann von vierzig Jahren nichts anderes mehr in der Welt gab als Eveline . . .

Als ihm dann plötzlich die Wahrheit in ihrer ganzen Brutalität gegenübertrat, empfand er den Schlag derart heftig, daß er davon umgeworfen wurde.

Für ein paar Tage sah man ihn nicht. Er blieb daheim, in irgendeinem Winkel seiner großen Gebäude, hocken, um auf seinem Kummer herumzukauen. Er redete mit sich selbst, wie ein Narr, dessen Geist allein auf Reisen geht.

„Es kann nicht sein! . . .“, sagte er. „Soll sie sich doch fortmachen! Soll sie sich doch ganz weit fortmachen! . . . Es gibt genug schöne Mädchen auf Erden!“

Bisweilen aber murmelte er:

„Wenn sie Witwe wäre . . . gesetzt den Fall . . . dann würde ich sie heiraten!“

Eines schönen Abends verließ er den Hof, um in der Gegend von La Baillargère umherzustreifen. Er sah jedoch keinen Menschen und vernahm keinen Laut. Ein andermal war er kühner: er zog seine Stiefel aus, kletterte über die Mauer, welche rings um den Garten lief und näherte sich dem Hause auf den Fußspitzen. Er hörte nur Sicot, der gerade dröhnend auflachte. Im nämlichen Augenblick fiel der Hund über ihn her, und er mußte sich, die Stiefel in der Hand, vor ihm in Sicherheit bringen. Er sprang wie ein Zicklein zwischen den Umfriedigungen der Beete hindurch.

In bemitleidenswertem Zustand langte er auf dem Großen Hof an.

„Ach, soll sie doch zum Teufel und seiner Großmutter gehen!“ dachte er, „hoffentlich seh ich sie nie mehr wieder!“

Der Armste! Schon am Tage danach ging er auf die Ebene hinaus, um Sicot zu treffen. War Sicot schließlich nicht sein Pächter? Er mußte also von Zeit zu Zeit wohl oder übel einmal mit ihm reden . . . über die Sache mit der Pächterhöhung zum Beispiel . . .

Der andere empfing ihn nicht gerade herzlich, und Honoré ward sehr klein und entgegenkommend. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, und er sagte zu Sicot:

„Ich arbeite nicht mehr auf Hof Marnière . . . Ich habe einen kleinen Zank mit Mazureau gehabt . . . Ich bin reklamiert, wie Ihr wißt, und muß mindestens zwei Tage in der Woche bei den andern arbeiten; könntet Ihr mich nicht zufällig brauchen?“

Sicot erwiderte spöttisch:

„Du willst als Knecht bei deinem Pächter arbeiten? hm? Das erlebt man wahrlich nicht oft bei einem Großgrundbesitzer, der gebaut ist wie du!“

„Gott, ob bei meinem Pächter oder einem andern . . . der Krieg verändert eben alles!“

Sicot entgegnete trocken, als habe er es mit einem armen Tagelöhner zu tun:

„Nein, mein Lieber! Für den Augenblick habe ich so viel Arme wie ich brauche. Du kannst dich anderswo nach Arbeit umsehen!“

Honoré aber schämte sich nicht, auf seinem Wunsch zu beharren:

„Es wäre immerhin eine Hilfe, die Euch nicht teuer kommt!“

„Und doch wäre es immer noch zuviel, da ich sie entbehren kann.“

Da Honoré mit gesenktem Kopf davonschlich, warf Sicot, um das Maß der Erniedrigung voll zu machen, ihm spöttisch nach:

„Es ist weil . . . du bist mir ein bißchen zu liebenswürdig gegen die Weiber, für einen Knecht! Ja, du hast eine geradezu kühne Liebenswürdigkeit an dir, mein Bester . . . ich habe meine Tochter auf dem Hof!“

Honoré fühlte die Peitsche, aber er schlug nicht aus. Dennoch bereute er seinen Schritt bitterlich, sobald er wieder einigermaßen klar zu denken vermochte. Er nannte sich selbst einen Narren und begriff zugleich, daß er auf diese Weise bald zum Gespött des ganzen Dorfes werden würde.

Ein paar Tage nach diesem Vorfall kam der Offizier abermals zu ihm und machte ihm Vorhaltungen.

Er sah übrigens nicht allzu böse aus. Gegen das Ende der Unterhaltung wurde er sogar sehr sanft und gab Honoré einige gute Ratschläge.

„Also“, sagte er, „ich rate Euch: arbeitet und mißtraut Euren Nachbarn. Ein Brief ist nämlich die Ursache meines heutigen Besuches bei Euch.“

Honoré überlegte nicht lange hin und her, sondern dachte sogleich:

„Der Brief kommt von Sicot. Diesen bösen Streich wird er mir büßen!“

Der Brief kam aber von dem Knaben Bernhard auf Hof Marnière.

III

Eines Morgens war Bernhard dabei, die Krippe vor dem Maul eines frisch entwöhnten Kalbes zu säubern. Er fuhr mit der Hand in ein Bündel Futter, welches ihm feucht zu sein schien. Er gab dem Kalb einen leichten Klaps auf die Nase und schüttelte dann seine mit Schaum bedeckten Finger ab.

„Dummes Vieh! So friß doch, statt an deinem Futter zu saugen!“

Mazureau fragte:

„Was gibt's?“

„Ach, das Kalb frißt nicht . . . Es geifert alles voll, das blöde Vieh.“

Der Großvater trat unruhig hinzu und legte dem Tier, das unter seiner Berührung erbebte, die Hand auf den Rücken.

„Wetten, daß es etwas anderes ist? Führ es mal hierher!“

Bernhard machte das Kalb los und führte es ins Licht hinüber. Der Großvater preßte ihm die Kinnbacken auseinander.

„Na also, hier: die Maulseuche! . . . Da haben wir es!“

„Verflucht nochmal!“ sagte Bernhard, und seine Stimme hatte einen erstickten Klang.

Dann sahen sie einander entsetzt in die Augen.

„Wir dürfen keinem Menschen etwas davon sagen“, flüsterte Mazureau; „auch Franziska darf es erst in ein paar Tagen merken.“

„Ich geh und öffne den Keller“, sagte Bernhard.

Um Tage darauf waren die fünf Milchkühe von der Krankheit befallen. Franziska war schon am frühen Morgen betrunken und konnte sie deshalb nicht melken. Mazureau besorgte es an ihrer Statt, und Bernhard gab die Milch dem Milchmann.

Um nämlichen Tage wurde in Quérelles ein kleiner Markt abgehalten. Mazureau führte eine junge, erst halb fette Färse hin. Er hatte zwar beschloffen gehabt, sie dem Schlächter erst etwas später zu verkaufen, auf dem Oktobermarkt nämlich, aber mit der Pest im Stall war es schon besser, sich des Tieres sogleich zu entledigen. Ein Pächter aus Saint-Etienne kaufte es, und acht Tage später, nachdem es die ganze Umgegend angesteckt hatte, ging es ein.

Auch seine Schweine verkaufte Mazureau an den Händler Gibel, und er sorgte dafür, daß jener sie sogleich mitnahm. Alles dies geschah binnen vier Tagen. Es war auch höchste Zeit, daß man damit zu Ende kam. Bernhard gab noch immer die Milch dem Einsammler von der Molkereigenossenschaft, doch ward es immer weniger, und es nutzte nichts, daß der Knabe hinter dem Rücken des Großvaters Wasser hinzugieß: die Farbe blieb zweifelhaft, denn drei Kühe hatten Geschwüre an den Eutern, und ihre Milch war zähflüssig und mit Blut untermischt.

Als die Schweine fortgebracht waren, lief Bernhard auf die Bürgermeisterei, um von der Krankheit Anzeige zu erstatten. Die Tiere wurden im Stall gezeichnet, und am Hoftor wurde ein hübsches Schild angebracht, das die Aufschrift trug: ‚Maul- und Klauenseuche‘.

Zwei Tage danach war die Seuche bei Marcireau, war bei Léperon und Léchelier, war auf dem Hof der Poitevins und auf der Millancherie, war überall und überall . . .

Ein jeder überwachte seinen Nachbarn, denn es war jetzt nicht mehr leicht, die Anzeige hinauszuzögern, so wie die auf Hof Marnière es getan hatten. Auch der Milchmann betrachtete jetzt die Milch mit mißtrauischen Blicken. Wenn er sich jedoch besann, ob er sie annehmen sollte, gab es rings um seinen Wagen lärmende Reden und ärgerliche Worte.

Die Verdächtigungen flogen wie Wespen hin und her. Manch einer wurde ohne jeden Grund von seinen Nachbarn, deren Vieh von der Seuche befallen worden war, bezichtigt. Gegen diejenigen, an deren Höfen die Pest vorüberging, brach der eifersüchtige Neid einiger Bauern schlimmer aus als er sich gegen die ‚Reklamierten‘ und gegen die Kriegsdrückeberger gewendet hatte.

Bernhard schlenderte durch das Dorf, und wenn er ein neues Schild entdeckte, ging das gewohnte böse Lächeln über sein Gesicht und zog ihm die Augenlider herab.

„Jetzt ist sie beim Dings“, berichtete er dann dem Großvater. „Herrgott nochmal, wir sind doch oben-auf!“

„Ist sie in La Baillargère?“ fragte Mazureau.

„Noch nicht! Doch laß nur, sie kommt schon noch hin!“

Mazureau aber schüttelte traurig den Kopf. Daß die Seuche bei seinem Freund Marcireau, bei Léchelier und

bei Menon war, tat ihm nur leid, oder es ließ ihn doch wenigstens gleichgültig. Alle seine Gedanken gingen nur nach einem Ziel, und das hieß: Sieg und Triumph. Er sah seinen Weg vor sich liegen und kümmerte sich nicht darum, was zur Rechten und zur Linken von ihm vorgehen mochte. Es galt nur Eines: das Ziel erreichen, und deshalb mußte er vor Sicot gelangen. Wenn aber die Seuche nicht in La Baillargère ein-
309 . . .

Auf Hof Marnière wollte sie so rasch nicht wieder weichen. Die Rüche, welche die Krankheit zuerst ergriffen hatte, waren eingegangen. Die Versicherung würde zwar einen Teil des Verlustes bezahlen, aber fühlbar blieb er trotzdem. Für einige Zeit konnte man dem Schlächter kein Vieh liefern, und Mazureau hatte bereits damit gerechnet, im äußersten Notfall zwei junge Ochsen zu verkaufen. Vor allem aber war da der beträchtliche Verlust, den man an der Milch hatte. Im Monat zuvor war die Rechnung der Molkereigenossenschaft auf achthundertfünfzig Franken gestiegen!

Zwei Rüche, die kränksten von allen, gaben überhaupt keine Milch mehr. Die Milch kam also ganz allein von den drei andern Rühen, doch auch sie konnte man dem Milchmann vier Wochen lang nicht geben, das Gesetz schrieb es so vor.

Franziska indessen wirkte wahre Wunder: noch während der ersten Tage, da die Rüche sich im höchsten Krankheitsstadium befanden, brachte sie es fertig, Butter zu machen. Weder Bernhard, noch der Großvater wollten davon essen, sie aber trug sie zur

Stadt und verkaufte sie, wie es seit je von den Bauern getan ward, als gute Landbutter.

Mit Hilfe der Buttermilch gelang ihr natürlich auch weiterhin die Massenherstellung von Käse.

„Wir verlieren bestimmt nicht so viel wie die andern!“ sagte Bernhard.

Diese andern versuchten natürlich ebenfalls, sich so gut wie möglich aus der Patsche zu helfen, aber doch gab es viele Frauen, die Franziskas Kühnheit nicht aufbrachten.

Inzwischen war La Baillargère noch immer von der Seuche unberührt. Sicot bildete sich darauf außerordentlich viel ein, so wie er sich auf alles außerordentlich viel einbildete.

„Man muß sich eben um sein Vieh kümmern“, sagte er, „das ist alles, was man zu tun hat. Um meines kümmere ich mich reichlich, darum passiert ihm nichts . . . Das sind die, wo sich nicht um ihr Vieh bekümmern, die bringen die Pest ins Land . . . Erinneret euch nur, von wo die Krankheit ihren Ausgang genommen hat!“

Wenn es einem der andern einfiel, in seiner Gegenwart zu jammern, so entgegnete er:

„Ach, was mich betrifft, ich kann mich nicht beklagen. Ich habe nie so viel wie jetzt an meiner Milch verdient.“

Während das Vieh der andern daheim im Stall bleiben mußte, trieb er seine Tiere mit lauten Rufen über die Dorfwege. Seine Kühe grasten vom Morgen bis zum Abend auf der Weide. Mit Vorliebe führte er sie auf seine kleine Wiese bei Brälons, auf der es zwar

nicht gerade viel zu rupfen gab, wo aber jedermann sein Vieh bewundern konnte.

So geschah es, daß Bernhard eines Tages vor Wut mit den Füßen stampfte. Er beschloß zu handeln; beschloß allein und in aller Stille zu handeln.

Nach Aussage des Tierarztes übertrug die Krankheit sich leicht durch den Geifer der Tiere, vielleicht auch durch den Mist. Bernhard rieb also das Maul eines kranken Tieres mit ein paar Handvoll Heu ab, das er sodann wie zufällig auf Sicots Weide verlor. Jedesmal, wenn er auf die Ebene hinaus mußte, ging er zuvor auf den Hof und trampelte lange in dem Misthaufen herum, dann zog er seine Stiefel durch die Jauche und ging hinaus, um seine Füße am Gras des Nachbarn abzuwischen. Er verstand sich sogar dazu, den Hund von La Baillargère an sich zu locken, um ihn sodann mit Aufbietung einiger Mühe in einer von klebrigem Geifer gefüllten Krippe hin und her zu wälzen.

Der Erfolg war, daß man eines schönen Tages Sicots Kühe auf der Ebene nicht mehr sah. Bernhard lief sogleich zu dem Hof hinüber, und tatsächlich, an der Scheuertür prangte ein hübsches, frisch gestrichenes Schild. Hastig lief er heim und stieß die Tür des Hauses heftig auf.

„Nun hat er sie!“ schrie er, völlig außer Atem.

„Ah!“ machte der Großvater und stand von seinem Stuhl auf, ohne es zu wollen.

„Ja! Ich hab das Schild gesehen! Ich hab das Schild gesehen!“

Unterdessen war Franziska in der Milchammer mit einer peinlichen Arbeit beschäftigt: sie legte auf den

Boden eines Zubers ein Duzend großer, roter Schnecken, die auf einen Faden gereiht waren; ein sicheres Rezept, behauptete sie, um den Rahm emporsteigen zu lassen.

Bernhard stürzte sich auf sie, packte sie an den Ellbogen und begann sie nach Kräften zu schütteln.

„Se, he, mein hübscher Junge! Meine lieben Eierchen fallen mir ja hin und laufen mir davon!“

„Laß deine Schweinereien“, sagte er, „und deine dreckige Milch! Ich will eine Gavotte mit dir tanzen.“

Sie stellte sich vor ihn hin, ohne sich lange bitten zu lassen, und tanzte vor den Augen des lächelnden Mazureau wie ein Schulmädchen von fünfzehn Jahren mit dem Jungen umher.

Sicots Unglück war ein Trost für die Leute auf Hof Marnière. Um aber die Wahrheit zu sagen: Sicot war dennoch nicht am Ende seiner Prahlereien angelangt, denn er sagte jetzt jedem, der es hören wollte, daß er das Mißgeschick sehr wohl ertragen könne und daß es ihn in seinen Plänen keineswegs schwankend mache.

„Ich will kaufen!“ rief er. „Ich verstecke mich nicht! Wenn die Millancherie verkauft wird, werde ich mein Wörtchen dazu sagen, liebe Freunde! Und wenn meine Rühre die Maulseuche haben, so hat mein Geldsack sie noch lange nicht, jawohl!“

Ein breites Lachen zog sein rotes Gesicht auseinander, und er spie weit vor sich hin auf den Boden.

Als Bernhard daheim von diesen Geschehnissen berichtete, lächelte Mazureau.

„Nur keine Angst! Wir haben ihn schon in der Hand!“

Eines Sonntags überzählten sie nochmals ihr Geld. Ja, trotz allem kostete die verfluchte Seuche viel! Die jungen Ochsen, die ernsthaft von der Krankheit befallen waren, würde man vor dem nächsten Frühjahr nicht verkaufen können. Man hatte also ein Loch von vier-tausend Franken zuzustopfen. Sie suchten beide auf ihre Weise einen Ausweg.

„Müssen die Stute verkaufen“, schlug Bernhard vor.

„Nein!“ entgegnete Mazureau, „da dächten die Leute, wir wären bankrott . . . Das verträgt sich nicht mit meinem Stolz!“

„Sie sollen denken was sie wollen, du verkaufft sie!“

„Nein!“

Bernhard verstummte für einen Augenblick, dann begann er abermals, doch mit bitterer Stimme:

„Sag, willst du die Parzelle bei Brülons kaufen?“

„Ja.“

„Weil, wenn du sie nicht kaufen willst, so kann ich ja mein Geld anderswohin tun . . . Ich kann auch nach Nantes gehen und dich hier ganz allein lassen . . .“

„Wir werden kaufen, ohne daß wir deshalb etwas verkaufen“, versicherte Mazureau.

Bernhard schüttelte mißbilligend den Kopf und fuhr mit ungeduldiger Stimme fort:

„Ich muß mich doch um alles kümmern . . . Wenn ich nicht da wäre, ich weiß nicht, was du alles anstellen würdest.“

Die Stimme des Großvaters wurde weich:

„Ja, du bist meine einzige Stütze, Bernhard . . . das weiß ich wohl.“

„Und doch willst du nie auf mich hören“, versetzte der Enkel. „Ich sage dir, du mußt verkaufen; verkaufen mußt du, ja, verkaufen! Ohne das kommen wir nie zum Ziel. Ich hab die Sache oft genug überrechnet!“

Etwas wie Verachtung klang aus seinen Worten. Seiner Meinung nach hatte er den Großvater zweimal auf einer sündigen Schwäche ertappt: das erstmal, als er Honorés Geld zurückgewiesen hatte, und das zweitemal, als er sich über Franziskas Betrügerei aufregte.

Hatte der Großvater nicht einmal gesagt: ‚Es gibt nichts anderes als die Ehre! Wer seine Ehre hat, für den ist das Geld nichts mehr.‘? Bernhard verstand diese Worte in ihrem richtigen Sinne: ‚Ehre haben‘, das bedeutete augenscheinlich, schöne Äcker draußen im hellen Sonnenschein besitzen, schöne, fruchtbare Äcker, um die einen die Nachbarn beneideten . . . Und dennoch betrachtete Masureaus Enkel das Geld nicht als eine an sich vernachlässigungswerte Sache. Er hielt den Großvater für unvernünftig, für allzu nachgiebig und vielleicht durch das Alter verweichlicht und verbraucht.

Er, Bernhard, aber wußte was er wollte, hart und unerbittlich.

Seine noch reichlich dünne Knabenstimme ward mit einemmal klar, bestimmt und hart. Seine Gestalt wurde straff und männlich, und über seinen Lippen sah man ein paar blonde Haare sich kräuseln.

Der Großvater, den bisher noch niemand zum Nachgeben gezwungen hatte, der harte Bauer, vor dem alle Angehörigen der Familie gezittert hatten, hörte jetzt

auf den Sohn seines Sohnes und handelte in den meisten Fällen nach seiner Weisung.

„Also die Stute müssen wir verkaufen“, sagte Bernhard.

Sie verkauften die Stute. Als aber die Stute nicht mehr da war, konnte die Kutsche nur im Wege sein. Sie verkauften also die Kutsche, und danach verkauften sie das Geschirr. Und das alles für sehr teures Geld, denn sie bekamen etwa dreimal soviel als man bei der Anschaffung dafür ausgegeben hatte.

Dieses Ergebnis brachte ihnen einige Erleichterung. Da sich einmal alles so leicht verkaufen ließ, warum sollte man den günstigen Augenblick nicht nutzen? Auf diese Weise war es vielleicht möglich, die hohe Summe zusammenzubekommen, die sie haben mußten, um niemanden mehr fürchten zu brauchen. Wenn dann der Tag der Entscheidung gekommen war, würden sie sie aus ihrem Versteck hervorholen wie eine hübsch gepuzte und sorgfältig aufbewahrte Waffe. Und mit ihr würden sie Sicot und den andern den Todesstoß versetzen.

Sie machten plötzlich Jagd auf alle im Augenblick unnützen Dinge, die sie unter ihrer Habe fanden. Schließlich war Mazureau mit der gleichen Leidenschaftlichkeit bei der Sache wie Bernhard. Sie stapelten alles unter dem Schuppen auf: altes Ackergerät, alte Truhen, zerfaserte Seile, geflickte Säcke, Zaungeflecht aus Eisen draht, und sogar Schindeln und eichene Bohlen.

Alle Augenblicke entdeckte einer von ihnen irgendeinen neuen Gegenstand, der sich zu Geld machen ließ.

„Den Riemen hier“, fragte Bernhard, „soll man den verkaufen?“

„Wir können ihn brauchen“, erwiderte Nazureau.

„So soll ich ihn also dalassen?“

„Gott nein! Wir werden ihn schon entbehren können! . . . Genau wie die Wäscheleine da . . . Trag mir das alles dort hinunter.“

Bald lagerte unter dem Schuppen ein unglaublicher Trödelkram. Um den Ort etwas zu verschönern, trugen sie noch vier neue Stühle und den Tisch aus dem Waschhaus hinzu.

Als alles fertig war, schrieb Bernhard einen großen Zettel, den er an den Wagen des Milchmannes heftete, wie es in Fougeray Brauch war. In gewaltigen Buchstaben kündigte er einen ‚Verkauf von Mobiliar und Ackergerät zu Freundschaftspreisen‘ an.

Die Kunden stellten sich bald ein. Vor allem Frauen eilten herbei, in der Hoffnung, einen guten Kauf machen zu können, denn der alte Bauer und sein kleiner Enkel sahen nicht aus wie gewöhnliche Kaufleute.

Es wurde alles verkauft. Keine Schindel und kein Hartenstiel blieben übrig. Sie verdienten an der Sache zwölfhundert Franken. Und doch war dies noch zu wenig; sie hatten mit fünfzehnhundert, ja vielleicht gar zweitausend gerechnet.

Sie suchten also von neuem im Haus umher. Nazureau durchstöberte die Schränke und entdeckte dabei vier alte Halsketten, wie die Frauen sie früher getragen hatten, dazu eine mit Goldstücken angefüllte Schnupftabaksdose, die noch von dem reichen Nazureau stammte.

„Die Ketten kann man verkaufen . . . Was meinst du, Bernhard? Aber die Schnupftabaksdose, nein! Die ist ein teureres Andenken.“

„Man muß alles verkaufen“, erwiderte Bernhard.
„Es scheint, das Geld hat keinen Wert mehr.“

Mazureau gab also die Schnupftabakdose mit dem Ubrigen dahin. Bernhard machte sich, unter dem Vorwand, der Alten beim Tragen helfen zu wollen, nach der Stadt auf und verkaufte alles nach Gewicht. Er brachte zweihundert Franken dafür heim.

Am selben Tage wurde Mazureau von einer Nachbarin gefragt, ob er nicht vielleicht sich der Wäsche entledigen wolle, die er zuviel habe; sie selbst hätte in diesem Falle gern zwei Betttücher gehabt. Er ließ sie sich die Tücher aussuchen und steckte fünfzig Franken dafür ein. Als er die Alte bei ihrer Heimkehr befragte, erfuhr er, daß er sich um ein gutes Drittel, wenn nicht um die Hälfte des Wertes habe betrügen lassen.

Hiernach verkaufte Sicot das Erträgnis seiner Ernte. Schon am Tag nach dem Dreschen waren die prallgefüllten Getreidesäcke auf Leiterwagen geladen, die sie zu den großen Speichern beförderten. Der Schlaupfopf sorgte dafür, daß es in nichts eine Verzögerung gab!

Die Leute auf Hof Marnière antworteten damit, daß sie abermals Wäsche verkauften. Zuerst taten sie es einigermaßen verschämt, dann aber öffentlich und frei heraus. Mazureau leerte die Schränke, doch das Amt der Alten war es, mit den Nachbarinnen zu feilschen. Sie verstand sich auf alles, die gute Franziska, denn früher hatte sie selbst mehr als einmal für sich selbst die Einrichtung ihres Hauses zu Geld gemacht.

Die Käuferinnen, die ihr Laster wohl kannten, kamen mit Vorliebe des Abends, denn sie glaubten, der Alten gegenüber dann leichter Recht zu behalten. Darin

täuschten sie sich jedoch sehr! Die Alte war im nüchternen Zustand recht umgänglich, doch wenn sie getrunken hatte, wurde sie erst vollkommen klar im Kopf und alsdann sehr schwer zu behandeln. Mein Herzchen hier, mein Schätzchen da, den Rehrreim irgendeines bösen Liedes vor sich hinsummend, balbierte sie ihre Kundinnen hübsch über den Löffel.

Sie verkaufte Decken, Tischtücher, Handtücher, alte Frauenhemden und sogar Stücke alten Musselins und Haarbänder.

Im Dorf aber hatten sie einen neuen Gesprächsstoff.

„Mazureau macht alles zu Geld“, sagten die einen; „er will sich scheint's zur Ruhe setzen.“

„Nein, er will nur seiner Tochter einen Streich spielen“, sagten die andern.

Mazureau vernahm nichts von alledem. Er sah nicht einmal, wie die Leute lächelten, wenn er des Wegs kam. Er war anderswo mit seinen Gedanken. Er vernahm nur das Sausen des Windes, der durch die Hecken auf den Feldern von Brülons fuhr, er sah nur die im breiten Sonnenschein daliegenden Acker, über die die blauen Schatten der Wolken wanderten. Sein ganzes Herz war dort bei dem Hügel, auf dem die niederen Zypressen standen und den daherkommenden Hauch des Windes Jahr um Jahr grüßten. Schon jetzt, zu seinen Lebzeiten, war er ein Teil dieser Erde, die ihn bald in ihren Schoß aufnehmen würde, damit er neben ihm, dem reichen Mazureau, seine Ruhe fände, und neben all den andern starken Ahnen, die vor ihm gelebt hatten.

Als das Haus nahezu leer war, mußte nochmals gerechnet werden. Es war eine Stunde voll stolzer Freude.

Denn sie wußten nun: trotz der Seuche gelangten sie zum Ziel! Die Ernte war eingebracht und lag zum Dreschen bereit. Man konnte ihren Wert getrost auf sechstausend Franken schätzen, ohne daß man sich dabei allzu gröblich irrte — sechstausend Franken, die man noch dazu sofort in die Hand bekam.

Wenn man die sechstausend Franken zu dem andern hinzugab, würde man wahrscheinlich nicht weit von der für den Kauf notwendigen Summe landen.

Mazureau wollte die Papiere selbst in ihr Versteck zurücklegen. Er nahm die Schaufel und schlug die lockere Erde fest.

Nachdem er sich mit glänzenden Augen wieder aufgerichtet hatte, hob er beide Fäuste in seiner gewohnten Art.

„Und wir kaufen sie!“

„Das will ich meinen!“ erwiderte Bernhard kalt; „aber nur durch meine Hilfe.“

„Ja, durch deine Hilfe! Du wirst geehrt werden, mein Junge! Du verdienst es auch!“

Und Mazureau, der bis ins Innerste gerührt war, tat etwas Überraschendes: er zog den Enkel an die Brust und küßte ihn.

IV

Am Sonntag, dem 29. September, um zwei Uhr nachmittags, wurde eine außerordentliche Generalversammlung der Mitglieder der Butterverwertungs-Genossenschaft in Fougeray und eine Versammlung der Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit gegen die Viehseuche abgehalten.

Es handelte sich darum, die an die Mitglieder der Gesellschaft zu leistenden Zahlungen zu regeln, welche ihr Vieh durch die Seuche verloren. Die beiden Gesellschaften waren im Grunde nur eine einzige. Diesmal wurde der Viehversicherungsgesellschaft eine schwere Last aufgebürdet; aber der Milchpreis würde sich schon dafür auf recht ärgerliche Weise rächen.

Der alte Dabin, in seiner Eigenschaft als Verwaltungsrat, hatte die Mitglieder der Gesellschaft auf die bestehenden Schwierigkeiten hinweisen und sie bitten wollen, die getroffenen Entschlüsse gutzuheißen.

Mazureau wollte sich zuerst überhaupt nicht um andere Dinge kümmern, denn es galt am nächsten Tage mit dem Dreschen der Ernte zu beginnen, und eine Ecke der Tenne mußte erst noch in Ordnung gebracht werden. Doch Marcireau, der gerade bei ihm vorüberkam, brachte ihm eine große Neuigkeit: der junge Mann, der die Millancherie geerbt hatte, war endlich fest entschlossen, den Verkauf anzukündigen. Der Feldhüter hatte sich schon aufgemacht, um einen Anschlag an der Tür der Molkerei festzuheften.

Mazureau sagte:

„Warte einen Augenblick auf mich! Ich gehe mit dir!“

Bernhard, der sich gerade im Keller zu schaffen machte, kam hastig nach oben gestiegen und schloß sich ihnen an.

„Du hast die Kellertür nicht zugemacht“, bemerkte Mazureau.

„Bah!“ sagte der Kleine nur.

Der Nachbar aber zwinkerte mit den Augen und meinte:

„Die trinkt auch nicht gern Wasser, Euere Alte da!“
Bernhard schlug sogleich zurück:

„Ja, sie besäuft sich, aber sie ist flink bei der Arbeit!
Ich sag nichts Schlechtes von ihr.“

Als sie sich der Molkerei näherten, die am andern Ende des Dorfes lag, da, wo es ins Tal hinabging, erblickten sie schon von weitem das große, frisch angeheftete Plakat. Eine Gruppe schwatzender Müßiggänger stand bereits davor und besprach lebhaft den bevorstehenden Verkauf. Zacharias, der Milchmann, las die Ankündigung mit lauter Stimme vor und schmiedete schon große Pläne. Drüben, auf der andern Seite des Weges, gingen ein paar alte Bauern vorüber; sie sagten kein Wort und machten absichtlich gleichgültige Gesichter. Und doch spähten, unter den tief in die Stirn gedrückten Hüten hervor, ihre Augen gierig nach dem Plakat hinüber.

Bernhard drängte sich in die Gruppe hinein. Alles war auf dem Plakat genau bezeichnet. Jede Parzelle war mit Nummer, Lage und angelegtem Preis angegeben.

Er las: ‚Parzelle 32, Sektion D...‘, und seine Augen sprangen an das Ende der Zeile ... ‚18000 Franken‘.

Er trat wieder zurück, stieß mit den Ellbogen nach rechts und links und ging zu dem Großvater in den Saal hinein.

„Sie steht darauf!“ flüsterte er, bleich vor Erregung; „und den niedrigsten Preis setzen sie an, — achtzehntausend Franken.“

„Das will nichts heißen“, murmelte Mazureau, „sie steigt bestimmt auf fünfundzwanzig, vielleicht auch auf dreißig!“

Rings um sie her stritt man nicht weniger lebhaft als sie über denselben Gegenstand. Der Experte wußte wohl, was er tat, als er gerade an dieser Stelle sein Plakat anbrachte! Er wußte: es würde die große Aufregung des Tages bilden; und zwar eine Aufregung, die sich auch danach so rasch nicht legen würde.

Die Sache mit der Milch war lange vergessen. Worte gingen hin und her, es waren immer dieselben: Staatspapiere . . . sechs Prozent . . . sichere Kapitalanlage . . . Denn augenscheinlich hatte niemand die ernste Absicht, zu kaufen! Niemand! Ausgenommen natürlich Zacharias und Sicot, und das hieß nichts anderes als: ausgenommen ein Narr und ein Prahler . . .

Endlich klopfte der Vorsitzende, Dabin, kräftig mit den Stiefelabsätzen auf den Boden des Podiums.

Er war alt und kugelrund, hatte ein rotes Gesicht und dichtes Haar.

„Die Sitzung ist eröffnet!“ schrie er. „Wer will das Wort?“

Ein großer, hagerer Bauer hob den Arm.

„Ich bitte ums Wort!“

„So komm auf die Tribüne!“ sagte der Vorsitzende.

Der Alte kletterte auf das Podium, wo der Verwaltungsrat bereits versammelt war. Vereinzeltes Gelächter ging durch den Saal.

„Menon ist's! . . . Ah, und ob er's ist! . . .“

Menon hat immer ums Wort. Früher, vor dem Krieg, als den Leuten noch der Sinn nach munteren Späßen stand, hatte man ihn oft sein beißendes Mundwerk zwei Stunden lang spazierengehen lassen. Heute

jedoch war nicht gerade der rechte Augenblick, Späße zu machen. Abgesehen davon hatte man keine Zeit. Und doch sprach Menon.

Drunten im Saal hatte der lärmende Streit wieder eingesetzt. Der Vorsitzende selbst geriet mit seinem Verwaltungsrat in eine kleine Meinungsverschiedenheit, nicht etwa wegen der Viehversicherung, sondern wegen des Preises für einen Morgen Land und der Verhandlungskosten.

Menon sprach sehr laut, um sich verständlich zu machen. Er war hochrot im Gesicht, streckte die geballte Faust vor sich hin und stellte scharfe Fragen.

„Wer, frage ich, ist es, meine Herren? Ich bitte um Antwort!“

Oder aber er gebrauchte schwungvolle Worte, die ihn auf den verschiedensten Wegen immer wieder demselben Punkt zuführten.

„Meine Herren! Abgekartete Sache! . . .“

Wenn er hier angelangt war, schien das Wort sich in seinem Munde zu vergrößern und aufzublähen, so daß es wie ein Ballon in der Luft hängen blieb.

Kein Mensch jedoch lachte, denn kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Droben auf dem Podium aber wurde der Vorsitzende von seinen eigenen Truppen geschlagen. Jetzt wandte er sich mit einem Ruck und mit wild gesträubten Haaren um.

„Hast du für die nächsten paar Monate noch nicht genug?“ fragte er Menon und warf einen bösen Blick auf ihn.

Der andere breitete seine langen Arme flehend aus und sagte in höchster Ekstase:

„Vielleicht eine Stunde noch, Herr Vorsitzender, oder anderthalbe vielleicht!“

Der Vorsitzende schäumte:

„Du solltest dich lieber um deine Rüge kümmern, alter Narr!“

Ohne weitere Umstände zu machen, stieß er Menon vom Podium hinunter und verkündete mit weithin schallender Stimme:

„Das Wort hat der Herr Verwaltungsdirektor, er wird Rechnung ablegen!“

Da niemand auf seine Rede achtete, stampfte er abermals wütend auf die Planken und schrie sodann, um sich verständlich zu machen:

„Herrgott nochmal! Heut abend soll ja nicht verkauft werden! Ihr habt schon noch Zeit, darüber zu reden! . . . Der Milchpreis wird um einen halben Sou gesenkt werden; ich will Euch auch erklären warum!“

Bei dieser Mitteilung horchten alle auf. Der Rechnungsführer las sein Papier herunter, rasch, ohne sich Zeit zum Atemholen zu nehmen. Er stotterte, und es war, als watschelten die Zahlen, die er ablas, auf kurzen, aber dennoch flinken Beinen hintereinander her, wie eine Schar junger Enten auf einem Stück hügeligen Landes. Er kam sehr bald zum Ende:

„Der Verwaltungsrat schlägt also vor, den Milchpreis auf zweiundachtzigeinhalb Centimes festzusetzen.“

Als das gesagt war, hielt er atemlos inne.

Der Vorsitzende aber wiederholte mit lauter Stimme:

„Habt ihr verstanden? Die Milch ist von jetzt ab nur noch sechzehneinhalb Sous wert!“

Dieses Wort warf eine allgemeine Kälte in den Saal hinab. Der Vorsitzende fragte nochmals:

„Wer will das Wort haben?“

„Ich bitte ums Wort“, sagte Menon.

„Geh heim und schlaf dich aus!“

Nun aber hob Sicot seinen kurzen Arm.

„Ich hätte ein Wort dazu zu sagen!“

„Du hast das Wort, Sicot“, sagte der Vorsitzende; „komm auf die Tribüne herauf.“

Mehrere Protestrufe ertönten. Warum sollte Sicot mehr sein als Menon? . . . Sicot war der Liebling des Vorsitzenden, das war jedermann bekannt. Nun ließ Mazureau sich vernehmen.

„Dabin, das ist ungerecht.“

Der Vorsitzende wurde dunkelrot im Gesicht und nahm die Pfeife aus dem Mund, die er gerade angezündet hatte.

„Wer hat da was gegen?“

„Hier, ich, Mandus Mazureau!“

„Ach, du bist's! Du bist's! . . .“

Der Vorsitzende stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und suchte einen Augenblick nach der Antwort, die den Gegner niederschmettern sollte. Endlich fand er sie auch und schrie sie, seine brennende Pfeife in der Hand schwingend, aus voller Kehle hinaus:

„Ach, du bist's! Nun, was hast denn du dazu zu sagen, alter Wanzenverkäufer?“

Unter allgemeinem Gelächter empfing Mazureau den Schlag. Man sah ihn erbleichen, dann begannen seine Augen zu glühen, und seine Fäuste ballten sich.

„Se, Dabin! Du hast nicht das Recht, mich hier zu beleidigen. Du bist ein Verräter!“

Eines der Ratsmitglieder kam Mazureau zu Hilfe.

„Sehr richtig!“ schrie er. „Der Vorsitzende hat gerecht zu sein und darf niemanden beleidigen.“

Zwei feindliche Lager bildeten sich in dem Saal. Der Vorsitzende und Sicot verhöhnten Mazureau vom Podium herab. Dieser marschierte auf sie zu.

Plötzlich jedoch übertönte eine gellende Stimme den Tumult:

„Mazureau! Bei Euch daheim brennt's!“

Ein jeder dachte, daß ein schlechter Spaßvogel den guten Alten foppen wolle. Doch sogleich kam die Stimme wieder, drängend und bebend:

„Es brennt! Auf Hof Marnière bei Mazureau brennt's!“

Wie Blei fiel das Schweigen in den Raum. Dann aber entstand ein wütendes Gedränge. Mazureau und Bernhard stürzten nach der Tür. Der Knabe hielt den Kopf gesenkt wie ein Stier und rannte die Alten, die nicht rasch genug Platz machten, einfach zur Seite. In einer Sekunde standen alle draußen.

Eine hohe Rauchsäule erhob sich über Hof Marnière; man vernahm sogar das dumpfe Rumoren der Flammen.

Ein Bauer von etwa fünfzig Jahren, der Feuerwehrkommandant von Fougeray, befahl sogleich:

„An die Pumpe! Marsch marsch!“

Das war zwar sehr schön gesagt, doch es waren wenig Männer da, die jung genug waren, daß sie so rasch laufen konnten. Dennoch tat ein jeder sein Bestes.

Bernhard befand sich an der Spitze und eilte mit höchster Geschwindigkeit voran. Sicot sah aus, als rolle er auf seinen kurzen Beinen dahin. Er befand sich vorn bei dem großen Menon und bei Marcireau. Hinter ihnen drein trippelte der Vorsitzende, die Holzschuhe in der Hand, auf bloßen Strümpfen.

Die Pumpe stand bereits vor Hof Marnière. Honoré hatte sie mit vier oder fünf andern, die ebenfalls der Versammlung nicht beigewohnt hatten, herbeigeholt, als er die ersten Flammen gesehen hatte.

Der Feuerwehrkommandant gab mit scharfer Stimme seine Befehle und stellte seine Leute auf. Doch alles umsonst. Das Feuer hatte sich bereits des Heues, und danach einiger Haufen aufgeschichteter Garben, bemächtigt. Das Heu verbrannte unter einer furchtbaren Rauchentwicklung, das Stroh dagegen brannte rauchlos und hell, so daß man die Flammen hoch emporsteigen sah. Wasser darauf zu spritzen, hatte keinen Sinn. Man begnügte sich also damit, die Fassade des Hauses, wo die Hitze bereits die Blätter des wilden Weins anzubrennen begann, mit der Spritze zu bearbeiten. Als die Flamme anfing, in sich zusammenzusinken, gelang es den Helfern, etwas Heu zu retten. Von den vielen Garben aber blieb nichts übrig als ein kleiner Haufen Asche.

Mazureau hatte sogleich erkannt, daß es keinen Zweck hatte, den Kampf mit dem Element aufzunehmen. Er ließ die andern sich mühen und trat in die Scheuer, deren Thür er hinter sich zuzog. Ein paar Weiber liefen hinzu, um zu sehen, was er dort trieb. Er saß regungslos in einer Ecke und sah mit zu, wie zwischen den aus-

einanderklaffenden Planken und in den höhnischen Fragen der Flammen seine Träume zerstoßen.

Bernhard jedoch hatte sich an die Pumpe begeben. Rings um ihn standen die Bauern und machten ihren Vermutungen Luft.

„Wer mag nur das Feuer angelegt haben? Kein Mensch weiß etwas! . . . Vielleicht irgendein Landstreicher . . . oder am Ende ein Kriegsgefangener . . .“

Marcireaus Frau, die mitten unter den Leuten stand, vernahm diese Worte.

„Wer das Feuer angelegt hat?“ sagte sie; „na, das ist doch nicht schwer zu sehen . . . Dicht bei dem angebrannten Heuhaufen liegt ein umgestürzter Kohleneimer. Die Alte hat eben nicht mehr grade stehen können . . .“

Bernhard ließ die Pumpe und lief um das brennende Heu herum, auf die Gefahr hin, von den umherfliegenden Funken erfaßt zu werden. Tatsächlich, da lag der Kohleneimer, den Franziska gewöhnlich benutzte.

Bernhard rannte in den Garten hinüber und suchte die Alte. Er rief:

„Franziska! Franziska!“

„Brauchst keine Angst zu haben!“ sagte ein junger Bursche zu ihm, „sie ist nicht verbrannt.“

Dabei wies er auf den Keller . . .

Bernhard eilte hinab. Die Alte lag ausgestreckt neben einem Faß am Boden. Sie richtete sich auf dem einen Ellbogen empor und sah ihn mit stumpfem Blick an.

„Was gibt's denn, mein hübscher . . .“

Sie hatte keine Zeit, den Satz zu vollenden, denn Bernhard hieb ihr mit aller Kraft die Faust ins Gesicht.

Die Alte fiel zurück und schlug mit dem Kopf dumpf auf den Boden. Bernhard setzte ihr das Knie auf die Brust und begann schweigend, aber in einem wilden Zorn, wie ein toll gewordenes Tier, auf sie einzuschlagen.

Zum Glück war Honoré, der draußen vor der geöffneten Thür stand, Zeuge der Szene. Er stürzte, von Marcireau und ein paar andern Bauern gefolgt, in den Keller hinab.

„Du verfluchter junger Hund“, schrie Marcireau, „du darfst sie doch deshalb nicht totschlagen!“

Sie packten Bernhard an den Schultern, doch er klammerte sich krampfhaft an der Alten fest, und so hatten sie einige Mühe, ihn dazu zu bringen, daß er sein Opfer fahren ließ. Dennoch gelang es Marcireau, ihn endlich auf die Füße zu stellen. Er warf ihn gegen die Wand und brüllte ihn an:

„Daß du dich nicht mehr rührst, oder ich schlage dich zu Brei!“

Bernhard stand zitternd vor Wut, zähneknirschend und mit hochgezogenen Lippen da, wie ein junger Bluthund. Sobald er sich von Marcireaus Griff losgelassen fühlte, schnellte er in den Kniekehlen nach vorn und sprang mit gesenktem Kopf Honoré an, der dicht vor ihm stand. Honoré fiel zu Boden. Ein anderer Bauer erhielt einen furchtbaren Stoß mit dem Knie mitten in den Leib. Schließlich wurden sie zu fünft seiner Herr, doch da er noch immer um sich zu schlagen und zu beißen versuchte, mußten sie ihn im Keller einschließen.

Als es acht Uhr abends geworden war, gab es auf Hof Marnière nichts mehr zu tun. Honoré ging mit den

andern davon. In der Magengrube fühlte er einen dumpfen Schmerz; Bernhard hatte in der That gewaltig zugestoßen! Was für ein ekelhafter Bengel das doch war!

Honoré dachte an Eveline, an Eveline, die so sanftmütig war, die einen so zarten Körper hatte, und ein so empfindsames Herz. Was sollte nur aus ihr werden, wenn Mazureau nicht auf sein früher gegebenes Wort zurückkam? Und doch, wenn er sie wirklich zurückrief, wie konnte sie mit ihrem Kinde zwischen diesem harten alten Mann und dem ebenso bössartigen wie zähen kleinen Burschen leben, dessen Wille anfang, sich auf Hof Marnière zur Geltung zu bringen?

Er stellte sie sich im Geist so vor, wie sie zweifellos in wenigen Jahren schon aussehen würde: alt, von der harten Arbeit gebeugt, grobknochig, all ihrer Anmut beraubt und unfähig, sich jemals wieder aufzurichten und ihre Kette zu zerbrechen.

Und er, was würde mit ihm? . . . Was würde mit ihm in seinem großen, halb zerfallenen Hause? . . . Er würde verblöden und für irgendeinen entfernten Neffen seine Taler aufhäufen. Oder aber er würde sich eine Frau suchen . . . doch was für eine? Ein junges, leichtsinniges Geschöpf oder die härtige Base?

Er ertappte sich dabei, wie er vor sich himmurmelte:

„Ja, wenn sie Witwe wäre, würd ich sie dennoch heiraten! . . .“

Er wagte jedoch nicht, diesen Gedanken weiterzuspinnen.

Er ging zu Sicot hinüber und stieg mit ihm den Hang bei La Baillargère hinauf. Da ihn die Geschichte mit

dem Verleumdungsbrief noch immer wurmte, teilte er dem andern nun in entschiedenem Ton mit, daß er die Nacht um zehn Franken pro Morgen erhöhe. Das könne er annehmen, oder er könne es bleiben lassen.

„Ja, ich laß es bleiben, mein Lieber“, sagte Sicot . . . „Wenn ich dein Land nicht habe, so werde ich dafür schon anderes finden, ehe es lang dauert . . . und das wird dann mein eigenes sein.“

Honoré entgegnete trocken, im Gefühl seines Besitzes:

„Inzwischen bebautst du noch immer meines. Schwäch nicht allzu leichtfertig daher . . . du hast zwei Monate Zeit, darüber nachzudenken.“

Sicot zauderte einen Augenblick, ehe er eine Antwort gab, doch dann trug der Zorn den Sieg über seine Klugheit davon:

„Soll ich dir mal etwas sagen? . . . Willst du die zwei, drei elenden Feszen Land gleich wiederhaben? . . . Sag, willst du sie? Kannst sie nehmen . . . wenn du sie brauchst, um dich damit zu amüsieren und weiter den ‚Reklamierten‘ zu spielen, während die andern sich draußen totschießen lassen.“

„Danke!“ sagte Honoré kurz; „ich weiß ohnehin, daß ich Euch schon allerlei zu verdanken habe. Doch was gesagt ist, ist einmal gesagt: in zwei Monaten verlange ich Euern Bescheid!“

Damit bog er in einen schmalen Weg ein, der nach dem Großen Hof hinüberführte.

Diesmal hatte er das Glück, Eveline auf eben jenem Wege zu begegnen. Sie kam mit Marie daherge-

schritten und errötete heftig, da sie Honoré auf sich zukommen sah. Er aber fühlte, wie sein Herz weich wurde.

„Ich freue mich, daß ich Euch einmal Guten Tag sagen kann“, sprach er. „Doch ich muß Euch in einem schlimmen Augenblick wiedersehen; es ist heute ein Unglück bei Euch daheim geschehen.“

„Ja, wir haben das Feuer von hier aus gesehen“, sagte Marie. „Es schlugen hohe Flammen empor, wie aufgerichtete Schwerter waren sie anzuschauen.“

Honoré fuhr mit sanfter Stimme fort:

„Wenn Ihr drunten geblieben wäret, so wär' es nicht geschehen. Das Glück des Hofes ist mit Euch davongegangen . . .“

Etwas leiser setzte er hinzu:

„Ich habe nicht wieder hingehn mögen, seit Ihr hier seid. Ich will hoffen, Ihr fühlt Euch hier nicht unglücklich, Eveline?“

Völlig verwirrt vor Scham stotterte sie:

„Ich danke Euch, Honoré . . . Ihr seid sehr liebenswürdig, Honoré.“

Marie sah erst ihn und dann sie an. Danach sagte sie trocken:

„Wir gehn heim, Eveline!“

Damit führte sie die Base davon.

Honoré war am Tage darauf noch immer verwirrt von der Begegnung und hatte darum keine rechte Lust zu arbeiten. Als der Mittwoch gekommen war, ging er nach der Stadt, um sich mit seinem Notar zu besprechen. Auf dem Heimweg nahmen die beiden Polizisten aus Quérelles ihn fest, denn er hatte weder Armbinde noch Erlaubnisschein bei sich. Die Polizisten

teilten ihm mit, daß er sich zu seiner Kompagnie zu begeben habe, wo man ihn zunächst einmal ins Loch stecken würde.

„Ich bin gewiß angezeigt worden?“ fragte Honoré den Offizier, welchen er gut kannte.

„Ja“, erwiderte der andere, „und das mehr als einmal! Aber immer von derselben Person; die Schrift war jedesmal die gleiche.“

Honoré war nicht gerade ein leidenschaftlicher Charakter, und wenn er jemandem grollte, war sein Zorn noch immer zu erweichen gewesen. Diesmal aber schwor er sich fest, daß Sicot diese Geschichte bereuen würde. Denn sicher war es Sicot gewesen, der ihn angegeben hatte . . .

Honoré begab sich also zu seiner Kompagnie und bekam tatsächlich zwei Tage Arrest. Am dritten Tage schickte man ihn mit ein paar Annamiten weg, an einem Bahnhof vorn an der Front Granaten auszuladen. Das war eine schwere Arbeit, und die sie taten, wurden dazu von der Seite angesehen. Und doch empfand Honoré einen gewissen Stolz darüber, daß er so weit von Fougeray weg war. Obwohl er Tinte bei sich hatte, und Briefbogen, die am Kopf den Namen des Gasthauses trugen, in dem er jeden Abend aß, sandte er Eveline seinen Gruß auf einer schmutzigen, mit Bleistift geschriebenen Karte. Ganz oben hin schrieb er: ‚Kriegszone‘.

Mazureau war zwar gegen Feuersbrunst versichert, jedoch nur für die Gebäude, und auch das noch zu einer Prämie, die weit unter der üblichen lag. Diesmal

würde die Gesellschaft gewiß überhaupt nichts zahlen. Anstatt daß er das Geld für das Getreide, die so sehnlich erhofften sechs tausend Franken, einnahm, würde er nun obendrein noch Stroh und Heu kaufen müssen.

Es war ein furchtbarer Schlag für ihn. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte Mazureau, daß er wankte; denn das Unglück hatte an sein Inneres gerührt und ihn, vielleicht für immer unheilbar, verwundet.

Er gab sich indessen Mühe, davon nichts sehen zu lassen. Aber wenn auch die Flamme der Hoffnung in ihm von neuem zu flackern begann, so richtete vor allem der in ihm wohnende Stolz ihn stets von neuem wieder auf.

Die Arbeit ließ er keinen einzigen Tag ruhen. Als ein Nachbar sich erbot, ihm Stroh zu leihen, lehnte er hochmütig ab: er kaufe sein Stroh und feilsche nicht mit andern darum.

Wenn gutherzige Leute unter den Bauern sein Unglück beklagen wollten, lenkte er das Gespräch auf einen andern Punkt. Er sprach jetzt oft vom Krieg und freute sich über die Siegesnachrichten, die endlich von den Zeitungen ins Land gebracht wurden. Er erfand alle möglichen Martern für den obersten Kriegsherrn des Feindes, dazu hatte er den Namen des französischen Generals, der damals in aller Munde war, gehört und sagte:

„Eine verdammt gute Taktik hat der!“

Und doch: wenn alles das gesagt war, ging er nach Brûlons hinüber und ließ sich, wenn kein Mensch in Sicht war, schwer auf den schönen Grabstein fallen, der den Ruheplatz des reichen Mazureau kennzeichnete.

Dann dachte er nicht mehr an den feindlichen Kriegsherrn, an die allgemeine Jubelstimmung und den bevorstehenden Sieg. Nein: wie ein Läufer, der entmutigt vor dem Ziele aufgibt, weil er merken muß, daß er es doch nicht erreicht, sah er mit erloschenen Augen auf die im strahlenden Sonnenschein daliegenden Äcker der lockenden Ebene hinab.

Nach ein paar Tagen fing Bernhard an, ihn zu verspotten. Er, Bernhard – nein, er war von dem Unglück nicht zu Boden geschlagen; im Gegenteil: ihn stachelte das Fieber der Erregung an. Warum sollten sie das nötige Geld nicht leihen? Diese Hilfsquelle war doch immer noch da . . . Bernhard wäre nur zu gern auf jeden einzelnen Hof in Fougeray gegangen, um die fehlenden sieben- oder achttausend Franken zusammenzuholen. Der sogenannte Ehrenstandpunkt des Großvaters wollte ihm nicht in den Kopf, und so fand seine Wut noch immer keine Grenze.

„So geh doch schon zu deinem Freunde Marcireau, oder zu Menon, oder zu den Brüdern Léchelier . . . die haben so viel Geld, daß sie nicht wissen, was sie damit anfangen sollen!“

„Nein“, gab Mazureau barsch zurück, „ich gehe nicht hin!“

„Aber warum denn nicht?“

„Erstens, weil sie mir doch keinen Heller leihen würden. Und dann, weil sie für mich nichts sind. Man pumpt nicht bei Fremden. Das muß man im Blut haben. Es hat nichts mit Stolz zu tun! Ich muß die Familienehre wie einen Schild tragen . . .“

Bernhard biß die Zähne zusammen.

„Herrgott nochmal, du willst nicht kaufen!“

Mazureau senkte in solchen Fällen den Kopf und schweig. Bisweilen versuchte er den Entel einzulullen, indem er ihm in der Zukunft liegende Bilder wies.

„Das was ich nicht mehr tun kann, das wirst du tun; später wirst du Land kaufen . . . Es ist ja nichts verloren, da du den gleichen Willen hast wie ich . . . Und dir gehört die Ehre dann ganz allein.“

„Die Ehre! Die Ehre! . . . Wegen der krieg ich die Parzelle 32 noch lange nicht . . . Und die will ich haben! Die gerade brauch ich!“

Da der Großvater indessen nicht nachgab, drohte Bernhard ihm rundheraus, daß er davongehen wolle. Schließlich mußte Mazureau sich unterwerfen. Er willigte darein, zuerst zu Marcireau zu gehen und ihn um zweitausend Franken zu bitten.

Der Nachbar hörte ihn erstaunt an und sagte ihm ein paar gute, freundschaftliche Worte; aber Geld?, nein, das besaß er selbst nicht.

„Du gehst zu dem jüngeren Léchelier!“ befahl Bernhard.

„Ich gehe nicht!“ sagte der Großvater.

Er ging docy. Indessen hatte auch Léchelier kein Geld. Nun wußte man allerdings, daß er für zehntausend Franken Korn verkauft hatte . . . Die Wahrheit war, daß Léchelier, Marcireau und all die andern gierig ihr Geld aufhäuften, in der Erwartung, damit einen großen Schlag führen zu können, wenn sich eine günstige Gelegenheit zum Ankauf von Land bieten sollte.

Als Mazureau von Léchelier zurückkam, sagte er bitter:

„Zweimal hast du mich zur Lüge gezwungen, Bernhard; das ist eine Sünde, die ich nie in meinem Leben zu begehen gedacht habe . . . Sprich mir nicht mehr von derartigen Unternehmungen.“

Bernhard begriff jetzt selbst, daß keine Hoffnung für sie bestand, in Fougeray Geld zu bekommen, aber deshalb gab er noch lange nicht nach. Es würde sich schon anderswo welches finden. Man müßte eben nach Saint-Etienne gehen, nach Quérelles, oder in die Stadt, wenn es darauf ankam, zum Teufel nochmal — aber finden würde man es!

Als Mazureau von diesen Plänen vernahm, gab er seiner Empörung mit offenen Worten Ausdruck.

„Ich glaube, du bist noch etwas zu jung, als daß du das Recht hättest, mir Vorschriften zu machen! Und ich selber bin zu alt geworden, als daß ich meine Ehre verkaufen würde!“

Sie zankten einen ganzen Tag miteinander. Als Bernhard davon sprach, daß er zu seiner Mutter nach Nantes gehen wolle, erklärte der Großvater:

„So geh nur, wenn du es durchaus willst! Laß mich im Stich, wie es dein Vater getan hat! Ich werde ohnehin nicht die längste Zeit mehr allein sein.“

Bernhard ging nicht, doch am nächsten Tag sagte er zu dem Großvater:

„So verkaufe wenigstens die jungen Ochsen . . . Denn unser Vieh ist ja jetzt wieder zum Verkauf frei!“

Mazureau beging den tollen Streich tatsächlich. Er verkaufte die kaum genesenen Tiere zum halben Preis, auf die Gefahr hin, daß er nicht mehr imstande sein würde, die herbstliche Arbeit des Pflügens zu vollbringen.

Als die beiden Ochsen weg waren, blieb auf Hof Marnière nichts mehr, das man zu Geld machen konnte. Mazureau aber spürte neue Lebenskraft in sich, als er das Geld für die beiden Tiere in der Tasche hatte. Die Fähigkeit des zu führenden Kampfes erhitzte sein Gemüt noch immer etwas.

Bernhard indessen suchte nach immer neuen Verdiensten. Er schrieb einen Drohbrief an seine Mutter. Sie schickte ihm fünfzig Franken.

Warum nur schrieb man nicht an den vom Großen Hof? Er versuchte, mit dem Großvater darüber zu reden, doch beim ersten Wort schon, das er zu sagen wagte, befahl Mazureau ihm, zu schweigen.

Er schwieg auch sofort, war aber bei sich fest entschlossen, allein zu handeln. Er schrieb also im Namen des Großvaters an Honoré. Er erinnerte ihn daran, daß der Verkauf des Gutes am 17. November stattfinden solle und daß die Preise wahrscheinlich in die Höhe gehen würden. Sicot wolle die Parzelle 32 kaufen, und wegen des durch die Feuersbrunst erlittenen Verlustes würde es schwer sein, gegen ihn anzukämpfen . . . Ob Honoré versprechen könne, ihnen etwas vorzuschließen . . .

Zum Schluß seines Briefes fragte Bernhard nach Honorés Wohlergehen, und danach, ob er sich an den Heeresdienst gewöhne. Ein häßliches Lächeln ging über sein Gesicht, da er diese letzten Worte niederschrieb.

Eine Woche verstrich. Honoré gab keine Antwort. Es waren noch vierzehn Tage bis zu dem angeetzten Verkauf. Aber man stand sichtlich kurz vor Beendigung des Krieges. So kam es denn, daß die

Bewohner von Fougeray zwei große Erregungen zugleich genossen.

Mazureau, der noch immer, wenn er sich draußen zeigte, gerade und aufrecht einherging, schien bisweilen mit einemmal müde zu werden, wenn er auf seinen Hof kam; dann sanken seine Schultern schlaff herab. Und doch gab er sich seiner Verzweiflung noch nicht völlig hin.

Bernhard hingegen zog die Stirn in unzählige Querfalten, ganz wie ein Alter, und überlegte, rechnete und suchte nach Geld. Er hätte ohne Zaudern welches gestohlen, wenn er die Gelegenheit dazu gefunden hätte. Jeden Morgen goß er hinter dem Rücken des Großvaters Wasser in die Milch.

V

Am Sonntag, dem 3. November, stand Bernhard an der Ecke des Waschhauses und wartete auf den Briefträger, so wie früher Eveline getan hatte. Doch der Briefträger hatte nichts für die Familie Mazureau. Bernhard stieß einen halbblauten Fluch aus.

Als er wieder zum Hause hinüberging, sah er dort den Großvater stehen und den Boden kehren. Unter dem Vorwand, daß er zu viel Staub aufwirbele, nahm Bernhard ihm den Besen aus der Hand. Seit die Alte verschwunden war, leitete Bernhard den Haushalt.

Sie aßen zu Mittag, ohne ein Wort zu sprechen; das Essen bestand aus etwas Käse und Zwiebelsalat. Als sie fertig waren, fragte Bernhard:

„Also du bist wirklich fest entschlossen, nicht mehr nach Geld zu gehen?“

„Nein! Zu den andern geh ich nicht mehr deswegen ... Wir kaufen, wenn wir es können, ohne dabei Schulden zu machen.“

Bernhard zuckte die Achseln. Er wollte sich nicht länger mit dem Großvater herumstreiten. Als er drei junge Burschen drüben auf der Landstraße vorübergehen sah, sagte er trocken:

„Ach, ich bin ja auch ein Dummkopf! Ich geh mit denen da drüben zum Regeln!“ . . .

Er holte sich sein Geld aus der Schublade, ging hinaus und warf die Tür mit lautem Knall hinter sich zu.

Allein hier zwischen den vier Wänden eines leeren Hauses sitzen bleiben, das ging über Mazureaus Kräfte. Er trat also auch hinaus. Doch was sollte er tun?

Was religiöse Dinge betraf, so standen die Bewohner von Fougeray ihnen fast durchweg gleichgültig gegenüber. Einige hatten zwar von ihrer Kindheit an die Gewohnheit beibehalten, die Sonntagsruhe zu achten. Zu ihnen gehörte auch Mazureau. Er benutzte nur die Sonntagabende zu kleinen, die Langeweile vertreibenden Beschäftigungen, aber die richtige, schwere Feldarbeit ward an Sonntagen nicht getan.

Mazureau nahm eine Heugabel und eine Sichel und ging nach dem Friedhof bei Brülons davon. Dieser war in der Tat recht vernachlässigt. Ein seit langer Zeit nicht mehr beschnittener Zwerglorbeerbusch streckte seine Zweige wild in die Luft. Dornensträucher, die sich mit den Wurzeln an die Steine klammerten, griffen mit ihren Zweigen über die Gräber hinweg.

Mazureau rupfte sorgfältig das Unkraut aus, sichelte das Gras ab, schnitt die Zweige des Lorbeerbaumes gleichmäßig zu und riß die Wurzeln der Dornensträucher aus dem Boden. Dann kehrte er die umherliegenden Zweige mit der Heugabel zusammen und warf sie über die Backsteinmauer.

Gleich danach fiel ihm jedoch ein, daß er den Ort seiner Tätigkeit schlecht gewählt habe: er hatte das Gestrüpp gerade auf die an den Friedhof stoßende Ecke der zum Verkauf stehenden Parzelle geworfen. Um den bis dahin noch einem andern gehörenden Acker nicht mit seinem Unkraut zu beschmutzen, trat er aus dem Friedhof heraus und fegte den Reifighaufen ein Stück weiter weg, auf seinen eigenen Acker.

Er merkte mit einemmal, daß jede neue Bewegung, die er vollführte, ihm schwer ward.

Er ging wieder nach dem Friedhof zurück, an den zuvor gewählten Platz, nämlich nach dem Grabe des berühmten Mazureau. Es war recht kalt hier oben; der Ostwind fegte mit aller Gewalt von der Ebene herüber und stach, hier oben auf der Höhe, die Haut wie mit Nadeln.

Mazureau ließ den Kopf vornüber hängen. Er fühlte die Kälte auf seinen Wangen, doch zugleich begann er zu spüren, wie sie sich um sein Herz legte. Seine Blicke fielen auf den Boden zu seinen Füßen, auf das kleine, viereckige Stück Erde, das er sich zur letzten Ruhestatt erkoren hatte; es lag nicht neben der seines verstorbenen Weibes, sondern in der Reihe, da sich die Gräber der Alten befanden, die sich dem Schicksal groß und stark entgegengestellt hatten wie er.

In der nämlichen Stunde bog Sicot von der Landstraße nach Quérelles ab und schlug die Richtung nach Brûlons ein. Er wollte noch einmal rasch einen Blick auf die Äcker werfen, die er zu kaufen beabsichtigte.

Er schritt, die Hände auf dem Rücken, am Saum des Luzerneackers entlang und sah zu, ob die Grenzsteine richtig standen, so wie ein neuer Eigentümer von seinem Gute Besitz ergreift.

Er dachte an die unweigerliche Niederlage Mazureaus und begann heftiger an seiner Pfeife zu ziehen.

Dann überquerte er den Brachacker und stand bald vor der Mauer des Friedhofs. Plötzlich kam ihn die Lust an, einmal hinüberzuschauen. Da er klein von Gestalt war, mußte er zu diesem Zweck mit dem Fuß auf einen Stein treten, doch dieser gab nach.

Das Geräusch des zur Seite rollenden Steines riß Mazureau aus seiner trübseligen Träumerei. Die beiden Männer erblickten einander, und ihre erste Bewegung war die des Erstaunens. Mazureaus Miene jedoch verfinsterte sich, und er fragte:

„Was tust denn du hier? Seit wann habe ich dir erlaubt, über meine Äcker zu laufen?“

Der andere reckte sich noch etwas höher über die Mauer, nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte weit von sich auf den Boden.

„Ach, meinst du vielleicht, ich will mir meine Stiefel in deinem Mist dreckig machen, alter Blödkopf? Ich bin über ein Stück Land gegangen, das nicht dein ist und niemals dein sein wird . . . im Gegenteil, es wird mein sein, eh es lange dauert!“

„Sicot“, nahm Mazureau seine Rede wieder auf, „ich rate dir, geh runter, damit ich dich nicht mehr sehe! Ich mag es nicht haben, daß Hunde auf meine Mauern klettern und mir die Ohren vollklaffen.“

„Was, deine Mauer? Nur nicht so übermütig dahergeredet, mein Lieber . . . Du kennst das Gesetz nicht! Wenn ich das Stück Land kaufe, über das ich eben gelaufen bin, dann gehört die Mauer zugleich mir. Das hier sind öffentliche Steine, denn es ist eine Grenzmauer!“

Er klopfte mit dem Kopf seiner Pfeife auf die Steine und brach in ein fettes Gelächter aus.

„Sawohl, eine Grenzmauer ist es, mein Lieber! Wenn du das Gesetz nicht kennst, werd ich es dich lehren.“

„Hund, verfluchter! Ich habe dir schon einmal gesagt, du sollst machen, daß du herunterkommst! Das hier ist der Acker, auf dem meine Toten begraben liegen. Pack dich weg, wenn du dein Geheul loslassen willst!“

Der andere jedoch, in dem sicheren Wissen, Mazureau eine neue, grausame Wunde zuzufügen, richtete sich nun erst recht breit und stämmig auf der Mauer empor.

„Das alles hier werde ich kaufen, mein Lieber! Und später, wenn auch dein Gerippe hier liegt, werde ich vielleicht sogar den Friedhof dazukaufen . . . Du mußt nämlich wissen: bei mir fehlt es nicht am Geld! . . . Du aber, du hast alle betrogen: mich hast du betrogen, damals als es ans Teilen ging, deinen Jungen hast du betrogen, und deine Tochter dazu . . . Und neulich erst hast du einem armen Tölpel aus Saint-Etienne eine krepierete Kuh verkauft . . . Nur bringt das alles dir keinen Nutzen, denn du bist dumm! . . . Jetzt zum

Beispiel hast du keinen Heller mehr im Beutel, während ich . . .“

Er kramte unter seiner Bluse herum, zog dann eine Briefftasche hervor, und entnahm ihr einige Banknoten.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . vier! Tausender sind das, mein Bester! Die hab ich mir eben in Quérelles geholt, . . . und bei mir zu Hause gibt es noch mehr von der Sorte!“

Mazureau bückte sich, hob einen Stein auf und warf ihn nach dem Schwager. Sicot fand gerade noch Zeit, den Kopf rasch zu ducken.

„Feigling!“ schrie er. „Warte, ich will ein Wörtchen mit dir reden!“

Er sprang zu Boden, lief um die Mauer herum und gelangte alsbald an das Tor des Friedhofs. Dort stand Mazureau bereits und erwartete ihn.

„Sicot, ich habe dir schon zweimal gesagt, du sollst dich davonmachen. Das war schon einmal zuviel.“

Der andere stand in sich zusammengeduckt, den Hals tief in die Schultern gezogen, wie ein Stier, der sich auf sein Opfer stürzen will, und spie gemeine Schimpfworte von sich.

Mazureau aber stellte sich fest auf seine stämmigen Beine, zog den Gürtel, mit dem seine Hose um den Leib befestigt war herauf und breitete die Arme kampfbereit aus.

„Sicot!“ sagte er sodann, „ich hab dich als junger Bursch in deine Schranken gewiesen, und ich kann es heute abermals tun, wenn ich auch inzwischen alt geworden bin.“

Sicot wies auf den Boden des Friedhofs und brüllte:

„Ich werde dir gleich Maß nehmen!“

„Wie du willst! Wir sind allein auf der Ebene. Wenn du keine Bange hast, komm heran!“

Sicot sprang mit einem Satz vorwärts und landete mit gesenktem Kopf in Mazureaus Armen, die sich sogleich um ihn schlossen.

Schweigend rangen sie miteinander. Sicot, der fast keinen Atem mehr bekam, umklammerte Mazureaus Hüfte und mühte sich, ihm das Kreuz einzudrücken. Die Arme der beiden waren noch immer stark und kräftig, doch das Spiel ihrer Beine war nicht mehr so behend wie ehemals. Einen Augenblick nur kämpften sie auf der nämlichen Stelle; ein jeder von ihnen versuchte, den Gegner vom Boden loszureißen.

Endlich spürte Mazureau, wie die Arme des andern sich zu lockern begannen. Mit einem gewaltigen Ruck der Hüften befreite er sich aus der Umklammerung, und Sicot rollte, von einem wuchtigen Stoß getroffen, zu Boden. Er blieb jedoch nicht lange liegen. Seine Kraft war der Mazureaus zwar unterlegen, doch seine Behendigkeit glich die Vorteile aus. Kaum war er wieder oben, stürzte er sich abermals auf den Gegner. Mazureaus Faust fiel wie eine Keule auf seinen Kopf herab. Halb betäubt und halb erstickt erwiderte er den Schlag mit einem Fußtritt.

Nun machte die Wut sie vollends blind. Sie packten einander an der Kehle, stießen sich mit straff ausgestreckten Armen in den Leib, hieben aufeinander los, boxten und zerrten an dem Gegner und taumelten gegen

die Grabsteine. Sicot fiel abermals zu Boden, doch diesmal riß er Mazureau mit. Sie kämpften am Boden liegend weiter, rollten übereinander und preßten sich die Luft ab.

Plötzlich bekam Mazureaus Hand Sicots Briefftasche zu fassen, die aus seinem Rock geglitten war. Er stieß ein freudiges Knurren aus. Mit der einen Hand hielt er die Kehle des Gegners umspannt, mit der andern führte er die Briefftasche an den Mund und zerriß sie mit seinen scharfen Zähnen.

„Du wirst kaufen, ja! Meine Mauer! . . . und meinen Friedhof! . . . Hier, schau, so kaufe sie doch!“

Er war aufgesprungen und trat mit den Füßen auf den Fesen der Briefftasche herum . . .

Auch Sicot richtete sich auf, und in seinen Augen war ein wilder Glanz. Seine Hand fiel auf die neben ihm liegende Heugabel; er sprang zwei Schritte zurück, lief dann wieder nach vorn und, rrm! stieß er dem Schwager die Heugabel in die Brust. Als er sie zurückziehen wollte, um ihn obendrein damit über den Kopf zu schlagen, rann ein dicker Blutstrom über den Stiel herab.

Mazureau taumelte. Sein Fuß stieß gegen einen Grabstein, und er schlug schwer zu Boden.

Sicot war auf der Stelle ernüchtert. Die Angst kroch ihm bis ins Mark. Nachdem er rasch die auf dem Boden umhergestreuten Fesen der Briefftasche aufgelesen und in seinen Hut geworfen hatte, stürzte er aus dem Tor des Friedhofs ins Freie und blickte furchtsam nach der Ebene hinüber. Da niemand ringsum zu sehen war, rannte er davon, ohne sich nochmals umzublicken.

Mazureaus Verwundung war zwar schwer, doch sie war nicht tödlich. Als die Nacht hereinbrach, schleppte er sich bis auf seinen Hof.

Bernhard wartete daheim auf ihn und war bereits ungeduldig geworden. Mazureau berichtete ihm mit klappernden Zähnen, was geschehen war, ließ jedoch bei seiner Erzählung die Sache mit der Brieftasche weg.

Zuerst gebärdete Bernhard sich sehr wild.

„Auch ich hab mich mit einem gehauen“, sprach er, „der mir nachgesagt hatte, ich betrüge . . . Aber ich habe keine Heugabel gebraucht, um ihn durchzumassen. Schlägt man sich mit den Fäusten oder mit Heugabeln, he? Was sollen wir jetzt tun?“

Dann plötzlich ward er ruhig und begann sogar zu lächeln. Er lächelte, während er den Großvater auskleidete, er lächelte, während er ihm seine Wunden wusch, und er lächelte, während er ihm ins Bett half.

„Morgen früh“, sagte er, „da geh ich hin und hole die Polizei. Morgen früh geh ich nach Quérelles . . . und der saubere Herr Onkel wird bald im Gefängnis sitzen; das glaube ich denn doch!“

Den Großvater hatte ein heftiges Fieber befallen, aber schließlich überkam ihn der Schlaf. Bernhard saß neben dem Bett und wachte; von Zeit zu Zeit rieb er sich die Hände.

„Die Polizisten werden ihn abführen. Grade den richtigen Augenblick hat er gewählt!“

Am nächsten Morgen jedoch, als er sich zum Fortgehen bereitmachte, rief der Großvater ihn zu sich.

„Bernhard“, sagte er und sah den Knaben mit festem Blick an, „ich bin bei der Arbeit in eine Heugabel gefallen . . . hast du mich verstanden?“

„Ach, du hast ja das Fieber! Schweig doch still! Ich will dir schon zeigen, ob es stimmt, daß du in eine Heugabel gefallen bist . . .“

Der Zufall wollte es, daß die beiden Polizisten gerade an jenem Morgen durch Fougeray kamen. Bernhard hat sie, hereinzukommen, doch Mazureau brachte nichts anderes vor als eine Entschuldigung.

„Ach, wißt ihr, der Kleine ist ein bißchen wirr im Kopf“, sagte er. „Ich habe mich gestern Abend durch eine Ungeschicklichkeit verletzt, aber darum habe ich nur mir selber Vorwürfe zu machen.“

„Euere Sache“, sagte der Offizier.

Damit ging er brummend hinaus, denn er mochte es nicht gern, wenn man ihn wegen nichts und wieder nichts behelligte.

„Bernhard“, sagte der Großvater stolz, „ich kann meine Zwistigkeiten allein in die Reihe bringen . . . Wenn man erst bei der Behörde klagt, gibt's nichts als Schande!“

Bernhard schlug mit der Faust nach dem Bett des Alten:

„Verdammt nochmal! Ich laß dich noch ganz allein hier verrecken! . . .“

Nun verließ auch er den Hof und stieg geradeswegs nach La Baillargère hinauf.

„Was willst du, Junge“, fragte Marie, die im Garten vor dem Haus stand.

Er sah sie frech an.

„Nicht mit euch Weibern habe ich zu reden, sondern mit dem Onkel Sicot. Wo ist der?“

„Er wird wohl drüben sein“, sagte sie und wies nach der Scheuer.

Bernhard wandte den Kopf und gewahrte den Onkel, der sich gerade in den Stall schlich und die Tür hinter sich zuzog.

„Ah, da ist er ja! Er sieht nicht grade tapfer aus!“

Sicot war in der That nicht tapfer zumute, denn er glaubte jeden Augenblick die Polizei auf den Hof kommen zu sehen.

Bernhard ging nach dem Stall hinüber. Die verrostete Tür widerstand dem Druck seiner Hand. Er schrie also aus vollem Halse, damit sowohl Sicot als auch die inzwischen aus dem Haus herzugeeilten Frauen ihn hören konnten:

„He, Onkel, sag: hast du Angst, weil du dich so fest einschließt? . . . Onkel Sicot! Auf, komm mit deiner Mistgabel heraus, es ist ein Bursche da, der will die Parzelle 32 bei Brülons kaufen, dem kannst du sie gleich in den Leib rennen!“

Er sah plötzlich einen großen Sandstein dicht in seiner Nähe liegen, den hob er mit beiden Händen über seinen Kopf empor und schleuderte ihn gegen das obere Teil der Tür. Die halb verfaulten Bretter gaben nach, und der Stein flog in den Stall.

Bernhard reckte den Kopf zu dem Loch empor, welches er geschlagen hatte.

„He, Onkel! Ich habe ein Wort mit dir zu reden! . . . Die Äcker bei Brülons werden nicht an dich fallen; denn wenn ich sehe, daß du an dem Tage, wo verkauft wird,

den Mund aufstust, wird dich am nächsten Tag die Polizei abführen, und zwar mit auf dem Rücken gefesselten Händen, wie ein Mörder, der du ja auch bist! . . . Vielleicht führen sie dich gar vorher schon ab . . .“

Er wandte sich zu den Frauen:

„Ihr habt mich doch verstanden, was? Er hat etwas getan, darauf steht Zuchthaus . . . wenn er sich also nur im geringsten muckst, wird es ihn schwer teuer zu stehen kommen! Denn dann wird mich keiner daran hindern, den Mund aufzutun!“

„Ja aber, so sage doch, was gibt's denn eigentlich?“ fragte Marie.

„Es gibt dies: daß mein Großvater von einem mit der Heugabel durch die Brust gestochen worden ist . . . kannst ja mal deinen Vater fragen, ob er den kennt, der das getan hat!“

Daraufhin wandte er sich kurz um und ging davon. Eveline verließ einen Augenblick nach ihm den Hof und schritt hinter ihm drein; als er sie kommen sah, machte er das Tor sofort wieder hinter sich zu und sagte:

„Der Großvater hat dich nicht gebeten, zu ihm zu kommen . . . mach also und geh dahin, wo du herkommst!“

Die ganze Woche über mußte Mazureau das Bett hüten. Bernhard verband ihm seine Wunden, stellte ihm in Reichweite seiner Hand etwas zu trinken auf einen Stuhl und ging dann aufs Feld hinaus, um zu arbeiten.

Den Verwundeten schüttelte das Fieber. Des Nachts phantasierte er, kämpfte mit unsichtbaren Feinden oder sprach mit seinen Äckern wie mit lebenden Wesen.

Bernhard hielt es für gut, eine Bescheinigung in der Hand zu haben, deren man sich notfalls gegen Sicot bedienen konnte. Er benutzte also den Sonntag dazu, dem Arzt in Quérelles einen Besuch abzustatten; die Kosten hatte der Onkel zu tragen.

Der Arzt kam am Tage danach um zwei Uhr mittags. Als er die Verwundung sah, stieß er einen lauten Fluch aus. Er war ein rauher Mann, der sich seiner Bauern mit aller Energie annahm. Er versah sie mit starken Arzneien und legte auch seine Worte nicht gerade auf die Goldwaage.

„Also seit wann hast du das?“ fragte er Mazureau.

„Seit acht Tagen . . . Ich bin in eine Heugabel gefallen . . .“

„Mach mir nichts vor, Dummkopf! Seit acht Tagen! . . . Und vor allem: in deine Heugabel gefallen bist du nicht!“

„Nein!“ sagte Bernhard.

„Doch!“ entgegnete Mazureau.

„Nein, nein! Du magst sagen was du willst, ich lache darüber, das weißt du doch!“ sagte der Arzt.

Dann wusch er die Wunden aus. Zwei waren auf der rechten Seite des Körpers und eine andere am Arm. Die Wunden auf der Brust waren ziemlich leichter Natur, doch eine Zinke der Heugabel hatte den Arm von der einen Seite bis zur andern durchbohrt.

Als er mit dem Verband fertig war, gab der Arzt seine Anweisungen und schrieb ein Rezept. Bernhard sagte:

„Eine Bescheinigung möchten wir haben.“

„Schon gut“, sagte der Arzt, „ich will gern bescheinigen, daß dein Großvater ein dickes Fell besitzt.“

Während er die Bescheinigung schrieb, horchte er plötzlich auf, dann schob er seinen Stuhl zurück und ging hinaus.

In Fougeray läuteten die Glocken, und in Saint-Etienne ebenfalls. Von der Stadt herüber dröhnten dumpfe Kanonenschüsse, und ein freudiger Lärm stieg rings vom Horizont auf.

Der Arzt lief durch den Garten. Draußen bei seinem Wagen stand der Fahrer und schrie, die Mütze mit ausgestrecktem Arm hin und her schwenkend, etwas vor sich hin. Alle Bewohner des Dorfes waren aus ihren Häusern hervorgekommen, um die Nachricht von der Beendigung des Krieges zu vernehmen.

Der Arzt ging nach dem Hause zurück und rief schon auf der Schwelle:

„Jetzt ist es Wahrheit geworden, liebe Freunde! Jetzt endlich ist er vorüber!“

„Wer?“ fragte Mazureau.

„Nun, der Krieg natürlich!“

Und er begann, redend, lachend, fluchend und in die Hände schlagend im Zimmer umherzulaufen. Bernhard jedoch hielt ihn an:

„Sie haben die Bescheinigung noch nicht geschrieben, Herr Doktor.“

Der Arzt setzte sich wieder auf seinen Stuhl und schrieb rasch ein paar unleserliche Worte hin. Als er seinen Namen daruntersetzte, fiel eine Träne auf das Papier. Er tupfte sie mit der Spitze seines kleinen Fingers auf und fluchte dabei leise vor sich hin.

Bernhard aber faltete den Bogen sorglich zusammen. Um das Rezept, das der Arzt geschrieben hatte, kümmerte er sich nicht.

„So so, der Krieg ist vorbei“, sagte Mazureau und richtete sich auf seinem gesunden Arm empor, „aber dein armer Vater kommt darum doch nicht wieder.“

„Nein“, versetzte Bernhard, „der kommt nicht wieder.“

Dann fügte er sehr kühl hinzu:

„Der Arzt hat dir doch verboten, dich zu bewegen . . . wenn du bald wieder gesund werden willst! . . . Verhalte dich also ruhig, denn nächsten Sonntag mußt du unbedingt aufstehen!“

Am Morgen des folgenden Tages erhielten sie einen Brief von Honoré.

„Ich hatte ihm nämlich, obwohl du es verboten hattest, geschrieben“, erklärte Bernhard.

Er trat dicht ans Bett heran und las den Brief mit siegesfroher Miene vor.

Honoré schrieb:

„Mein lieber Mazureau,

es hat mich sehr gefreut, zu hören, daß Ihr dem Sicot die Stirn bieten wollt. Er hat sich mir gegenüber nicht schön benommen, darum mag ich ihn nicht. Ich hatte eigentlich vor, an Boutin zu schreiben, daß er in meinem Namen kaufen soll, aber da Ihr einmal selbst kaufen wollt, ist es natürlich viel besser, wenn ich Euch helfe. Denn ich habe schon genug Ärger mit den Äckern, die ich verpachte. Kauft also unbesorgt, ich stehe hinter Euch. Und zwar leihe ich Euch bis zu zehntausend Franken.’

Mazureau unterbrach Bernhard:

„Wenn ich schon aufstehen muß, um zu kaufen, dann will ich es auch ohne fremde Hilfe.“

Bernhard zuckte nur die Achseln und fuhr fort:

„Mein lieber Mazureau, Euer Brief hat mir den guten Weg gewiesen, und das in dem Augenblick, wo ich noch immer zögerte. Ich liebe Eveline trotz ihres Fehltritts noch immer; und wenn sie erst ihren Kummer verwunden hat, will ich sie heiraten, wenn nur sie will; und ihr Kind wird dann das meine sein. Ich hoffe, Ihr seid's zufrieden. Der Krieg ist nun zu Ende, und ich denke, bald über das alles mit Euch selber reden zu können.“

Honoré.'

Mazureau hatte sich auf seinem Lager emporgerichtet und nahm den Brief selbst zur Hand. Wegen des schlechten Tageslichtes jedoch vermochte er ihn nicht selbst zu lesen. Er wendete ihn verlobt in der Hand hin und her.

In seinen fieberglühenden Augen erwachte die Flamme des Stolzes.

„Bernhard, wir kaufen! Die Ehre ist auf unserer Seite! . . . Geh und hole Eveline!“

Eveline kam, als sie darum gebeten wurde, sogleich zu ihrem Vater zurück.

Als Bernhard auf Sicots Hof gekommen war und zu seiner Tante gesagt hatte:

„Komm mit heim, ich brauche dich!“ hatte niemand ein Wort zu äußern gewagt, derart groß war die Verwirrung in La Baillargère.

Nachdem Sicots Zorn verflogen war, hatte ihn Furcht ergriffen, eine geradezu lachhafte Furcht, die ihn über eine Woche lang in ihrem Banne hielt.

Er rauchte nicht mehr, trank seinen Wein nicht mehr und prahlte nicht mehr wie vorher. Er zeigte sich weder im Dorf, noch auf der Ebene, blieb aber auch nie lange in der Stube sitzen. Er brachte seine Zeit im Stall und in der Scheune zu, oder er hielt sich stundenlang bei seinem Heu in der Scheuer auf, deren kleines Fenster nach Quérelles hinübersah . . . dorthin also, woher die Polizei kommen mußte.

In der That kamen die beiden Polizisten ziemlich oft nach Fougeray. Jedesmal, wenn er sie nahen sah, verbarg Sicot sich rasch im Heu; und dort, schwitzend und halb erstickt, dachte er weder an die Parzelle bei Brûlons, noch an sonst eine. Er sah sich für den Rest seiner Tage im Gefängnis, oder gar im Zuchthaus und bei der Zwangsarbeit.

Nachdem etwa acht Tage so verstrichen waren, kam auch die Nachricht zu Sicot, daß der Bauer auf Hof Marnière sich bei der Arbeit eine abscheuliche Verwundung zugezogen habe . . . Die Sache mußte sehr ernst sein, denn der Arzt war sogar gerufen worden. Und doch wurde erzählt, daß Mazureau binnen kurzem schon wieder das Bett zu verlassen gedächte.

Sicot atmete erleichtert auf.

Es war der Tag des Waffenstillstandes, und so fand er den Mut, ins Dorf hinunterzugehen. Er strich

fogar um Hof Marnière herum und besuchte dann mehrere Freunde, mit denen er auf die Beendigung des Krieges trank.

Er kam mit strahlendem Gesicht heim, und man vernahm schon von weitem seine dröhnende Stimme.

Er trieb es indes nicht lange so. Die Frauen hatten mittlerweile eine gewisse Überlegenheit ihm gegenüber gewonnen und ließen sie ihn wohl spüren.

Sie waren übrigens wirklich voller Angst, denn sie wußten sehr gut, was sie von Bernhards Drohungen zu halten hatten, und so war nur der eine Gedanke in ihnen wach: Sicot möglichst im Hause zu halten, bis die ärgerliche Sache in Vergessenheit geraten war.

Marie war mutig genug, dem Vater vorzuhalten, welch ein Aufsehen es in Fougeray geben würde, wenn Bernhard oder Mazureau redeten.

„Mazureau wird nicht reden!“ erwiderte Sicot auf solche Bemerkungen hin.

„Mag sein. Aber der Kleine, dem merkt man an, daß er fest entschlossen ist, zu reden . . . Ob sich das Gericht da nun hereinmischt oder nicht — die Schande wird in jedem Fall auf deiner Seite sein . . . Ein Mann in deinem Alter!“

Diesen Gründen gegenüber blieb Sicot nicht unempfindlich. Im Dorfe selbst war die Sache so, daß man nicht lange darüber redete, wenn zwei sich einmal prügelten. Es handelte sich meist um junge Kampfhähne, die einander gern mit den Sporen bearbeiteten und rasch einen Streit vom Zaun brachen, an den sie schon sehr bald nicht mehr dachten.

Zwei Greise aber, die sich wild verprügelten, und Schwäger dazu, das war eine schändliche Sache, die Staub aufwirbeln mußte! Wenn die andern erführen, daß er, Sicot, einer der angesehensten Männer im Ort, den alle kannten und dessen Wort etwas galt, sich dazu hatte hinreißen lassen, mit einer Waffe auf einen andern loszugehen und ihn damit halb totzuschlagen wie ein junger Flegel aus der Stadt!

Marie sagte:

„Dann kommt die Sache vor Gericht!“

Auch die Mutter säte sacht, aber mit sicherer Hand die Saat der guten Ratschläge aus.

„Bei der nächsten Gemeindevahl hätte man dich doch in den Rat gewählt!“ sagte sie leise.

Wenn es an die Kriegsanleihe ging, hatte Sicot immer laut und heftig gegen die Gemeinderäte protestiert. Bei der ersten nächsten Wahl würden alle diese traurigen Dummköpfe mit Bestimmtheit durch andere Männer ersetzt . . . das hatte er immer wieder erzählt. Oft genug hatte er davon geträumt, daß er selbst bei der Ratsversammlung in der vordersten Reihe, auf einem Stuhl, den der Feldhüter ihm achtungsvoll hinschob, sitzen würde, im Sonntagsanzug und die Pfeife in der Hand.

Sicot legte Wert darauf, in den Gemeinderat gewählt zu werden, das wußte jedermann in Fougeray.

Noch der wackere Mann hatte einen noch höheren Ehrgeiz — dieser aber war heimlicher Natur.

Er schielte nach dem Vorsitz des Verwaltungsrates bei der Molkereigenossenschaft.

Sein Freund Dabin nämlich hatte ihn als einzigen wissen lassen, daß er gedächte, sich nach dem Kriege von seinem Posten zurückzuziehen.

Es war an dem, daß es zwölf Gemeinderäte für den Ort Fougeray und zwölf für Saint-Etienne gab, jedoch nur diesen einen Vorsitzenden der Molkereigenossenschaft für beide Orte.

Dieser Vorsitzende hatte wirklich Regierungsgewalt, er sprach und kommandierte. Man kannte ihn weit in der Umgegend; sein Name war stets auf den Lippen der Leute, in der Stadt wie auf dem Lande. Er konnte dem Bahnhofsvorsteher kühn seinen Besuch machen, verhandelte mit dem Präfekten der Provinz, und von Zeit zu Zeit hatte er sogar seinen eigens reservierten Platz bei den vornehmen Tafeleien, die auf Kosten der großen Molkereigenossenschaft abgehalten wurden, bald in dieser Stadt, bald in jener; Tafeleien, bei denen man aus mehreren Gläsern trank, wo Advokaten, Abgeordnete, ja sogar Minister Loblieder auf den Vorsitzenden der Molkereigenossenschaft anstimmten und wo es Ordensbänder und goldene Medaillen regnete.

Das, ja, das war groß!

Allein, man hatte bis heute die Vorsitzenden niemals aus den Reihen derer geholt, die ihren eigenen Verwandten die Heugabel in den Bauch rannten. Und wenn Bernhard wirklich redete . . .

Sicot hielt sich eine ganze Woche lang still daheim. Er versprach seinen Leuten, daß er nicht zum Verkauf gehen wolle, daß man ihn nicht sehen werde und daß er bei Gott nichts sagen würde. Er versprach alles, was sie wollten.

Der Verkauf fand im Saal des ‚Demokratischen Klubs‘ statt. In Fougeray gab es nämlich vor dem Kriege einen ‚Demokratischen Klub‘, der fand sich in einer kleinen, aus gemeinsamen Mitteln betriebenen Gaststätte zusammen, die nur sonntagabends geöffnet war und wo jeder, der Reihe nach, die Gläser spülen und den Kellner spielen mußte.

Der Saal dieses ‚Klubs‘ war, nach dem der Molkereigenossenschaft, der größte in Fougeray. An diesem Tage aber war auch er zu klein.

Die Freude des Waffenstillstandes nämlich hatte Leute herbeigelockt, die der Verkauf nicht unmittelbar interessierte. Die Dorfschönen hatten beschlossen, nach dem Weggang der Händler eine Versammlung in dem gleichen Saal abzuhalten, um zunächst eine Vorsitzende und eine Schatzmeisterin zu ernennen und sodann den förmlichen Beschluß zu fassen, wie vor dem Kriege hier wieder Bälle stattfinden zu lassen. Daher hatte sich die ganze Jugend des Dorfes versammelt; es war ein allgemeines Geschnatter und Geficher.

Die Alten in ihren Blusen oder baumwollenen Röcken hatten ihre Enkelinnen neben sich sitzen; diese trugen hübsche weiße Handschuhe, bis an die Knie hinaufreichende Schnürstiefel und seidene Kleider. Man zeigte einander die Basen Léchelier, die an Eleganz miteinander wetteiferten. Ihre Eltern hätten sich vor dem Kriege, der sie reich gemacht hatte, in diesen Dingen gewiß sehr knickerig gezeigt, heute aber kauften sie ihren Töchtern Kleider für tausend Franken das Stück, welche

die Schneiderin von Fougeray recht kühn zuschnitt. Die beiden Mädchen, die ganz von der Sonne verbrannt waren, und schwarz wie die Grillen, trugen hübsche, über der Brust gekreuzte Bänder, kleine Uhren, Halsketten, Busennadeln, Ringe in den Ohrläppchen und an den Fingern, und an jedem Handgelenk ein Armband mit einem ewig klingelnden Medaillon daran. Alles das war vollkommen neu, so wie es die letzte Mode vorschrieb, und zudem aus Gold.

Und doch blieb den Eltern noch alles, was sie brauchten, um — zum Nutzen der Händler und des jungen Mannes aus Paris, der die Millancherie geerbt hatte — in dem allgemeinen Kampfe mitzuhaltten.

Auf einem kleinen Podium erblickte man Boutin, der den Notar aus der Stadt, welcher den Verkauf vornehmen sollte, über alles Wissenswerte aufklärte. Sie tuschelten miteinander und lächelten dazu. Dann machte Boutin die Runde durch den ganzen Saal; bevor der Kampf begann, wollte er die einzelnen Kämpfer wenigstens begrüßen. Die meisten waren aus Fougeray, doch man sah auch Bauern aus Saint-Etienne und aus Quérelles. Bei ihnen wußte man nicht genau, was sie eigentlich hier wollten, und daher betrachtete man sie mit Mißtrauen.

Mazureau stand, den Arm in der Binde, in einer Ecke des Saales; die darin herrschende Hitze bedrückte ihn, und er fühlte, wie seine Beine unter ihm zitterten. Er stützte sich auf Bernhards Schulter.

Dieser hielt die Augen fest auf die Thür gerichtet und spähte argwöhnisch den Ankommenden entgegen.

„Der Onkel kommt nicht“, sagte er mit einemmal ganz leise; „er wird den Mut nicht finden, sich sehen zu lassen.“

„Mag er doch ruhig kommen, im Gegenteil!“ erwiderte Mazureau. „Wir übertrumpfen ihn ja doch, und so ist die Schande auf seiner Seite.“

Bernhard indessen widersprach heftig:

„Ach nein, zum Donnerwetter! Ich frage mich nur, wo du deinen Verstand hast! . . . Wenn er wirklich kommt . . .“

Er unterbrach sich:

„Verdammt! Da ist er!“

Sicot kam tatsächlich durch die Tür herein, aber nicht lärmend und prahlerisch geräuschvoll wie sonst. Er war allein und verschwand sofort unter den vielen, im Saal versammelten Menschen.

In der letzten Minute war es geschehen, daß er der Versuchung nicht länger hatte widerstehen können. Er war den Frauen ent schlüpft und kam, wenn auch klopfenden Herzens, um sein Spiel zu spielen — natürlich nur dann, wenn das Wagnis nicht allzu groß erschien . . .

Er hatte jedoch noch keine vier Schritte in die Mitte des Saales getan, als er fühlte, wie ihn jemand energisch am Ärmel zupfte. Mit finsterner Miene warf er den Kopf zur Seite. Als er Bernhard erkannte, wurde seine Verwirrung sichtbar.

„Was suchst du hier, Onkel? Ich werde dir gleich zeigen, was es hier für dich gibt!“

Sicot gab leise zurück:

„Dummer Lausbub, willst du, daß ich dir hinter die Ohren schlage?“

Bernhard stellte sich groß vor ihn hin und zischte, mit leiser, aber fester Stimme:

„So geh doch und hole deine Heugabel, wenn du willst! . . . Ich will auch heimgehen und etwas holen . . . wir haben eine Flinte zu Haus, die knallt ganz hübsch! . . . Aber das ist nicht alles: wenn du auf unsere Parzelle bietest, so weißt du, was ich dir versprochen habe! Du brauchst nur den Mund zu öffnen, so werd ich den Mörder ausschreien . . . hier, vor allen Leuten!“

In diesem Augenblick ließ der Notar die erste Parzelle ausbieten. Sicot begab sich in die Mitte des Saales, und Bernhard folgte ihm auf dem Fuße; er sagte:

„Ich bleibe neben dir, damit du nicht schwach wirst.“

Die erste Parzelle wurde einem jungen Burschen aus Saint-Etienne zugeschlagen. Ebenso ging es mit der zweiten. Die dritte kam nach hartem Kampf an Boutin, der für eine Witwe aus Quérelles bot.

Die Leute aus Fougeray waren vollkommen sprachlos. Menon ergriff das Wort. Er bemühte sich, den Auswärtigen vorzuwerfen, wie sehr ihr Betragen wider die gute Sitte verstieß. Zugleich erzählte er irgend etwas vom Waffenstillstand. Der Notar, der ihn nicht kannte, mischte sich in das Gespräch und gab ihm eine gehörige Antwort. Hierüber kam die Fröhlichkeit in die Gemüter zurück und die Jugend klatschte in die Hände.

Noch zehn Parzellen waren übrig. Als man bei der ersten angelangt war, wurde ein kleiner alter Bauer aus Saint-Etienne, der den Eindruck eines reichen Mannes machte und goldene Ohrringe trug, von Marcireau überboten. Von diesem Augenblick an ver-

mochten die ‚Auswärtigen‘ den Leuten von Fougeray nicht mehr standzuhalten.

Bei der fünften Parzelle begannen die Brüder Léchellier mit hohen Geboten, von hundert zu hundert Franken, hinaufzutreiben. Als sie indessen sahen, daß sie allein emporsteigerten, verlangsamten sie das Tempo. Es dauerte noch eine Viertelstunde, bis die Angelegenheit geregelt war. Der Jüngere trug den Sieg mit einem kleinen Höhergebot von zehn Franken davon. Er bezahlte achttausend Franken für eine sechzig Ar große Wiese, die mit zwölfhundert angefetzt worden war.

Menon erklärte, zu den Leuten aus Saint-Etienne gewendet und mit strahlendem Gesicht:

„Meine Damen und Herrn! Die Leute von Fougeray haben gewisse Rechte! . . . Verkehren wir ihren Sinn nicht . . .“

Der Notar aber verkündete:

„Sechstens: die Parzelle, die bei dem sogenannten Ort Brülons liegt, Sektion D, Nr. 32 . . . Angefetzt mit: achtzehntausend Franken.“

Menon hob den Arm:

„Achtzehntausendeinhundert!“

Ein kurzes Schweigen entstand. Aller Blicke wendeten sich Sicot zu. Er öffnete den Mund, und in seinem Gesicht begann es zu arbeiten. Dann schluckte er vier oder fünfmal nacheinander. Er schien kleiner zu werden und in sich zusammenzusinken. Um sich etwas Haltung zu geben, zog er die Pfeife aus der Tasche und beschäftigte sich lange damit, sie zu stopfen. Neben sich vernahm er Bernhards keuchenden Atem.

Léperon setzte sich an die Spitze und stieg mit einem Schlag auf achtzehntausendfünfhundert. Andere reihten sich ein, doch als man bei einundzwanzigtausend angekommen war, hielten die meisten inne.

Nun erst begann der wahre Kampf. Mazureau hatte noch nichts gesagt. Er stand vornübergebeugt, totenblau und mager da; sein Kinn war seit vierzehn Tagen nicht mehr rasirt. Bernhard sah ihn ängstlich an.

Während Léperon und Menon bei einundzwanzigtausendeinhundert miteinander kämpften, löste Mazureau sich plötzlich von der Mauer, richtete sich in seiner ganzen Größe auf und warf kurz und scharf hin:

„Zweiundzwanzigtausend!“

Menon blieb sofort zurück, aber Léperon wandte sich dem neuen Gegner zu und sagte:

„Zweiundzwanzigtausendeinhundert!“

„Zweiundzwanzigtausendfünfhundert!“ parierte Mazureau und hob sein stolzes Haupt noch höher.

Léperon hielt noch einen Augenblick stand, doch im Grunde war er kein zäher Gegner; allzu teuer wollte er die Parzelle doch nicht bezahlen. Bei dreiundzwanzigtausenddreihundert gab er auf.

„Dreiundzwanzigfünfhundert!“ sagte Mazureau.

Boutin wiederholte mehrmals: dreiundzwanzigtausendfünfhundert! . . . dreiundzwanzigtausendfünfhundert! . . . seine Augen suchten diejenigen Sicots, der vor der Versteigerung so schöne Gebote gemacht hatte.

Sicot nahm die Pfeife aus dem Mund und trat von einem Fuß auf den andern. Hinter ihm flüsterete Bernhard:

„Versuch's doch, daß wir sehen, was es gibt!“

Schließlich kam nur eine Art dumpfes Knurren aus Sicots Mund. Boutin jedoch schien des Glaubens zu sein, er habe etwas gesagt:

„Dreiundzwanzigtausendsechshundert, Sicot?“

Doch Sicot schüttelte energisch den Kopf: nein nein!
Der Notar schlug zu.

Die siebente Parzelle gab den Leuten nicht lange zu schaffen. Der Mindestpreis wurde nicht eher festgesetzt, als bis Sicot ein Gebot machte, dem alsbald ein zweites und dann ein drittes folgten. Endlich konnte er sich erleichtern! In seiner Wut antwortete er auf die Gebote der andern Käufer derart rasch, daß sie überhaupt nicht zu Atem kamen. Er hatte der Hitze wegen seinen Hut unter den Arm genommen. Seine filzigen Haare sträubten sich, und das Fettpolster in seinem Nacken glich einem Halstuch aus schwitzendem Fleisch. Er bekam die Parzelle zugeschlagen, während Bernhard zu dem Großvater zurückging.

Dieser hatte sich mittlerweile wieder gegen die Wand gelehnt.

„Komm, ich will hinaus!“ sagte er zu Bernhard.

Als sie draußen waren, stützte er sich schwer auf die Schulter des Enkels und sog die kalte Luft in tiefen Zügen ein.

„Ich bin froh!“ sagte Bernhard. „Wir bezahlen sie nicht zu teuer . . . und dem Honoré sind wir nicht allzu viel schuldig.“

„Ich bin froh!“ sagte auch Mazureau. „Das ist ein großer Tag!“

Doch in seiner Stimme klang nicht die Helligkeit des Stolzes. Die Worte kamen schwer, matt und seltsam gedrückt aus seiner Kehle, und eine sonderbare Unruhe flackerte in seinem Blick. Er tat ein paar Schritte, dann fuhr er sich plötzlich mit der Hand an den Hals und zog die Schnalle seiner Bluse auf.

„Bernhard“, sagte er, „ich glaube . . .“

Er vermochte den Satz nicht zu vollenden. Sein Mund verzerrte sich, die Augen drehten sich nach oben, und obgleich Bernhard ihn zu halten versuchte, fiel er mit dem Gesicht nach vorn in den Sand.

VII

Dieser erste Anfall ließ Mazureau zwar den Gebrauch seiner Glieder; nur das rechte Bein wollte nicht mehr ganz mit.

Auch die Sprache kam wieder, doch sie verlor ihre frühere Kraft. Die Seele war weit mehr angerührt worden als der Körper. Ja, Mazureaus Seele war in ihrer plötzlichen Sanftmut kaum wiederzuerkennen.

Am zweiten Sonntag im Dezember sagte Mazureau zu Eveline:

„Ich möchte heut einmal aus dem Haus; Bernhard wird mich begleiten. Aber wenn du auch mitkommen wolltest, würde ich mich freuen, Kind.“

„Wohin wollen wir gehen, Vater?“

„Wenn meine Beine es aushalten, wollen wir auf unsern Friedhof gehen, der da droben, mitten in unsern Äckern, liegt.“

Sie gingen also, nachdem sie zu Mittag gegessen hatten, nach Brülons hinauf. Die Sonne schien hell herab, aber der Wind kam scharf einhergefedt. Mazureau feste sich an seinen gewohnten Platz, das Gesicht dem Tor des Friedhofs zugekehrt. Eveline und Bernhard standen neben ihm. Er nahm den Hut vom Kopf und atmete die kühle Luft tief ein.

„Hast du nicht Angst, daß du dich erkälten könntest?“ fragte Eveline.

„Ach was, die Luft hier oben tut meinem Blut wohl.“

Bernhard wies auf den Boden, wo noch die Spuren des Kampfes zu sehen waren.

„Wenn er auch heute wieder besser ist, so hätte es doch vor nicht allzulanger Zeit sehr böß mit ihm werden können . . . Hier siehst du noch ganz genau die Spuren, wo Onkel Sicot hin und her ist.“

Mazureau erwiderte ernst:

„Ich verzeihe ihm das Schlimme, das er mir zugefügt hat . . . ich selbst bin gegen ihn auch nicht immer gerecht gewesen.“

Mazureau hatte den Kopf gehoben und ließ die Blicke über sein Land ringsum schweifen.

„Ich hab es noch nie so gesehen wie heute . . . Ich sehe es erst richtig, seit es ganz mein ist . . . Wie schön liegt es vor meinen Augen da!“

Er streckte die Hand leicht aus, und seine Finger begannen leise zu spielen, als liebkosten sie einen unsichtbaren Körper.

In seinem alten, hartgewordenen Herzen hämmerte eine ungewöhnliche Erregung.

„Nun ist die Ernte eingebracht! Sagt mir, meine Kinder; nicht wahr, ich habe alles schon unter Dach und Fach? Jetzt kann mein Fleisch ruhig verfaulen, denn mein Leben ist erfüllt . . . Möge Gott mir verzeihen, wenn ich hart gegen die Schwachen gewesen bin, und wenn ich die Hand gegen Unschuldige erhoben habe! Möge Er mir verzeihen, wenn ich nicht immer auf den gerechten Wegen der Liebe gewandelt bin! . . . Ich habe nie etwas anderes gewollt, als die Ehre der Familie.“

Mit einem leisen Zittern in der Stimme fuhr er nach kurzem Schweigen fort:

„Ach, jetzt möchte ich all die Meinen rings um mich versammelt sehen . . . Es fehlen zu viele, als daß ich wirklich froh sein könnte. Die Sonne fällt auf meine alten Augen herab, und so viele, die mir teuer waren, sehen ihren Schein nicht mehr . . . Ach, könnten sie doch aus der Erde hervorstiegen, in der sie schlummern, um ihre Hand in die meine zu legen! . . . Ich habe mein Lebtag keine Zeit gehabt, sie so zu lieben, wie sie es verdienen. Ach, sie sind alle zu früh davongegangen . . . Und ich möchte sie so gern um mich haben . . . Deine Mutter möchte ich hier haben, Eveline, sie war so sanft wie du, und meinen Jungen möchte ich haben, der draußen vorm Feind gefallen ist, und meine Alten dazu, deren Leben ein ständiger Kampf gegen die Armut war.“

Seine Augen senkten sich, und zum erstenmal, seit er ein Mann war, rollten zwei Tränen über sein Gesicht herab.

Bernhard sah ihn ärgerlich an. Diese an dem Großvater überraschende Rührung schien ihm ein böses Vorzeichen. Gewiß würde es nicht lange mehr dauern, bis der Großvater ganz und gar kindisch wurde.

Bernhard verließ den Friedhof. In der spitz zulaufenden Ecke des neu erworbenen Ackers entdeckte er einen Grenzstein; er riß ihn aus und trug ihn nach der Landstraße hinüber.

Der Großvater sah, was er tat, und sein Herz war voller Freude und Heiligkeit.

„Schau, Eveline! Das ist der Traum meines Lebens, was sich da vor meinen Augen begibt. Bernhard trägt mit flinken Händen den Stein fort, der uns bis jetzt eine Grenze bedeutet hat. Er hat ein wackeres und festes Herz, und ich kann ihn ohne Sorge zurücklassen, wenn ich sterbe . . . Durch ihn wird der Name Mazureau nie in den Schmutz gezogen werden! Er wird noch mehr Grenzsteine ausreißen und sie weit wegtragen; und was ich an Ehre habe, wird gering sein demgegenüber, was er an Ehre gewinnen wird! . . . Vorausgesetzt natürlich, daß er stets gerecht bleibt! Das ist die einzige Sorge, die er mir macht.“

Er nahm Evelines Hand in die seine.

„Höre, Kind: ich war vielleicht hart und mitleidlos gegen dich, weil du schwach gewesen bist . . . und meine Worte haben dir wehgetan, weil du empfindsam und zart bist, wie deine arme Mutter es war . . .“

„Vater“, entgegnete Eveline, „du regst dich heute zu sehr auf; der Doktor hat dir doch befohlen, dich ganz ruhig zu verhalten.“

„Ach was, ich bin glücklich, daß ich heute reden darf“, erwiderte er; „mir ist, als schwellte mir das Herz in der Brust . . . Hör, Eveline: ich wollte dir sagen, daß dein Glück trotzdem noch kommt. Und wenn du auch viel Kummer gehabt hast, so wird doch bald mehr als ein

Mädchen im Dorf dich beneiden. Bernhard wird auf Hof Marnière haufen, und du auf dem Großen Hof. Unsere Familie wird zu den angesehensten des Landes gehören . . . Honoré wird bald zurückkommen — er hat dir sicher die letzte Woche geschrieben?“

„Ja“, sagte sie und errötete.

„Meinst du nicht auch, daß er ein ehrlicher Mensch ist, der es ernst meint mit seiner Liebe?“

„Doch ja, er ist ein ehrlicher Mensch.“

„Ich hoffe, du folgst dem, was deine Vernunft dir sagt, Eveline!“

Sie wandte den Kopf zur Seite.

„Ach, ich weiß es nicht“, murmelte sie.

Mazureau ließ ihre Hand fahren und starrte einen Augenblick sinnend vor sich hin.

„Kind“, sagte er endlich, „tu, was dein Herz dir gebietet.“

Dann hob er den Blick wieder und sah auf die Ebene hinaus. Bernhard kam zurück. An seiner Seite ging ein Mann im Sonntagsanzug. Mazureau, der etwas kurz-sichtig war, fragte:

„Wer kommt da zu uns heraufgestiegen, Bernhard?“

Nun sah auch Eveline hinüber, und sie errötete abermals.

„Es ist der, von dem du soeben gesprochen hast“, sagte sie; „Honoré vom Großen Hof.“

Mazureau hielt ihr seine Hand hin und sprach:

„Komm, hilf mir aufstehn, ich will ihm entgegen-gehen.“

Honoré war jedoch schon bei ihnen, bevor sie den Friedhof verlassen hatten. Er ergiff Mazureaus beide

Hände, dann nahm er Evelines Hände und behielt sie einen Augenblick in den seinen. Nachdem er einige förmliche Worte der Begrüßung gesprochen hatte, erklärte er, daß er aus der Stadt komme, wo man ihn entlassen habe.

„Ich hab noch niemanden von hier gesehen ...“, setzte er hinzu. „Ich ging grade drüben auf der Landstraße vorüber, da habe ich euch hier bemerkt, und ich wollte euch vor all den andern begrüßen.“

Er wies auf Mazureaus Stock und fuhr fort:

„Ich habe da drunten von Euerm Unglücksfall gehört ... glaubt mir, ich habe Euern Kummer mitgeföhlt!“

Mazureau jedoch ließ den Arm in der Höhe seines Blickes von links nach rechts kreisen.

„Was es an wichtigem Neuem zu erzählen gibt“, sagte er, „das ist, daß all das dort unten jetzt mein ist. Ich habe keinen Kummer, mein Lieber!“

Danach sagte er:

„Wir müssen miteinander reden; komm mit auf den Hof! Da wir nun einmal alle beieinander sind, wollen wir auch als gute Freunde gemeinsam zu Abend essen.“

Sie gingen zusammen nach dem Dorf zurück. Mazureau und Bernhard schritten vorneweg. Etwas hinter ihnen kam Honoré mit Eveline, welche die Augen gesenkt hielt.

Als man daheim angelangt war, bereitete Eveline das Abendessen. Bernhard mußte sich um das Vieh kümmern. Mazureau und Honoré aber setzten sich an den Tisch, einander gegenüber, und begannen ihre Pläne zu entwerfen. Sie redeten nicht mehr wie ehemals, als sie einander feindselig gegenübergestanden hatten, rauh und

listig miteinander, sondern die Freude, die in ihrem Herzen war, ließ ihre Worte frei und unbeschwert emporquellen.

Mazureau sagte:

„Mein größter Wunsch ist eigentlich der, daß nach mir ein Mann meines Namens auf Hof Marnière sitzt.“

Honoré erwies sich sogleich als guter Schwiegersohn, denn er gab zur Antwort:

„Ist mein Hof nicht groß genug, als daß ich mit Weib und Kindern auf ihm wohnen könnte?“

„Ich habe auch immer davon geträumt, daß mein Hab und Gut einmal beisammen bliebe, statt in einzelne Stücke aufgeteilt zu werden.“

„Schön! Was brauche ich auch Euere Äcker, wo ich sogar meine eigenen verpachte? Mir ist eben das Geld lieber!“

Honoré sprach wie ein Advokat; er wies nach, wie eine etwaige Teilung hätte vor sich gehen müssen und auf welche Schwierigkeiten man wegen der Anwesenheit eines Minderjährigen gestoßen wäre.

„Wir müssen die Dinge in die Reihe bringen“, sagte Mazureau. „Und zwar müssen wir es rasch tun, denn ich bin alt und möchte in Frieden sterben.“

Dann sprachen sie über Bernhard.

„Er kann gut allein auf dem Hof bleiben, obwohl er noch sehr jung ist“, sagte der Großvater. „Er kann seine Äcker so gut besorgen wie ein Mann, doch wen soll er zu sich ins Haus nehmen? Seine Mutter ist eine dumme Stadtgans . . . Eveline wird ihm eine zuverlässige Frau suchen müssen.“

Etwas zögernd fuhr er fort:

„Er ist mit Leib und Seele bei der Arbeit, ich kann darüber nicht klagen . . . aber man muß ihn anhalten, daß er in seinem Handeln immer gerecht zu bleiben hat.“

Honoré versprach, alles Nötige zu tun.

Jetzt kam Bernhard von der Scheuer herüber und setzte sich auf die Bank neben den Großvater. Eveline legte ein frisches Tischtuch auf und stellte dann die Teller auf den Tisch. Als das getan war, zündete sie die Lampe zu ihren Häuptern an, und Bernhard sagte kurz:

„Essen wir!“

Mazureau nahm das Brot, doch anstatt jedem sein Stück herunterzuschneiden, ließ er es unter seiner Hand liegen.

Eine Art ernster Milde erfüllte sein Herz und leuchtete aus seinen Augen. Er suchte nach ein paar gewichtigen Worten, deren sich die Jungen später erinnern könnten, doch er fand keines, das ihm hätte gefallen wollen. Um aber doch das Bedeutsame dieser Stunde zu betonen, gab er einen Befehl, den man auf Hof Marnière lange nicht mehr gehört hatte.

„Eveline, geh, hol die Bibel!“

Eveline ging in ihre Stube hinüber und brachte das Buch herbei. Mazureau sagte:

„Öffne sie und lege sie vor Bernhard hin; meine Augen sind nicht mehr so klar wie früher.“

Bernhard blätterte in der Bibel und fragte:

„Was soll ich lesen?“

„Wo du willst“, erwiderte Mazureau, „denn das Wort ist immer das gleiche.“

Bernhard kam zufällig an eine Seite, auf der lauter schwierig auszusprechende Namen geschrieben standen.

„Ach, das kann ich ja nicht lesen!“ sagte er.

„Warte, es gibt eine Stelle, da ist die Rede von einem, der den Samen achtlos auswarf . . . und er fiel zwischen die Steine, zwischen die Dornen und mitten auf den Weg . . . Wenn du die Stelle vielleicht finden könntest . . . Oder aber, es gibt noch eine, da steht geschrieben, daß alles Vieh im Lande Aegypten krank ward, und daß die ganze Ernte durch Hagel vernichtet wurde . . .“

„Es wäre wirklich ein Wunder, wenn ich das fände!“ bemerkte Bernhard.

Er wendete die vergilbten und von angefeuchteten Fingern befleckten Blätter um und las die Kopf-Inschriften über den einzelnen Seiten.

„Das hier, das ist das Buch Josua . . . hier das 1. Buch Samuelis . . . die Bücher der Chronica . . . Hiob . . .“

Mazureau streckte die Hand aus:

„Lies aus dem Buch Hiob.“

Sie entblößten ihre Häupter und standen rings um die Lampe von ihren Stühlen auf.

Die Gesichter der drei Jungen waren ins strahlende Licht getaucht, das Haupt des Großvaters aber ragte über sie alle empor, und seine Stirn war im Schatten.

Bernhard las die ersten Zeilen, die sich seinem Blick darboten:

„Bin ich gewandelt in Eitelkeit? Oder hat mein Fuß geeilet zum Betrug? So wäge man mich auf rechter Waage, so wird Gott erfahren meine

Unschuld. Ist mein Gang gewichen aus dem Wege, und mein Herz meinen Augen nachgefolget, und ist etwas in meinen Händen beklebet: So müsse ich säen, und ein anderer fresse es; und mein Geschlecht müsse ausgewurzelt werden.'

Bernhard hielt inne, da er am Fuß der Seite angekommen war, und ließ die vom Gewicht der dickleibigen Bibel ermüdeten Hände herabsinken.

„Lies noch ein Stück, mein Junge“, sagte Mazureau.

Und Bernhard las:

„Wird mein Land wider mich schreien, und mit einander seine Furchen weinen; habe ich seine Früchte unbezahlt gegessen, und das Leben der Ackerleute sauer gemacht: so mögen mir Disteln wachsen für Weizen, und Dornen für Gerste. Die Worte Hiobs haben ein Ende.'“

Der Großvater setzte den Hut wieder auf und nahm seinen Platz auf der Bank am Tisch wieder ein. Die Jungen setzten sich nach ihm nieder.

Nun schnitt der Großvater das Brot, und sie alle aßen.

Der Monat Januar war die große Zeit des Sichfindens und der Versöhnung.

Honoré, der sich jeden Tag auf Hof Marnière einstellte, erhielt Evelines feierlichen Verspruch, und die Hochzeit wurde auf den folgenden Sommer festgesetzt. Honoré machte seinem Notar einen Besuch, und alles ward nach Mazureau's Wünschen geregelt.

Sicot erneuerte seinen Pachtvertrag. Er tat damit einen Schritt nach vorn, und da Honoré zwei Schritte zurücktrat, trafen sie sich schließlich an dem gemeinsamen Punkt. Mazureau nämlich hatte Honoré beredet, sich versöhnlich zu zeigen. Als die Rede auf Sicot kam, sagte er:

„Er ist mein Schwager.“

Er ließ ihn überdies wissen, daß er mit ihm reden wolle, und zwar wegen der bei dem Kampf damals zerrissenen Banknoten.

Sicot kam nicht sogleich, aber da er erfuhr, daß Mazureau einen kleinen Rückfall erlitten habe, sandte er seine Tochter, um fragen zu lassen, wie es ihm gehe.

Marie kam also auf Hof Marnière. Sie sah zwar den Onkel nicht, denn seine neuerliche Erkrankung war nur vorübergehender Art gewesen, doch sie traf Eveline an, die mit Honoré im Ofenwinkel saß und plauderte.

Marie sagte keine Wort zu Honoré, mit Eveline aber sprach sie in bitteren Tönen. Als sie nach La Baillargère zurückgekehrt war, erklärte sie, daß sie nicht mehr zu der Base gehen wolle. Und doch: ein paar Tage danach schon, als das Kind geboren ward, ging sie abermals hinüber. Diesmal blieb sie sogar drei Tage und drei Nächte.

Das Kind verweigerte die Mutterbrust, so daß man es mit der Flasche aufziehen mußte. Marie erbot sich, so lange für es zu sorgen, bis die Wöchnerin ihren ersten Kirchgang getan hatte.

So wickelte sie es denn am vierten Tage ihrer Anwesenheit in ein großes, warmes Tuch und öffnete die Thür, um es nach La Baillargère zu tragen. Draußen

herrschte schlechtes und finsternes Wetter, und ein leiser Regen fiel vom Himmel herab. Daher hob sie, bevor sie aus dem Hause trat, ihren Rock empor und schlug ihn über den Kopf. Dann preßte sie das Kind fest an ihre Brust und hinkte eilends davon, wie eine Hexe, die einen neugeborenen Säugling entführt.

VIII

Als der Frühjahrsregen, der in der letzten Zeit ständig gefallen war, nachließ und die schönen Tage kamen, machte Mazureau sich daran, das neue Stück Land bei Brülons zu beackern.

Bernhard hatte den Pflug schon im Februar hinaufgeschafft; aber damals hatte der Großvater sich noch unwohl gefühlt, und er hatte nicht gewollt, daß diese wunderschöne Arbeit ohne ihn getan würde. Dann waren die langen Regenwochen gekommen und hatten den Boden zum Pflügen ungeeignet gemacht.

Endlich, am ersten Sonntag im April, ging Mazureau mit Bernhard auf die Ebene hinaus, und sie beschloßen, am nächsten Morgen mit dem Pflügen zu beginnen.

Nun tauchte die Schwierigkeit mit dem Gespann auf; denn sie hatten keine Ochsen mehr. Die Röhre aber, die allzu feurig unter dem Joch dahintrabten und mit ihren Kräften zu wenig haushielten, dazu sich sogar noch ungeschickt anstellten, wurden rasch müde, wenn man sie den Pflug durch den harten und von zahllosen Wurzeln durchwachsenen Boden ziehen ließ.

„Und doch müssen wir gute Arbeit leisten“, sagte der Großvater, „denn man wird unsern Acker genau be-

trachten. Ich will zu Marcireau gehen, damit er uns seine Stute leiht; die können wir gut vorspannen."

Er ging zu dem Nachbarn hinüber, ihn um die Gefälligkeit zu bitten. Nachdem die Frage des Gespanns gelöst war, sah Mazureau den Pflug genau nach, zog sämtliche Muttern an und setzte ein neues, gut gehärtetes Messer ein.

Während der Nacht tat er kaum ein Auge zu. Beim ersten Morgengrauen stand er auf und weckte Bernhard.

Der schrille Schrei der Hähne schallte über den Hof.

Mazureau öffnete die Tür und trat in die frische Luft hinaus.

"Komm, Bernhard", sagte er, "wir haben grade das richtige Wetter erwischt! Beeile dich! Ich möchte mit Sonnenaufgang draußen auf der Ebene sein."

Neben der Scheuer stand der Pflug bereit; auf dem Vorderteil lag die Deichsel. Die Schaufel schimmerte als ein bleicher Fleck durch die Dämmerung.

Mazureau ging zum Stall hinüber und gab dem Vieh zu fressen, dann begab er sich zu dem Nachbarn, um die Stute zu holen. Er fühlte die hemmende Last seines gelähmten Beines nicht, sondern marschierte wie ehedem, in seinen gesunden Tagen, mit festen Schritten dahin. Als er an dem Pflug vorüberkam, hob er den Sterz empor, ließ die Deichsel in ihrem Gelenk spielen und den Stachel einmal auf und ab fahren.

"Hopp, beeile dich, Bernhard!"

Bernhard aß noch immer. Endlich erschien er in der Tür zum Hof.

"Du willst doch nicht nüchtern fortgehen?" fragte er den Großvater.

Dieser stand schon vorn, neben seinen Tieren, und antwortete ungeduldig:

„Los, komm jetzt!“

Bald waren sie bei Brülons angelangt und stiegen zum Friedhof empor.

Sie hatten ihren Plan schon seit langer Zeit zurechtgelegt: sie wollten die Furchen, dreihundert Meter lang, vom Friedhof nach der Landstraße hinunterziehen und dabei ein Stück von einem der älteren Äcker abschneiden.

Ein in den Boden gerammter Pfahl, der Bernhards Rock als Richtfahne trug, sollte ihnen beim Ziehen der ersten Furche als Weiser dienen. Doch als sie gerade im Begriff waren, ihre Tiere nach dem richtigen Punkt hinzulenken, sahen sie die Sonne über der Richtfahne aufgehen. Von dem Anblick überwältigt, sagte der Großvater:

„Mitten in die Sonne, Bernhard Mazureau!“

Bernhard lief nach vorn zu der Stute. Mazureau aber nahm den Sterz zwischen die Hände, und so schritten sie beide mit kühn emporgehobenen Stirnen dem aufgehenden Licht zu.

Dreimal ging die Reise vom einen Ende bis zum andern hin und her. Schließlich sagte Bernhard:

„Jetzt gehen die Tiere allein . . . laß mich nun den Pflug nehmen und ackern, die Reihe ist an mir!“

Mazureau jedoch wies auf die Furche hinter seinem Rücken:

„Nicht weit von hier ist ein Fehler, den will ich noch wegnehmen, damit du nur noch dem rechten, vorgezogenen Weg nachzugehen brauchst.“

Er nahm den Sterz von neuem in die Hand. Eine ungeheure Freude erfüllte seine Brust. Er rief Bernhard, der vorn an der Deichsel ging, zu:

„So singe doch! Ich sehe, daß Leute unten auf der Ebene sind. Singe, damit sie die Ohren spitzen und merken, was wir hier oben tun!“

Bernhard begann zu singen. Seine harte Stimme ließ die Tiere vor Schreck erzittern. Der Wind hob sie empor, trug die rauhen Töne davon und verstreute sie wie Schrotgeschosse in der Ferne.

Mazureau aber dachte:

„Oh, ihr Leute aus Fougeray, und ihr aus Quérelles, bleibt nur alle stehen, die ihr da drunten schafft, und schaut zu uns herauf! Der Boden von Brûlons ist an seine alten Herren zurückgefallen . . . Der da vorn singt, das ist mein Enkel, der letzte Mazureau. Als kleiner Junge ist er aus der Stadt zu uns herausgekommen, und bei uns ist er dieser stämmige Bursch geworden . . . Auf seinen Schultern wird bald die ganze Ehre der Familie ruhen!“

Als sie in die Nähe des Friedhofs zurückkamen, rasteten sie einen Augenblick und sahen hinter sich.

„Ein schönes Stück Arbeit!“ sagte Mazureau.

„Es gibt keinen so feinen Acker in der ganzen Umgegend“, sagte Bernhard darauf; „sogar Honoré besitzt keinen so großen!“

„Nein, so etwas hat er nicht!“ sagte Mazureau stolz. „Und du, Bernhard, wirst es besser machen, als ich es gemacht habe . . . Hier ringsum gibt es noch manchen schönen Acker . . . Ich möchte nämlich auch, daß du dich nach der Jaunerie hinüber noch vergrößerst.“

Bernhard dachte bei sich, daß schon allzu viel geschwaßt und die Arbeit noch nicht beendet sei. Er trat an den Pflug heran und sagte:

„Setz bin ich an der Reihe!“

Der Großvater überließ ihm den Sterz und sprach:

„Ja, nimm du ihn jetzt! Pflüg deinen Acker, Bernhard Mazureau!“

Der Junge stieß den Pflug in den Boden, und die Tiere zogen an.

Der Großvater blieb einen Augenblick unbeweglich stehen und sah mit zu, wie die Erde sich öffnete. Die Rührung würgte ihn im Halse und brannte ihm in den Augen. Seine Beine fingen an zu zittern. Er trat in den Friedhof und setzte sich nieder.

Der Knabe aber schritt in die aufgehende Sonne hinein, und sein Gang war schön und gleichmäßig. Als er drüben an der Landstraße angekommen war, ließ er die Tiere wenden und kam mit dem Gespann wieder herauf.

Der Großvater murmelte abermals:

„Pflüg deinen Acker, Mazureau!“

Plötzlich stand er auf, setzte sich wieder, stand abermals auf . . . Er fühlte eine seltsame Trunkenheit in seinem Kopf hin und her wallen, und eine sonderbare Müdigkeit kroch in seinen Beinen empor. Ihm war, als ob ein ungeheures Läuten seine Brust, seinen Kopf, ja die ganze Welt erfüllte.

Nun kam Bernhard zurück. Mazureau wollte ihm entgegengehen, ihm zurufen. Er empfand den dunklen Wunsch, noch einmal neben seinem Enkel über die Ebene zu schreiten; doch die Beine gehorchten ihm nicht mehr,

und seine Lippen öffneten sich und schlossen sich wieder, ohne daß er sich dessen bewußt ward.

„Pflüg deinen Acker, Mazureau! Pflüg . . .!“

Schon war Bernhard vorüber und schritt abermals der Sonne entgegen.

Mazureau aber stützte sich mit beiden Händen auf einen Grabstein, und er sah, wie ein breiter Blutstrom sich über die weiße Fläche ergoß. Seine Arme ließen los.

Er begriff, daß der Tod sich über ihn beugte. Mit übermenschlicher Anstrengung richtete er sich empor und rief:

„Bernhard, zu Hilfe!“

Dann öffneten sich seine Augen weit und strahlten ein letztes Mal das Bild dieser geliebten Erde zurück. Darauf brach er an dem Platz, den er sich selbst gewählt hatte, dicht neben der letzten Ruhestatt des reichen Mazureau, zusammen.

Bernhard hatte wohl einen Schrei hinter sich vernommen; doch er nahm sich nicht die Zeit, sich umzuwenden, denn die Arbeit ging nicht so rasch voran wie er wollte. Er beugte sich tief über den Pflug, griff nach der Peitsche und zog sie den müden Tieren erbarmungslos über den Rücken.

Ende